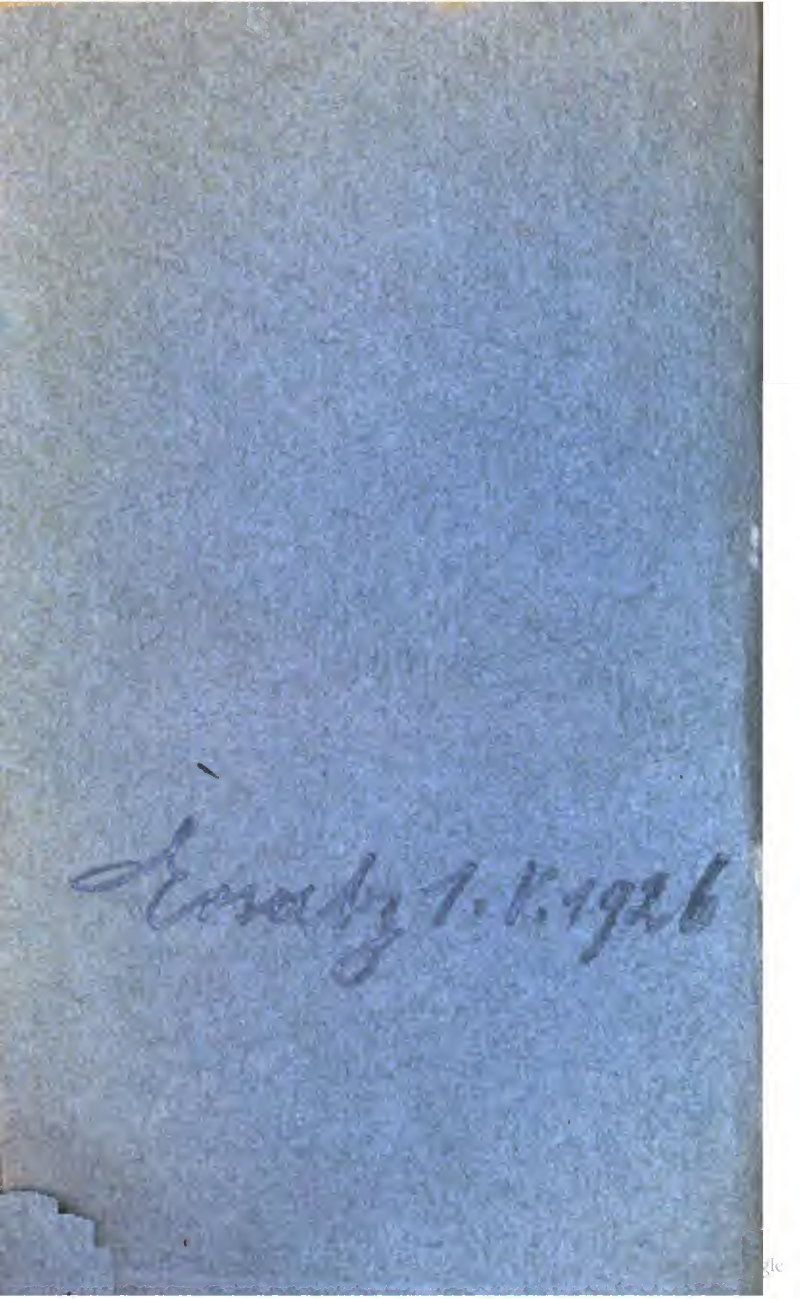




[Sophie v. Knorring]

Evremont.

Ein Roman.

Herausgegeben

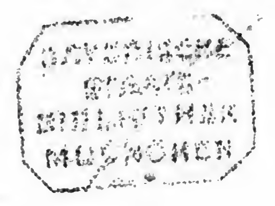
von

Ludwig Tieck.

Dritter Theil.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.



I.

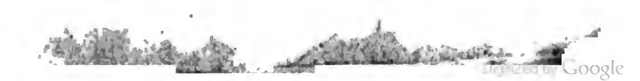
Wer eine Zeit lang auf dem Lande gelebt hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß es zwar kräftigen Geistern gelingen kann, sich selbst von der Sucht frei zu erhalten, ohne Schonung alle Verhältnisse seiner Bekannten zu durchdringen, daß es aber ganz unmöglich ist, die Forschungslust Anderer zu hemmen. Die genaue Kenntniß des Vermögens eines Jeden wie aller Umstände des Lebens wird den Nachbaren in weitem Umkreise Bedürfniß, und unter dem Scheine treuherziger Theilnahme dringen sie mit geradezu gestellten Fragen in die tiefsten Wunden des Herzens ein. Der feinere Weltmann fühlt mit leisem Takte sogleich die Gränze, die nicht überschritten werden soll, und wenn auch seine Schonung nicht aus Milde entspringt, sondern nur dem, was man gewohnt ist, Sitte und guten Ton zu nennen, seinen Ursprung verdankt, so wirkt sie doch wohlthätiger, als das Benehmen der Landbewohner, die den, der mit

edler Zurückhaltung seine Schmerzen verhüllt, einen verschlossenen Charakter nennen, und sich gleichgültig und mißtrauisch von ihm wenden, weil er seine tiefsten, heiligsten Gefühle, die nicht verstanden werden können, nicht Preis geben mag, damit der Müßiggang der Seele Beschäftigung finde.

Diese schon oft gemachte Erfahrung mußte der Graf von Neuem machen. Es war nicht möglich, daß die Vorfälle in seinem Hause nicht hätten bekannt werden sollen, und die unerhörten Begebenheiten regten die ganze Nachbarschaft auf. Nur Wenige hatten seit Kurzem dunkel vernommen, daß die Gräfin schon früher vermählt gewesen und sich als Wittwe mit dem Grafen verbunden hätte; denn der Prediger, von dem die dunkle Nachricht herrührte, hatte selbst nichts weiter darüber erfahren können, als was er aus dem Munde der Professorin in ihrer ersten Ueberraschung vernommen hatte. Jede spätere an dieselbe gerichtete Frage über diesen Gegenstand war kurz abweisend und mehr als verdrüßlich beantwortet worden. Selbst der Bruder der Gräfin hatte sich auf keine Erklärung der nähern Umstände eingelassen und die deßhalb an ihn gerichteten Fragen nur einsylbig beantwortet, so daß diese erste Verbindung der Gräfin zu allerlei seltsamen Gerüchten Veranlassung gab, denn es fiel Niemandem ein, daß man erlebte Schmerzen

mit undurchdringlichem Schleier könne verhüllen wollen, um sie nicht zum Gegenstande gleichgültiger Gespräche zu machen, sondern man nahm mit der gewöhnlichen Lieblosigkeit müßiger Menschen an, daß nur nachtheilige Umstände denen verschwiegen werden könnten, die sich alle für die Freunde des Hauses erklärten.

Diese Ansicht war in der ganzen Gegend umher die allgemeine geworden, als man auf einmal das höchst Seltsame erfuhr, die Gräfin habe aus früherer Ehe einen Sohn, und da die Entdeckung des Sohnes mit früheren Gerüchten in Verbindung gebracht wurde, so lautete die sich allgemein verbreitende Nachricht, ein bekannter französischer Spion sei als der Sohn der Gräfin erkannt worden, und da man meinte, daß ein Spion *nur ein sehr niedriger* Mensch sein könne, so erklärte man dieß für einen Umstand, der einen finstern Schatten auf die frühere Verbindung der Gräfin werfe, und dieß alles eigentlich ohne böse Absicht, sondern nur, um durch eine seltsame Begebenheit die einer langweiligen Ruhe hingegebene Seele lebhaft anzuregen. Es vereinigte sich also um diese Zeit im weiten Umkreise von Hohenthal keine Gesellschaft, die nicht diesen Gegenstand verhandelt hätte, und da Jedermann die Sache etwas anders erzählte, als er sie vernommen hatte, so war sie endlich in dem Munde der Letzten so seltsam und abentheuerlich geworden, daß die, von



welchen die ersten Nachrichten ausgegangen waren, die lebhafteste Freude über die neuen Aufklärungen dessen, was ihnen in der Sache dunkel geblieben war, empfanden.

Es konnte unter solchen Umständen nicht fehlen, daß täglich neugierige Besucher auf Schloß Hohenthal erschienen, die, die innigste Theilnahme vorgebend, mit Fragen auf den Grafen und die Gräfin eindrangen, deren ruhige Beantwortung eben so viel Standhaftigkeit erforderte, wie man bedarf, um eine schmerzhafte Operation mit Gelassenheit zu ertragen. Um diesem sich täglich erneuernden Uebel auszuweichen, änderte der Graf den früher entworfenen Lebensplan und schlug seiner Gemahlin vor, den Winter in Berlin zuzubringen. Mit Freuden wurde dieser Vorschlag von der Gräfin angenommen, die noch mehr als der Graf durch die sich stets vermehrenden Wogen des öffentlichen Geschwätzes litt. Von der lebhaften Adele, die sich im Winter auf dem Lande langweilte, konnte nur eine freudige Einwilligung erwartet werden, und der Graf beredete den Obristen Thalheim leicht, sich der Gesellschaft anzuschließen, denn er wollte den Greis, der nur mit ihm und seinen Hausgenossen umging, nicht der trüben Einsamkeit überlassen.

Die Anstalten zur Abreise waren bald getroffen. Der Graf Robert war über diesen Entschluß höchst erfreut, und bis zum Entzücken wurde diese Freude gesteigert, als er er=



fuhr, daß auch seine schöne, zärtlich geliebte Braut Theil an dieser Reise nehmen würde. Auch die Professorin wollte ihre Rückreise antreten, aber nur, um im Frühlinge zurückzukehren und dann ihr Leben in ihrer geliebten Heimath zu beschließen. Sie hatte die gemachte Erbschaft dazu angewendet, ein großes Bauerngut in des Grafen Herrschaft zu kaufen. Dieser hatte dieß Gut von allen Diensten und Abgaben befreit, und angränzende Felder und Wiesen hinzugefügt, so daß es nun eine ganz artige Besitzung bildete. Die Professorin eilte nach ihrem ehemaligen Wohnsitze zurück, um ihr sich dort befindendes Vermögen zusammen zu bringen, mit dem sie im Frühlinge wiederkehren und die Kosten bestreiten wollte, um ein neues bequemes Haus an einer schönen Stelle, am Abhange eines Hügels zu erbauen, der sich, mit dem schönsten Grün bekleidet, sanft hinab senkte, bis ein klarer Bach seinen Fuß mit kleinen, kräuselnden Wellen umspielte. Die Professorin war um so mehr für den gewählten Platz eingenommen, weil es ihr bekannt war, welche trefflichen Forellen der kleine muntere Bach enthielt. Der Graf wies alles nöthige Bauholz und die für das neue Haus erforderlichen Steine an, und erhöhte noch ansehnlich den Gehalt des Arztes, so wie er ihm das vollkommene Jagdrecht zur großen Freude der Professorin gestattete, denn wenn diese ihren Neffen auch nicht für einen sonderlichen

Jäger hielt, so hoffte sie doch mit Recht wohl andere zu finden, die die Küche gehörig mit Wildpret versorgen würden.

Nach allen diesen Einrichtungen glaubte der Graf immer noch nicht genug gethan zu haben, um den Arzt zu belohnen, dessen große Sorgfalt, wie er überzeugt war, St. Juliens Leben erhalten hatte. Die Gräfin überredete ihre ehemalige Dienerin leicht, den Weg über Berlin zu nehmen und die Tochter während des Winters in einer dasigen Erziehungsanstalt zu lassen, damit diese etwas mehr von den feineren weiblichen Beschäftigungen lernte, als die Mutter bis jetzt für gut gehalten hatte ihr beibringen zu lassen. Auch der Arzt war mit dieser Anordnung zufrieden, ob er sich gleich nur mit Schmerzen von seiner künftigen Braut und deren Mutter trennen konnte, nur durch die Hoffnung getröstet, daß der nächste Frühling ihm nicht nur Beide zurückbrächte, sondern auch die Bibliothek und das Naturalienkabinet seines verstorbenen Oheims. Er nahm sich vor, sich diesen Winter ganz den Studien zu widmen, um den Schmerz der Trennung zu besiegen und, um sich zu erholen, mit dem einzigen ihm bleibenden Freunde, dem Prediger, den Plan des Hauses zu entwerfen, welches nach seiner Meinung alle Forderungen des Geschmacks und der Bequemlichkeit befriedigen sollte. Da der Graf dem Schloßgärtner befohlen hatte einen großen Obst- und Gemüsegarten auf dem neuen Gute

anzulegen, so führte die lebhafte Phantasie des Arztes ihm tausend reizende Bilder der Zukunft vor, wie er im Schlafrocke neben seiner jungen, zärtlichen Frau in einer Weinlaube seines Gartens sitzen und Kaffee trinken würde, oder er sah sich, mit dem Prediger Tabak rauchend, zwischen seinen hohen Kornfeldern wandern und bewunderte schon jetzt im Geiste den reichen Segen der goldnen Aehren, indem er mit stolzen Schritten in seinem Zimmer auf und ab wandelte, und den Rauch aus der Pfeife, die er wirklich rauchte, vor sich hinblies. Das sind idealische Träume, rief er dann wohl, indem er sich mit der Hand rasch die kurzgelockten Haare durcheinander wühlte. Aber kann irgend ein Mensch hoffen, daß die Träume seiner Sehnsucht erfüllt werden, so bin ich es, denn mein Glück steht mir so nahe, daß ich es mit den Händen erreichen kann, und wahrlich, meine Welterfahrung wird es nicht vorüberfliehen lassen, sondern sicher ergreifen und festhalten.

So von allen Seiten befriedigt hatte man sich getrennt. Der junge Gustav war von dem Grafen nach Breslau gesandt worden, wo er noch ein Jahr bleiben sollte, um dann auf die Universität, die er sich selbst wählen würde, abzugehn. Düboïs, der den Jüngling väterlich liebte, hatte ihm beim Abschiede noch ein ansehnliches Geschenk aufgezwungen, ob er gleich mit Allem überflüssig versorgt war, denn auch

der Graf Robert hatte ihn mit allen Beweisen he[illegible] Freundschaft entlassen. So war nun Schloß Hohenthal, wo sich eben noch so viel Leben geregt hatte, auf einmal öde und verlassen, und nur aus den Zimmern des Arztes sch[illegible]merte dem Wanderer ein einsames Licht entgegen, das aber wie ein freundlicher Stern dem Hülfe Suchenden leuchtete, denn je mehr der Wohlstand und die Zufriedenheit des Arztes zunahmen, je mehr fühlte er sich verpflichtet, seine Wissenschaft, die er als die Quelle seines Glücks betrachtete, zum Heile seiner Mitmenschen anzuwenden, und wenn er auch täglich hochmüthiger wurde in der Ueberzeugung seines anerkannten Werths, so hinderte ihn dieser unschuldige Hochmuth doch nicht, täglich zugleich milder und wohlwollender zu werden.

Der Graf war mit seiner Familie und seinen Freunden in Berlin angelangt, und hier versprach er der noch immer liebenswürdigen Adele, ihre und St. Juliens Angelegenheiten ordnen zu helfen, ehe sie die Rückreise mit diesem nach Frankreich antreten müsse. Denn wie sich auch das Schicksal des jungen Mannes gewendet hatte, so fiel es doch Niemandem ein, daß er anders handeln könne, als zu seinem Regimente zurückzukehren.

Schon in Hohenthal hatte die Gräfin, nachdem die stürmische Bewegung der Seele sich gemildert hatte, die durch

Entdeckungen entstehen mußte, welche die tiefsten Gefühle des Herzens aufregten, alle nöthige Auskunft über die Erhaltung ihres Sohnes empfangen.

An jenem unglücklichen Tage, so hatte die Schwester des Grafen Evremont ihre Erzählung begonnen, als Dich, geliebte Schwester, und meinen theuern Bruder unerwartet ein entsetzliches Schicksal traf, kehrte ich ruhig, nachdem unsere kleinen Geschäfte abgemacht waren, mit unserer Leonore nach unserer Wohnung zurück. Ich sage Dir nichts von dem Jammer und der Verzweiflung, die hier meine Seele erfüllten. Ich dachte nicht an mich, ich wollte zu Euch, und wäre gewiß ohne den Freund und Retter, der mir wie ein Bote des Himmels erschien, ebenfalls ein Opfer der Grausamkeit geworden, die sich damals Vaterlandsliebe nannte.

Der Chef des Handlungshauses, dem mein Vater und mein Bruder mit so großem Recht ihr Vertrauen schenkten, erschien, und wurde mein und Adolphs Retter. Ich war von Angst und Schrecken so betäubt, daß ich ihm willenlos folgte. Ich bemerkte kaum, daß er Leonore von mir trennte, und ahnte nicht, welcher Gefahr der gute Mann sich aussetzte, um die letzten Ueberreste des Hauses Evremont zu schützen. Erst später erfuhr ich, was ich Dir jetzt im Zusammenhange mittheile. Er mochte vielleicht selbst einige Hoffnung hegen, daß mein armer Bruder gerettet werden

könnte. Vielleicht aber täuschte er mich auch nur mit dieser Hoffnung, damit ich ohne Widerstand mich seinen Maßregeln fügte. Genug, er brachte mich in eine entlegene Vorstadt, wo ein schon bejahrter Mann, sein Freund und Verwandter, Herr St. Julien, das Hinterhaus eines ansehnlichen Gebäudes bewohnte. Hier erfuhr ich, daß mein Erretter sein Haus verlassen hatte, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Er hatte die Abwesenheit seines ersten Buchhalters benutzt, desselben, den er im Verdacht hatte, meines Bruders Unglück veranlaßt zu haben, und von dem er glaubte, daß er das Komptoir nur verlassen habe, um ihn selbst der Regierung als einen Feind des Vaterlandes zu bezeichnen. Die kurze Zeit, die dem alten Manne blieb, war von ihm benutzt worden, alle Wechsel und baar vorräthigen Summen mit sich zu nehmen, so wie die Hauptbücher seiner Handlung und wichtige von meinem Bruder bei ihm niedergelegte Papiere. Er hatte einen Miethkutscher genommen, den er, ehe er unsere Wohnung erreichte, mit einem andern vertauschte. Dieß that er noch zwei Mal, ehe wir die abgelegene Wohnung seines Freundes erreichten, der, obwohl nicht vorbereitet auf unsern Empfang, uns dennoch liebreich und bereitwillig bei sich aufnahm.

Ich bemerkte bald, daß beide Freunde sich ohne allen Rückhalt mit einander besprachen, und später vertraute mir

Herr St. Julien, daß Beide gegen mich die bestimmte Hoffnung, meinen Bruder und Dich zu retten, nur darum ausgesprochen hatten, um mich vor gänzlicher Verzweiflung zu bewahren, daß sie selbst aber Euch beide als verloren beweint hätten.

Es schien den Freunden zu gefährlich, sich in Paris selbst verborgen halten zu wollen, und die Abreise nach dem Elsaß, der Heimath des Herrn St. Julien, der große Fabriken in der Nähe von Straßburg hatte, wurde beschlossen. Ein Zufall begünstigte unsere Flucht. Ein alter Komtoirdiener des Herrn St. Julien war Wittwer, und seine einzige, ohne mütterliche Leitung erwachsene Tochter hatte vor mehreren Jahren den trostlosen Vater verlassen und sich in Paris einem verächtlichen Leben hingegeben, um augenblickliche Befriedigung eitler Lust zu finden. Da aber ein solches Leben der Schande auch dem Wechsel unterworfen ist, so war die leichtsinnige Tochter des redlichen Mannes in Krankheit und Armuth gerathen, und hatte sich in dieser trostlosen Lage an das Herz des Vaters gewendet. Wohl selten wird ein Vater die flehende Stimme des verirrten Kindes ohne Rührung vernehmen, und auch der alte Armand eilte, Liebe und Versöhnung im Herzen, in Begleitung des Herrn St. Julien nach Paris, den ein Handelsgeschäft dahin führte.

Der Vater nahm die kranke Tochter und ihren Sohn, den lebenden Zeugen ihrer Verirrung, bei sich auf. Kein Vorwurf kränkte die ungerathene Tochter. Der alte Vater drückte das schuldlose Kind mit Liebe an seine Brust. Durch Sorgfalt und zärtliche Pflege kehrte die Gesundheit der leichtsinnigen Laurette bald zurück, die Spuren der Verwüstung, die Armuth und Krankheit angerichtet hatten, schwanden allmälig, und der zu gute Vater fand in der wieder aufblühenden Schönheit der Tochter Entschuldigung für ihre Fehler. Herrn St. Juliens Geschäfte waren beendigt, und da die Gesundheit der Tochter Armands hergestellt war, so hatte man Pässe zur Reise genommen, die auf den nächsten Tag bestimmt war. Armand hatte noch einige nöthige Vorkehrungen hiezu getroffen und kehrte, von Geschäften ermüdet, nach seiner Wohnung zurück, als er hier statt der Tochter einen Brief fand, in dem sie ihm meldete, daß es ihr unmöglich sei, Paris zu verlassen und unter seinen Augen zu leben, da jeder milde Blick, den er auf sie richte, ihr Herz wie ein Dolchstich durchbohre und es daher für beide besser sei, wenn sie sich diesen peinlichen Empfindungen und ihm den Anblick ihrer Schande entzöge.

Es war nur zu wahrscheinlich, daß die neu aufblühende Schönheit der leichtsinnigen Laurette Bewunderer herbei gezogen hatte und daß sie von Neuem sich ihrem früheren Le-

den hingab. Der Vater war in Verzweiflung, und er erklärte Herrn St. Julien, daß er Paris nicht mit ihm verlassen könne, weil er entschlossen sei, die Spuren seiner unglücklichen Tochter aufzusuchen und alles, was väterliche Liebe und Gewalt vermöge, anzuwenden, um sie ihrem sträflichen Leben zu entreißen.

Dieser Umstand, der eine Stunde vor unserer Ankunft Herrn St. Julien mit Verdruß erfüllt hatte, wurde nun von beiden Freunden als ein glücklicher Zufall betrachtet. Mein Erretter sollte unter dem Namen Armand Herrn St. Julien begleiten, und ich mit unserm Adolph als Laurette und ihr Sohn, wie sie in dem Paß angegeben waren, den Herr St. Julien schon in Händen hatte, und beide Freunde freuten sich herzlich, daß die Beschreibung der Person dieser leichtsinnigen Dirne auf mich angewendet werden könne, und so bot mir die Schande des verächtlichen Lebens einer Fremden Schutz in der traurigen Zeit, wo Tugend und Ehre mich nicht hätten schirmen können.

Ich wurde bei diesen Verhandlungen nicht um meine Einwilligung gefragt, indem man sie voraus setzte, und in der That, es wäre unvernünftig gewesen, ein Rettungsmittel von sich zu weisen, das sich so unvermuthet darbot. Auch war ich so betäubt von Angst und Kummer, daß ich unfähig war zum Denken und Ueberlegen. Der erste matte



Strahl der Freude und Hoffnung durchzuckte mein Herz, als ich vernahm, daß ich Adolph mit mir nehmen, daß ich mich nicht mehr von ihm trennen sollte.

Wir erreichten den Wohnort des Herrn St. Julien und lebten abwechselnd auf einem angenehmen Landsitze und in Straßburg. Du kannst wohl denken, daß ich die beiden Freunde mit unablässigen Fragen über Euer Geschick bestürmte. Ach! und endlich, geliebte Cäcilie, konnte mir das Traurigste nicht verborgen bleiben. Ich erfuhr meines unglücklichen Bruders Ende und von Dir nichts.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich der trostlosesten Verzweiflung hingab. Ich weiß nur, daß endlich die Jugendkraft über die Krankheit siegte, die meinem Leben drohte, und daß ich, als erstes Zeichen des Bewußtseins, Adolph in meine Arme schloß und mit Thränen überströmte. Als ich wieder einigen Antheil an der Außenwelt nahm, bemerkte ich, daß Herr St. Julien um Vieles blässer, älter und hinfälliger geworden war, und diese Wahrnehmung erschreckte mich. Es drängte sich mir die ganze Hülflosigkeit meiner Lage auf, wenn ich auch ihn verlieren sollte. Ich fragte nach seinem Freunde und erfuhr, daß er während meiner langen Krankheit gestorben sei. Viele nach einander folgende traurige Berichte von Hinrichtungen ihm nahe verwandter Personen hatten ihn schon auf's Krankenlager geworfen,

und als er das gleiche Ende seines letzten Neffen erfuhr, hatte ein Schlagfluß sein kummervolles Leben geendigt.

Es konnte mir nicht entgehen, daß Herr St. Julien es mit Ungeduld erwartete, daß die Aerzte mich für völlig genesen erklären möchten, um eine Unterredung mit mir zu führen, die er nicht mehr glaubte aufschieben zu dürfen und von deren ernstem Inhalt er nachtheilige Folgen fürchtete, so lange meine Gesundheit noch wankend wäre. Ich kam ihm in seinem Verlangen entgegen, weil ich immer noch hoffte, wenigstens von Dir etwas Tröstliches zu erfahren, und er zögerte nicht mehr, mich mit meiner Lage bekannt zu machen und mir seine Wünsche mitzutheilen, die nur mein Wohl beabsichtigten. Der würdige Mann hatte keine Mittel verabsäumt, um Nachrichten von Dir zu erhalten, und er hatte durch seine Nachforschungen nur erfahren, daß ich auch meinen Vater zu beweinen habe, der sein kummervolles Leben in der Schweiz geendigt hatte. Du warst spurlos verschwunden, und von allen Wesen, denen ich liebend angehörte, blieb mir nichts, als Dein nnd meines Bruders Kind, das mit unschuldiger Heiterkeit zu meinen Füßen spielte und mit kindlichem Lächeln mich seine Mutter nannte, während ihm unbewußt die Stürme des Unglücks über sein schuldloses Haupt hinwegzogen.

Herr St. Julien betrachtete die furchtbare Revolution,

die mit entsetzlicher Gewalt alle Blüten unseres Lebens zu Boden schlug, mit den Augen eines Bürgers. Er schauderte vor den Strömen Blutes, die täglich flossen, aber er glaubte, große Mißbräuche hätten diese entsetzlichen Reibungen hervorgebracht, und hoffte, unsere Nachkommen würden die Früchte unserer Leiden genießen. Er hielt sich für überzeugt, daß der Adel mit allen seinen Vorrechten und ehrgeizigen Träumen für immer aus Frankreich verschwunden sei, und glaubte deßhalb mir keinen Nachtheil zuzuziehen, wenn er mir seine Hand anböte, um mir als französischer Bürgerin den Schutz unsers Vaterlandes zuzusichern. Der edle Mann sagte mir mit bescheidenen, aber bestimmten Worten, daß sein Verhältniß zu mir das eines Vaters bleiben würde, und daß nicht die selbstsüchtigen Absichten eines thöricht verliebten Greises ihn leiteten, sondern daß er mein Wohl vor Augen habe. Er sagte mir, daß er die bestimmte Ueberzeugung habe, nicht mehr lange leben zu können, und daß ich dann als seine Wittwe mit Anstand meine Unabhängigkeit bewahren oder eine andere Wahl treffen könne, daß ich aber als Fräulein Evremont schutzlos tausend Gefahren ausgesetzt sei, und noch weniger für Adolph sorgen oder ihn schützen könne.

Ich sah die Wahrheit alles Gesagten ein und empfing mit Dankbarkeit und Rührung die Hand des edeln Greises

und man nannte mich Madame St. Julien. Als auf diese Weise meine Rechte in seinem Hause festgestellt waren, legte mein großmüthiger Freund mir alle unsern Adolph betreffende Papiere vor, den er zugleich adoptirt hatte. Was von dem Vermögen unsers Vaters hatte gerettet werden können, war in seinen Händen, und er sicherte mir und Adolph bald nach unserer Verbindung nicht nur dieß, sondern auch noch sein beträchtliches Vermögen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß dieß vielleicht eine Ungerechtigkeit gegen seine Verwandten sei, aber er antwortete mir mit einem bittern, schmerzlichen Lächeln, alle seine Angehörigen hätten für das Vaterland ihr Blut verspritzt, theils auf dem Felde der Ehre, theils unter dem Messer der Guillotine, so daß ihm nur einige sehr entfernte Verwandte, die kaum auf diese Benennung Anspruch machen könnten, in Italien geblieben wären, die ihr schlechter Charakter von seinem Herzen geschieden haben würde, auch wenn sie ihm näher ständen. Meine Bitten vermochten den lebensmüden, gebeugten Greis dennoch, diesen ein bedeutendes Legat auszusetzen, und nun glaubte ich mit ruhigem Gewissen in liebevoller Dankbarkeit die Beweise seiner Großmuth für mich und Adolph annehmen zu können.

Die Ahnung der Nähe seines Todes hatte meinen edeln Beschützer nicht getäuscht. Wenige Monate nach unserer

Verbindung entschlummerte er in meinen Armen sanft zur ewigen Ruhe, und wie einen zweiten Vater beweinte ich ihn kindlich mit heißen Thränen. Mein großmüthiger Freund hatte vor seinem Tode alle seine Geschäfte so geordnet, daß ich mit Hülfe eines erfahrnen Buchhalters sie noch eine Zeitlang fortführen, und mich dann nach und nach zurückziehen konnte. Ich folgte mit Gewissenhaftigkeit allen Vorschriften, die er hinterlassen hatte, und fand mich dadurch nach zwei Jahren im Besitze eines Vermögens, über dessen Größe ich selbst erstaunte. Nachdem ich den Schmerz über den Verlust meines edeln Freundes überwunden hatte, wendete sich alle leidenschaftliche Liebe, deren mein Herz noch fähig war, unserm Adolph zu. Du kannst wohl denken, daß sich manche Bewerber der jungen, reichen Wittwe nahten, aber sei es, daß meine Liebe zu Adolph jede andere Neigung unmöglich machte, oder daß mein Herz nach so vielen harten Schlägen des Schicksals überhaupt nicht mehr fähig war, gerührt zu werden, genug, die Jugend verschwand, ohne daß ich mich auch nur ein Mal versucht gefühlt hätte, meine Freiheit aufzuopfern, und Adolph ist meine einzige Leidenschaft geblieben.

Es ist natürlich, daß dieser Bericht nicht hatte ohne Unterbrechung gegeben werden können. Viele zärtliche und schmerzliche Erinnerungen machten, daß die Freundinnen sich

oft weinend umarmten, und daß sie erst wieder Zeit bedurften, um sich zu erholen, ehe sie eine Unterhaltung fortsetzen konnten, deren Inhalt für Beide so wichtig war. Ich hätte wohl gewünscht, schloß endlich, ihre Thränen trocknend, Adele, daß ich Adolph, der mich allein an das Leben fesselte, von der Gefahr einer kriegerischen Laufbahn hätte zurückhalten können, aber es machten dieß theils die jetzigen Einrichtungen unseres Vaterlandes, theils das Blut der Evremonts, das in seinen Adern fließt, unmöglich, denn er hatte kaum das erforderliche Alter erreicht, als er sich in die Reihen der Krieger drängte, und ich hielt es unter solchen Umständen für das Beste, Alles, was ich vermochte, anzuwenden, um ihn zu empfehlen, damit er so bald als möglich zum Offizier befördert würde. Dieß geschah auch troß seiner großen Jugend sehr bald, und ihm war wenigstens die Bahn eröffnet, sich Ehre zu erwerben, wenn ich auch fortwährend für sein Leben zittern mußte.

Die Dankbarkeit, welche die Gräfin für die Schwester des Grafen Evremont empfinden mußte, erhöhte die frühere Neigung, und beide Frauen schlossen sich eng an einander in inniger Freundschaft, die dadurch noch fester wurde, daß Beider Zärtlichkeit sich in demselben Gegenstand begegnete. Adolph St. Julien pries sein Geschick, das ihm zwei Mütter gegeben hatte, die er beide mit herzlicher Liebe empfing.

Der Graf hatte es gern übernommen, die Geschäfte seiner Freunde ordnen zu helfen, und er fand es natürlich, daß die Tante das zarte Gefühl für Recht zu befriedigen suchte und dem Neffen das Erbe seines Vaters einzuhändigen wünschte. Er stand ihr also in diesen Auseinandersetzungen bei, und indem er in Berlin die Papiere durchging, die sie zu diesem Behuf mitgebracht hatte, fielen ihm auch die Zeugnisse der Geburt des jungen Mannes in die Hände, und er machte die Wittwe des Herrn St. Julien darauf aufmerksam, daß es auch gerecht sei, daß dessen Adoptivsohn den so lange geführten Namen ablege und den ihm durch die Geburt zukommenden führe. Es war ihm nicht schwer, die Schwester des Grafen Evremont zu überzeugen, daß bei der Wendung, die die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs genommen hatten, dieß für den jungen Mann vortheilhaft sei, um so mehr, da nicht nur dort ein neuer Adel entstand, sondern Napoleon unverkennbar die alten Familien um sich zu sammeln suchte, und man so in der Ferne hoffen konnte, den jungen Mann wieder als Grafen anerkannt zu sehen; eine Hoffnung, die weder dem Grafen selbst, noch der Wittwe St. Juliens gleichgültig war, denn wie der Mensch auch meint sein Herz gereinigt und sich über Vorurtheile erhoben zu haben, so lassen sich doch Gefühle, die von frühester Kindheit an ihm unbewußt genährt werden

und mit ihm gewachsen sind, wohl verläugnen, sie gänzlich auszurotten aber ist er niemals im Stande.

Der Graf war weit davon entfernt, irgend ein drückendes Vorrecht des Adels erneuert zu wünschen, aber er konnte sich nicht abläugnen, daß er den jungen Mann, den er väterlich liebte und dem er, als dem Sohne seiner Gemahlin, alle Rechte eines leiblichen Sohnes einräumen wollte, Graf Evremont zu nennen wünschte, und er meinte, wenn nur der erste Schritt geschehen sei und er den Namen seines Vaters führte, so stände der Anerkennung des alten Adels eigentlich nichts mehr entgegen, die ja in Deutschland erfolgen mußte, selbst wenn sie Napoleon nicht bewilligen sollte, weil die vorhandenen Dokumente die Rechte des jungen Mannes an diesen Titel klar bewiesen, denn daß der geliebte Sohn sich auf deutschen Boden zurückziehen sollte, sobald die Ehre es erlaubte, war gleich nach der Erkennung in Hohenthal von allen Seiten beschlossen worden.

II.

St. Julien empfing mit Dankbarkeit sein väterliches Erbe und bat den Grafen, es gemeinschaftlich mit seiner Tante zu verwalten. Der Frühling näherte sich, und da der Urlaub des jungen Mannes ebenfalls beendigt war, so durfte



er nicht länger zögern, und die Trennung, die seinem Herzen so schwer wurde, mußte erfolgen.

Der Graf suchte die Standhaftigkeit seiner Familie zu erhalten und vor Allem die Gräfin zu schonen, indem er darzustellen suchte, daß wenigstens keine Gefahr für den geliebten Sohn für die nächste Zeit zu befürchten sei, weil man von Portugal, wohin sich die Truppen wahrscheinlich richten würden, keinen bedeutenden Widerstand erwarten dürfe. Die Gräfin fühlte, daß der Graf die Sache selbst anders betrachtete, als er sie zu ihrer Beruhigung darzustellen wünschte, und fand deßhalb keinen Trost in seinen Worten.

In den schönen Augen der sanften Emilie entdeckte man oft Spuren von Thränen, und ihre sonst von einer zarten Röthe angehauchten Wangen wurden täglich bleicher. St. Julien suchte seit lange ein einsames Gespräch mit ihr, und er bereute hundert Mal, daß er den Aufenthalt auf dem Lande nicht besser benutzt hatte, der ihm täglich die Gelegenheit dazu bot, die er in Berlin lange vergeblich herbei wünschen mußte. Er wollte sich nicht trennen, ohne aus dem Munde der Geliebten das Wort zu vernehmen, welches nach seinem Gefühle über das Glück seines Lebens entscheiden mußte, und dieß Wort wollte er selbst vernehmen und nicht der Bewerbung eines Andern verdanken, und nur dann,

wenn Emilie über sein Glück entschieden hätte, wollte er es seinen Freunden mittheilen.

Endlich fand sich der lang herbeigesehnte Augenblick. Der Graf war mit den andern Damen ausgefahren und wurde erst in einigen Stunden zurückerwartet. Emilie, die seit einiger Zeit die Einsamkeit suchte, um sich ungestört ihren Träumen und ihrer Trauer hingeben zu können, war unter dem Vorwande eines leichten Unwohlseins gern zurückgeblieben, und St. Julien, der ihre Absicht bei der Mittagstafel erfuhr, zog sich ebenfalls von der Gesellschaft zurück.

Er fand die Geliebte, wie er es wünschte, allein. Die bei seinem Eintritt getrockneten Thränen und die Röthe ihrer Wangen zeigten ihre innere Bewegung. Vor der dunkeln Glut seines Auges senkten sich schüchtern die milden, dunkelblauen seiner Freundin, und nach schwachem Widerstreben ruhten ihre zitternden Hände in den seinen. Ihr Ohr trank die süße Melodie seiner Worte, und sie berauschte ihr Herz mit seligem Entzücken. Die Glut seines Gefühls öffnete ihm das schöne, von jungfräulicher Zaghaftigkeit verhüllte Herz, und ließ ihn entzückt die Tiefe und Fülle ihrer zärtlichen Neigung ahnen. Die Stunden verschwanden dem glücklichen Paar wie Minuten, und als der Graf mit seiner Gesellschaft zurückkehrte, belehrte ihn der leuchtende Blick St. Juliens und die hochrothen Wangen Emiliens, daß eine Erklärung



zwischen Beiden Statt gefunden hatte, die er und die Gräfin lange erwartet, der sie aber nicht hatten vorgreifen wollen.

Da Niemand den Wünschen der Liebenden entgegen war, so wurde ihre Verlobung noch denselben Abend geschlossen, und da man glaubte, daß die Angelegenheiten in Portugal bald beendigt sein würden, und hoffte annehmen zu dürfen, daß die Vermittlung Napoleons in der Angelegenheit der spanischen Königsfamilie ohne Blutvergießen eintreten könne, so wurde von allen Seiten beschlossen, daß die Verbindung St. Juliens mit der schönen Emilie dann sogleich geschlossen werden sollte.

Freilich seufzte der junge Mann über diesen Aufschub, aber er sah ein, daß nun, da er mit der Erklärung aus seltsamer Zaghaftigkeit so lange gezögert hatte, die Zeit nicht mehr hinreichte, um vor seiner Abreise die nöthigen Vorbereitungen zu einer ehelichen Verbindung zu treffen. Dann wünschte er eben so, wie der Graf, diese unter dem Namen Evremont zu schließen, und da er in seiner Regimentsliste als St. Julien eingetragen war, so konnte er sich nicht eher anders nennen, bis eine Anerkennung von Napoleon und in Folge dessen eine Umschreibung ausgewirkt worden war. Es blieb also für alle Theile nichts anders übrig, als den Schmerz des Aufschubs und der Trennung zu ertragen.

Der lang gefürchtete Augenblick war endlich erschienen.

Die Gräfin entließ die weinende Adele aus ihren Armen und drückte mit krampfhafter Heftigkeit den Sohn an die Brust. Des Grafen Wangen waren bleich und er bemühte sich vergeblich die Thränen zurückzuhalten, als Adele zu ihm trat und ihm im stummen Schmerz die Hand reichte. Das dunkle, kummervoll auf ihn gerichtete Auge ließ ihn ahnen, daß in der Tiefe der Seele die Neigung nicht ganz erstorben sei, die, wie er glaubte, einst ihr Herz für ihn empfunden hatte. Emilie hatte ihr Gesicht verhüllt und lehnte sich trostlos an die Ecke des Sophas. Endlich riß sich St. Julien aus den Armen der Mutter los, umschlang noch ein Mal die beinah ohnmächtige Geliebte und stürmte mit dem Grafen hinaus. Im Vorzimmer traf er auf Dúbois, der die Familie nach Berlin begleitet hatte.

Liebevoll richtete der alte Mann die Augen auf St. Julien. Er wollte reden, aber die Wehmuth versagte ihm die Sprache. Der junge Mann drückte den Greis mit Heftigkeit an die Brust, und küßte die von Alter und Gram gefurchten Wangen, dann stürzte er mit dem schmerzhaften Ausruf: Ach mein Vater! in die Arme des Grafen. Muthig, mein Sohn! sagte der Graf mit bebenden Lippen, standhaft, wir sehen uns wieder! Auch Adele war hinzugetreten und reichte sprachlos, weinend Dúbois die Hand, die dieser mit zitternden Lippen küßte und mit heißen Thränen

benetzte. Alle stiegen die Treppe hinunter. Noch ein Mal umarmte der Vater den geliebten Sohn, noch ein Händedruck, noch ein letzter Blick — und dahin rollte der Wagen und war bald den Blicken des Grafen entschwunden, der langsam, allein und kummervoll, die Treppe wieder hinauf stieg und sich zu den trostlos weinenden Frauen verfügte.

Die Zeit besiegte endlich auch die Heftigkeit dieses Schmerzes. Er hatte sich in stille Trauer verwandelt, und leise schlich sich die Hoffnung in die verwundeten Herzen. Die Phantasie machte sich aus der Gegenwart los und zeigte in naher Zukunft schimmernde Bilder des Glücks.

So hatte nach mehreren Tagen die Familie die äußere Ruhe wieder gewonnen, und jeder Posttag wurde nun ein Festtag, denn jeder brachte Briefe voll inniger Liebe und zärtlicher Freundschaft von den Reisenden. Aber endlich wurde auch diese Mittheilung von Seiten St. Juliens seltener, denn als er sein Regiment erreicht hatte, machten die militärischen Bewegungen desselben einen regelmäßigen Briefwechsel unmöglich.

Der Graf hatte indessen von dem Prediger einen Brief erhalten, der mancherlei Gedanken in ihm erregte. Der Pfarrer theilte ihm nämlich mit, daß er einen Brief von dem Baron Schlebach, dem Bruder der Gräfin, erhalten, den dieser aber nicht selbst geschrieben habe, sondern, da er

durch eine heftige Erschütterung des Gemüths gefährlich erkrankt sei, habe schreiben lassen. In diesem Briefe sagte der Baron, daß er sich an den Prediger wende, damit dieser dem alten Lorenz die Nachricht eines Unglücks auf eine gelinde Art beibringen möge, das der alte Mann doch erfahren müsse und aus dem Munde des Predigers am besten erfahren könne, der durch den Trost der Religion den nothwendigen Schmerz zu lindern vermöge. Das bezeichnete Unglück selbst wurde auf folgende Art dargestellt. Es habe sich häufig ereignet, daß sie auf ihrer Reise nach der spanischen Gränze mit ebenfalls sich dahin begebenden französischen Truppen zusammengestoßen wären, und es wäre nicht zu vermeiden gewesen, daß die Offiziere der verschiedenen Corps nicht oft Spielgesellschaften veranstaltet hätten, woran sowohl der Baron, als auch sein Freund Lorenz hätten Theil nehmen müssen. Bei einer solchen Gesellschaft, wo viel Geld hin und her sei verloren worden, habe sich ein heftiger Streit erhoben, in den unglücklicher Weise sein Freund wäre verwickelt worden. Ein Duell wäre von den erhitzten Gemüthern als das einzige Mittel betrachtet worden, die verletzte Ehre zu reinigen, und dieses habe eine so unglückliche Wendung genommen, daß sein Freund, von einer Kugel durchbohrt, nicht weit von Bayonne geblieben sei. Dieser Unglücksfall habe ihn selbst, den Baron, so er-

schüttert, daß er schwer erkrankt sei. Deßhalb eile er eine traurige Pflicht zu erfüllen, ehe es vielleicht durch sein Ende unmöglich würde, damit er sich nicht sterbend den Vorwurf zu machen habe, daß der alte Vater auch das ihm zukommende Erbe noch verlöre, nachdem er schon so unglücklich gewesen sei, den Sohn zu verlieren, da der Nachlaß des verschiedenen Sohnes doch wenigstens dazu dienen könne, dem Greise die Beschwerden des Alters zu erleichtern. Der Baron hatte diesem Briefe das von dem alten Lorenz selbst verfertigte Verzeichniß der Sachen, die der Sohn mitgenommen hatte, in beglaubigter Abschrift beigefügt. Da es unmöglich sei, diese Sachen selbst zu senden, hatte der Baron, wie er anzeigte, die Garderobe zu verkaufen befohlen, die Ringe aber, Uhren, Dosen, Brillanten und so weiter, von kunstverständigen Männern nach ihrem wahren Werthe abschätzen lassen, weil er sie, Falls er leben bleiben sollte, zum Andenken an seinen Freund zu behalten wünsche. Auch hierüber waren die nöthigen Zeugnisse beigelegt, nebst der für den vollen Werth dieser Kleinodien erkannten Summe. Ebenfalls folgte die baare Summe dessen mit, was der Sohn, wie es dem alten Lorenz bekannt war, als Reisegeld mitgenommen hatte. Die ganze beträchtliche Summe war dem Prediger in Wechseln übermacht worden, und der alte Lorenz war nun ein wohlhabender Mann und der Geistliche

fragte an, ob der Graf unter diesen Umständen noch immer die ihm früher bewilligte Pension wolle auszahlen lassen, da der Alte einen so schlechten Gebrauch von dem ihm auf eine so traurige Weise zugefallenen Vermögen mache, und sich nach einer kurzen Trauer über den Verlust des Sohnes ganz dem Trunke ergeben habe, also eine fernere Unterstützung weder bedürfe noch verdiene, und jetzt gerade eine durch viele Unglücksfälle herabgekommene Familie, die er dem Grafen näher bezeichnete, durch den würdigen Gebrauch der für den alten Lorenz bestimmten Summe dem Elende entrissen werden könne.

Der Graf wies eine Summe an zur Unterstützung der von dem Prediger empfohlenen Familie, aber zu dessen großem Verdruß entschied er zugleich, daß dem alten Lorenz, den der Prediger seiner großen Schlechtigkeit wegen verabscheute, die Pension unter jeder Bedingung ausgezahlt werden müsse.

Der Graf verlor sich in Nachdenken über den Brief des Predigers. Es schien ihm gar nicht dem Charakter seines Schwagers, des Barons zu entsprechen, mit so viel zärtlicher Schonung und Rücksicht gegen den alten Lorenz zu verfahren. Vielmehr erlaubte er sich zu denken, daß der Baron, theils aus Leichtsinn, theils aus Gleichgültigkeit gegen alle menschlichen Gefühle, es natürlicher gefunden haben würde,

über den ganzen Vorfall zu schweigen, die vorhandenen Summen zunächst zu verbrauchen, und es ruhig der Zeit und dem Zufall zu überlassen, den Vater von dem Verluste seines Sohnes zu benachrichtigen. Dieser Brief nun zeigte eine gewisse Aengstlichkeit den Alten zufrieden zu stellen, und fernere Nachforschungen und Fragen abzuwenden. Auch die Empfindsamkeit des Barons war dem Grafen sehr befremdend. Es schien ihm nicht glaublich, daß dessen durch ein langes Spielerleben verhärtetes Herz eine so zärtliche Neigung für den jungen Lorenz könne gefaßt haben, daß dessen Tod ihm eine gefährliche Krankheit zuziehen könne, und es dünkte ihm unmöglich, daß man, wenn man die Kräfte besitze, einen so langen und besonnenen Brief zu diktiren, nicht auch so viel Kraft noch haben sollte, um wenigstens seinen Namen selbst zu unterschreiben, Falls man nicht durch Lähmung oder Verwundung daran verhindert würde, und doch waren diese Hindernisse in dem Briefe nicht angegeben. Je mehr der Graf über alle diese Umstände nachdachte, um so zweifelhafter wurde ihm die Wahrheit aller angegebenen Thatsachen, und es stieg die Vermuthung in ihm auf, die Sache könne sich umgekehrt verhalten, der Baron könne im Duell geblieben sein, und der junge Lorenz, von Hochmuth verleitet, sich dessen Papiere angeeignet haben und als Baron fortzuleben wünschen. Dieß angenommen ließ sich auch

das Uebrige erklären. Es wurde ihm dann leicht, seinem Vater zu übermachen, was er selbst besessen hatte, wenn er sich in Besitz dessen setzte, was der Baron mitgenommen, dem ja der Graf selbst ansehnliche Summen ausgezahlt hatte. Auch lag die Vermuthung nahe, daß das Duell über dessen Gewinn im Spiele entstanden sein könne, und es war erklärt, weßhalb der angebliche Baron die eigenhändige Unterschrift vermieden hatte. Je mehr der Graf über diese Umstände nachdachte, um so wahrscheinlicher wurde ihm seine Vermuthung; doch beschloß er gänzlich darüber zu schweigen und der Zeit die Aufklärung zu überlassen.

Es war indessen der Frühling des Jahres achtzehn hundert und acht eingetreten. Der Graf, seine Familie und Freunde lebten mehr sich selbst, als der Gesellschaft. Der Graf konnte die damals herrschenden Ansichten und die daraus entspringenden Hoffnungen nicht theilen, und wie hoch er auch den Heldenmuth Schills achtete, so glaubte er doch, daß die Rettung des Vaterlandes unmöglich durch die schwachen Kräfte erreicht werden könne, die sich um den sammeln könnten, in dem die Berliner mit lauter Begeisterung den Erretter und Befreier ahneten. Doch wie wenig er auch die allgemein ausgesprochene Hoffnung für die nächste Zeit theilte, so zeigten sich dem aufmerksamen Beobachter doch so viele Spuren von wahrer Kraft und Vaterlandsliebe, daß wenig=



stens die Hoffnung für die Zukunft nicht in seiner Brust erstarrte und er um so lieber in der Gegenwart schwieg, weil derjenige, welcher der Begeisterung der Berliner zu widersprechen wagte, beinah wie ein Landesverräther betrachtet wurde.

Dem Obristen Thalheim war es unmöglich, dieselbe Mäßigung zu beobachten. Ihm, als einem alten Militär aus der Schule Friedrich des Zweiten, schien es an Wahnsinn zu gränzen, daß alle jungen Leute eine Stimme über kriegerische Operationen und über die Verwaltung des Staates haben wollten. Ihm schien es die einzig mögliche Verwaltungsart, daß der König uud seine Minister über Krieg und Frieden bestimmten, dann ein Heer ordneten und dessen Leitung erfahrenen Offizieren übertrügen. Alles, was dabei vom Volke ausgehen sollte, erschien ihm wie Rebellion, und er verkündigte oft, daß alle Gräuel der französischen Revolution eintreten müßten, wenn den lauten Aeußerungen der Bürger und vor Allen der Jugend nicht Einhalt gethan würde.

Es war vergeblich, daß der Graf ihn darauf aufmerksam machte, wie der außerordentliche Druck, unter welchem das Vaterland seufze, auch außerordentliche Mittel nothwendig mache, und wie man, wenn man künftig hoffen wolle, durch die Hülfe Aller das beinah unmöglich Scheinende zu erreichen, auch die Stimmen Aller hören müsse. Aus Achtung für den Grafen schwieg dann wohl der Obrist, aber

er zeigte bei nächster Gelegenheit seinen Abscheu nur um so lauter.

Unter solcher Umständen war es natürlich, daß ihm der Aufenthalt in Berlin unerträglich wurde, und er sehnte sich nach der Stille des Landlebens und nach einer Umgebung zurück, die mehr Rücksicht auf sein Alter nahm und, wenn sie auch seine Ansichten nicht immer theilte, ihm doch nicht mit so großer Heftigkeit widersprach, wie er es sich zu seiner Verwunderung in Berlin von ganz jungen Leuten mußte gefallen lassen.

Der Graf Robert hatte sich mit Eifer der Landwirthschaft gewidmet, und es war zu bemerken, daß er die Angelegenheiten des Vaterlandes etwas aus den Augen verlor und jeden Tag mit zärtlicher Sehnsucht die blühenden Wangen, die leuchtenden Augen und die schlanke Gestalt seiner Braut betrachtete, die ebenfalls von seinen Blicken zu leben schien und in unverkennbarer Zärtlichkeit das Glück des Daseins nur an seiner Seite empfand.

Die Briefe St. Juliens waren seltener geworden. Man erwartete jedoch, daß die öffentlichen Angelegenheiten sich so wenden würden, daß man bald ihn wiederzusehen hoffen dürfte, denn man glaubte Napoleon würde mit dem Vortheile zufrieden sein, der ihm daraus erwachsen mußte, daß die auf's Aeußerste aufgeregten Leidenschaften der spanischen

Königsfamilie ihn zum Vermittler und Schiedsrichter aufriefen, und dadurch in eine Stellung brachten, wodurch Spanien mit allen seinen Kräften von ihm abhängig wurde. Aber das Unerhörte war geschehen. Der Held, der Sieger in so vielen Schlachten hatte mit unwürdiger List ein Netz ausgespannt, das zugezogen wurde, als alle Glieder der königlichen Familie in den verderblichen Kreis gelockt waren. Und der Ruhm der französischen Adler war befleckt, sie, die triumphirend über so vielen Schlachtfeldern geschwebt hatten, bewegten sich nun in einem durch unwürdige List errungenen Lande.

Hätte Napoleon nicht mit zu großer Geringschätzung auf die Menschen und in Folge dessen auf die öffentliche Meinung herabgesehn, so hätte er vielleicht einen für seinen Ruhm und wahren Vortheil so nachtheiligen Schritt unterlassen, über den nur ein Gefühl der Mißbilligung und des Abscheues in Aller Herzen lebte, und der selbst die an Anbetung gränzende Verehrung verminderte, die bis dahin alle seine Truppen für ihn gehegt hatten.

Diese allgemeine Wirkung war auch in St. Juliens Briefen bemerklich; denn ob er sich wohl mit Behutsamkeit ausdrückte, indem er die Besetzung Spaniens meldete, so war doch eine große Kälte fühlbar, die bei seiner früheren war-

men Begeisterung für Napoleon um so mehr auffiel und dem Grafen Veranlassung zu manchen Betrachtungen gab.

Dieß Mal war der Obrist Thalheim mit den lauten Aeußerungen des Unwillens der Berliner zufrieden. Die harten Urtheile der jungen Leute über Napoleon und seine Regieruug schienen ihm weder vorlaut noch unziemlich, und die stärksten Aeußerungen über diesen Gegenstand wurden in der Stadt als die Aussprüche des Obristen Thalheim bekannt, so daß der Graf, besorgt wegen der möglichen Folgen, ihn eines Morgens zur Behutsamkeit ermahnen wollte und sich deßhalb auf sein Zimmer begab. Er fand den alten Mann wehmüthig, halb unwillig nachdenkend, und Therese, in deren Augen sich Spuren von Thränen zeigten, schlüpfte nach der ersten Begrüßung des Grafen hinaus. Dieser vergaß den Zweck seines Besuchs, in der Besorgniß, daß dem Freunde etwas Unangenehmes begegnet sein möchte, und suchte mit Behutsamkeit den Grund des Kummers zu erforschen, der Vater und Tochter sichtlich bewegte. Der Obrist schien verlegen, weil er die Worte nicht finden konnte, die ihm schicklich dünkten, ein Gespräch einzuleiten, welches er doch offenbar wünschte. Endlich sagte er: Scheint es Ihnen jetzt nicht auch, lieber Graf, als ob wir nun, da sich Napoleons Macht immer weiter ausdehnt, alle Hoffnung aufgeben müßten, von dem Drucke befreit zu werden?



Wenigstens für die nächste Zeit, erwiederte der Graf seufzend, glaube ich kaum, daß wir uns erfreulichen Hoffnungen überlassen dürfen.

Und kann es wohl, fragte der Obrist weiter, jetzt einen wahren Genuß gewähren, Deutschland oder überhaupt die Länder Europas zu durchreisen, und überall dieselbe drückende Herrschaft des Fremden anzutreffen, überall den schnöden Uebermuth seiner Beamten zu finden, und im Grunde als den einzigen Gewinn seiner Reisen die Ueberzeugung nach Hause zu bringen, daß alle Nationen ihre Selbständigkeit verloren haben?

England müßten wir doch ausnehmen, bemerkte der Graf lächelnd.

Nun ja, sagte der Obrist verdrüßlich. England ist dadurch geschützt, daß Napoleon es nicht erreichen kann. Aber glauben Sie mir, wäre nicht das Meer sein Schutz, es würde eben so wie alle Uebrigen sich der französischen Macht beugen, denn hat nicht Preußen erliegen müssen? Sind nicht die in der Schule Friedrichs erzogenen Krieger überwunden? Welche Nation ist also sicher, wenn er sie erreichen kann?

Der Graf wollte den Verdruß des Obristen nicht noch steigern; er antwortete also auf diese Frage nichts, und der alte Krieger fuhr nach einem kurzen Schweigen fort: Ich wollte nur sagen, ob es nicht besser sei, für jetzt die öffent=

lichen Angelegenheiten so viel wie möglich aus den Augen zu lassen, weil man doch auf keine Weise wohlthätig eingreifen kann, und sich auf einen stillen, abgelegenen Fleck mit seiner Familie zurückzuziehen, um im Genusse des häuslichen Glückes einigermaßen Trost für alles öffentliche Ungemach zu finden.

Gewiß, sagte der Graf, wäre dieß weise von dem gehandelt, dem Niemand feindlich diese einfachsten, natürlichsten Genüsse stört.

Ich sehe ein, erwiederte der Obrist mit Verlegenheit, daß Sie es vorziehen müssen, sich auf einige Zeit von Ihrem paradiesischen Landsitz zu trennen, denn das neugierige Geschwätz rund umher muß Ihnen verdrießlich gewesen sein, aber ich, halten Sie mich nicht für undankbar, lieber Graf, ich sehne mich aus dem Geräusch der Stadt hinweg. Ich kann nicht annehmen, daß ich noch lange lebe. Betrachten Sie mein graues Haar und Sie werden mir Recht geben, und mir, dem sich dem Grabe zuneigenden Greise scheint es sträflich, Glück und Genuß des Lebens noch verschieben zu wollen, und von der ungewissen Zukunft zu erwarten, was sich uns so freundlich in der Gegenwart bietet.

Der Graf sah den Obristen verwundert an, weil er nicht begriff, wohin dieß Gespräch führen sollte. Der Greis nahm die Hand des Freundes, die er mit Zärtlichkeit drückte, und sagte mit weicher Stimme: Warum wollen Sie den Sohn

von mir entfernen, den sich mein Herz gewählt hat? Warum wollen Sie ihn in die Ferne senden, von dem ich mich mit dem schmerzlichen Gefühl trennen würde, daß ich ihn wahrscheinlich nicht wiedersehe? Warum wollen Sie meiner Tochter den Trost versagen, wenn sich die Augen des Vaters auf immer schließen, aus denen des Freundes Muth zu gewinnen, das Leben und seine Schmerzen zu ertragen?

Ich glaubte, sagte der Graf, nicht gegen Ihre oder meines Vetters Wünsche zu handeln, indem mein Rath ihm seinen Lebensplan vorzeichnete. Die geringste Einwendung von seiner Seite würde mich bestimmt haben, auf seine Ansicht einzugehen, deßhalb, gestehe ich, befremdet mich unser Gespräch ein wenig. O! theurer Freund, rief der Obrist, indem er die Hand des Grafen heftig drückte und Thränen seine grauen Wimpern netzten, halten Sie es denn für so leicht, Einwendungen gegen den zu machen, dessen großmüthige Liebe sich nur mit unserem Glück beschäftigt? Ist es denn nicht natürlich, daß ein Wort, ein Zeichen von Ihnen uns alle zum schweigenden Gehorsam bestimmt, da wir ja nur Ihnen, Ihrer Liebe allein alles verdanken, was uns das Leben an Glück und Genuß noch bieten kann?

Dann wäre die Liebe Tyrannei, sagte der Graf etwas unwillig, und Sie würden meine Freundschaft zu theuer erkaufen, wenn Sie dafür alle Selbstständigkeit hingeben woll-

ten. Aber mir schien die heftige Vaterlandsliebe meines Vetters so groß, daß ich befürchtete, sie könnte in manchen Stunden über die zartere Neigung seines Herzens die Herrschaft gewinnen, und ich hielt es deßhalb für wohlgethan, beide Empfindungen so viel als möglich in Einklang zu bringen. Auf diese Ansicht gründete sich vorzüglich mein Rath.

Sie haben gewiß oft die Erfahrung gemacht, sagte der Obrist lächelnd, daß, wenn das menschliche Herz eine Zeitlang mit gleicher Macht zwei Leidenschaften gehegt hat, dann plötzlich die eine so gewaltig wird, daß sie die andere auf lange gänzlich unterdrückt. Dieser oft schon eingetretene Fall hat sich erneuert, und die heißeste Sehnsucht Ihres Vetters richtet sich auf meine Tochter, deren zärtliche Neigung sich so unschuldig offenbart, daß sie Ihnen nicht hat entgehen können.

Aber warum, rief der Graf, schweigt mein Vetter über dieß alles gegen mich, da ein Wort von ihm hinreichend ist, um mich für seine Wünsche zu bestimmen. Dieser Mangel an Vertrauen, ich gestehe es, beleidigt mein Gefühl.

Sie haben unrecht, sagte der Obrist mit einiger Heftigkeit. Sie wissen es nicht, wie Sie bis zur Anbetung beinah von den jungen Leuten geliebt werden, und ich finde es natürlich, daß sie ihre Wünsche beherrschen und ihr Leben nach der besseren Einsicht eines großmüthigen, erfahrnen Freundes ordnen wollen, und glauben Sie denn, daß ich ein Wort

gesprochen hätte, wenn bloß von der Sehnsucht der Liebenden die Rede wäre? Vor denen breitet sich das Leben noch weit und herrlich aus, und ein kurzer Aufschub ihres Glücks enthält für sie am Ende eben so viel Süßigkeit als Qual. Aber ich, theurer Graf, ich muß geizen mit den Stunden irdischen Glückes, und soll es möglich sein, daß das wunderbare Gefühl noch mein Herz berührt, einen Enkel in den Armen zu halten, so muß ich selbst aus dem Wege räumen, was der Verbindung meines Kindes entgegen steht.

Unwillkührlich richtete sich das Auge des Grafen auf das silberweiße Haupt des Greises, der ihm gutmüthig lächelnd gegenüberstand, und er sagte, indem er die Hand desselben innig drückte: Nicht eine Stunde will ich ein Glück verzögern, dessen hohen Werth für Sie ich wohl erkenne, und ich sehe wieder ein, daß das Gefühl beinah immer sicherer leitet, als Ueberlegung und Berechnung.

Ich wußte es wohl, sagte der Obrist, daß es nur ein Wort kosten würde, um Sie unsern Wünschen geneigt zu machen, aber eben darum wurde es mir schwer, dieß Wort zu sprechen.

Lieber alter Freund, sagte der Graf lächelnd, es ist ja Ihre Angelegenheit und nicht meine. Es ist ja also natürlich, daß Sie darin bestimmen und nicht ich.

Sie wollen, erwiederte der Obrist, jede Erinnerung dar-

an abweisen, daß unser aller Glück nur allein Ihr Werk ist; aber um so lebendiger werden wir es fühlen.

Der Graf gab dem Gespräch eine heitere Wendung, indem er mit dem Obristen überlegte, wie bald die Verbindung seiner Tochter mit dem Grafen Robert gefeiert werden könnte, und begab sich hierauf zu den Frauen, um ihnen mitzutheilen, daß die beabsichtigte Reise seines Vetters aufgegeben und dagegen seine Verheirathung beschlossen sei.

Die Gräfin sowohl als Emilie, die sich mehr, als sie zeigen wollten, dem Kummer um St. Julien überließen, fanden Zerstreuung ihres Grams, indem sie sich eifrig mit der Ausstattung ihrer jungen Freundin beschäftigten, und mit zärtlicher Liebe und großmüthiger Freundschaft alles darin vereinigten, wodurch das häusliche Leben edel und zierlich gestaltet werden kann.

Die glühende Dankbarkeit des Grafen Robert zeigte seinem Oheim, wie schwer das Herz des jungen Mannes den längeren Aufschub seines Glücks ertragen hätte, und Therese drückte mit beredtem Schweigen und seligen Thränen ihre Freundin Emilie an die klopfende Brust, und empfing mit glühendem Erröthen und niedergeschlagenen Augen die reichen Geschenke der Gräfin.

Der Graf hatte mit seinem Vetter alle nöthigen Verabredungen getroffen. Ein erfahrner Landwirth hatte sich ver-

bindlich gemacht, den Letzteren zu begleiten und mit ihm gemeinschaftlich die großen Besitzungen des Oheims, wie seine eigenen, zu verwalten. Dabei sollte nicht verabsäumt werden, die jungen Landleute in der Vaterlandsliebe zu erhalten und in den Waffen zu üben, um in einer besseren Zukunft, die Beide in der Ferne zu erblicken glaubten, von ihren gesammten Kräften Gebrauch zu machen.

Schnell waren die wenigen Wochen verflogen, die zu den Vorbereitungen einer ehelichen Verbindung erforderlich waren, und der Tag, der das Glück der Liebenden befestigen sollte, war erschienen. Emilie hatte ihre Freundin edel und einfach geschmückt, und Aller Augen richteten sich bewundernd auf die schlanke Gestalt der holden Braut, als sie an der Hand des Vaters, der seine Rührung nicht bekämpfen konnte, in den Saal trat. Es schien, als ob erst an diesem Tage die Schönheit der Jungfrau sich in ihrer ganzen Herrlichkeit entwickelt habe, und die leuchtenden Augen des Grafen Robert zeigten, daß er sein Glück erkannte. Kein lautes Fest bezeichnete mit unpassendem Getöse die Vereinigung der Herzen, die in ihrer innigen Empfindung dadurch nur verletzt worden wären. Auch gesellte sich mancher ernste Gedanke zu dem Gefühl des Glücks. Der Obrist wußte, daß er nicht lange mehr das glückliche Loos seines Kindes betrachten, daß er sich nicht lange mehr der Liebe der Tochter erfreuen würde,

und seine Gedanken richteten sich, mitten im Gefühl des Glücks, auf ein dunkles Grab und mit erhöhter Zuversicht über dieß Grab hinaus. Der Graf dachte daran, daß sein Name nur in den Nachkommen seines Vetters fortleben werde, und daß St. Julien, dessen Liebe ihm Ersatz für alles, was er entbehrte, gewähren solle, von Gefahren umringt sei, die er sich nicht verhehlte, wenn er sie auch seiner Gemahlin verschwieg. Die Gräfin theilte trotz dieses Schweigens seine Sorgen, und fragte sich mit stiller Angst und Wehmuth, ob sie wohl je den Tag erblicken würde, an welchem sie dem Sohne die Geliebte so festlich geschmückt entgegen führen könne, und ihr Auge ruhte mit zärtlicher Trauer auf Emilie, die, in Thränen lächelnd, die glückliche Freundin umarmte.

III.

Es waren einige Tage nach der Verbindung des jungen Grafen verflossen und das neue Ehepaar sowohl, als der alte Vater schickten sich an, nach Schloß Hohenthal abzureisen, denn es war verabredet worden, daß sie dort wohnen sollten, weil von allen Gütern des Grafen dieß die anmuthigste Lage hatte und das Schloß selbst vollkommen darauf eingerichtet war, eine Familie in sich aufzunehmen und ihr alles zu gewähren, was zur Bequemlichkeit des Lebens

gehört. Der Graf Robert wollte auch seiner Mutter vorschlagen, mit den Schwestern bei ihm zu wohnen, und er hoffte dann dieser guten, geduldigen Frau, die vom Leben beinah nichts, als das Leiden kennen gelernt hatte, wenigstens das herannahende Alter zu versüßen, denn er wußte, Therese würde ihr eine liebevolle Tochter sein. Auch zweifelte er nicht daran, daß die junge Gattin in allen ihr neuen Verhältnissen Rath und Hülfe bei der sanften, erfahrnen Frau finden würde. Auf die Ausbildung der Schwestern konnte der Umgang mit Therese nur vortheilhaft wirken, und so sollte Schloß Hohenthal, welches eine Zeitlang ernst und schweigend auf dem Hügel geruht hatte, von wo aus es das liebliche Thal beherrschte, von Neuem ein heiteres, bewegtes Leben in sich aufnehmen.

Die Unvollkommenheit alles irdischen Glückes wird dem Menschen dann am Fühlbarsten, wenn seine liebsten Wünsche befriedigt werden, denn es gibt keine Freude ohne die herbe Beimischung des Schmerzes, und in das Lächeln des Entzückens fließt die Thräne der Wehmuth. Diese Wahrheit erfuhr die junge, glückliche Gattin. Denn wenn ihre Phantasie in lieblichen Träumen das schöne Leben der nahen Zukunft auf Schloß Hohenthal ausbildete und sie unbewußt die glänzenden Bilder des Glückes anlächelte, so fühlte sie in demselben Augenblick die warmen Thränen auf ihren Wan=

gen, denn um dieß Glück zu erreichen, mußte sie die Gräfin und Emilie verlassen, und dieser Gram breitete einen leichten Wolkenschatten über den heiteren Himmel ihrer Zukunft.

Ehe noch die Abreise der Neuvermählten erfolgt war, traf ein Brief des Predigers aus Hohenthal ein, der sich ernstlich über den Arzt beschwerte und den Grafen bat, ihm nicht die Schuld davon beizumessen, daß der Bau des Hauses auf dem Gute desselben noch nicht begonnen wäre, obgleich der Sommer schon großen Theils verstrichen sei. Er habe zwar versprochen die Leitung dieses Baues zu übernehmen, jedoch natürlich nur in so weit, als seine Kenntnisse dazu ausreichten. Er habe also einen Riß entworfen, wonach das Gebäude größer und bequemer als das Pfarrhaus hätte werden können, aber der Hochmuth des Arztes sei damit nicht zufrieden, er wolle durchaus, daß sein künftiger Wohnsitz ein kleines Schloß werden solle, und bestehe vor allen Dingen auf einem auf Säulen ruhenden Balkon. Ueber diesen Gegenstand sei so viel hin und her gestritten worden, daß man die Zeit darüber verloren habe und er, der Prediger, sich nun genöthigt sehe, sein Versprechen zurückzunehmen, da er sich nicht darauf einlassen könne, Paläste erbauen zu lassen, weil so weit seine Kenntnisse nicht reichten und er auch nicht nothwendig fände, weder für den Arzt, noch für dessen künftige Schwiegermutter, daß sie Paläste bewohnten. Eine große

Empfindlichkeit gegen den Arzt war in diesem Schreiben nicht zu verkennen, und der Prediger erwähnte es kaum, daß seinen eigensinnigen Freund oft das lange Ausbleiben seiner künftigen Schwiegermutter beunruhige, um so mehr, da er keine Briefe von ihr erhielte, welches doch, wie der Geistliche mit Bitterkeit bemerkte, nicht zu verwundern sei, denn diese Dame, ob sie gleich jetzt einen Palast mit einem Balkon bewohnen sollte, werde gewiß noch so viel von ihrem früheren demüthigeren Stande an sich haben, daß ihr das Schreiben als eine unnütze Beschäftigung erschiene. Der Graf sah aus diesem Briefe deutlich, daß der tägliche ungestörte Umgang zwischen dem Arzte und dem Geistlichen nachtheilig auf Beide gewirkt hatte, und daß sie sich wahrscheinlich für ihr ganzes Leben entzweien würden, wenn nicht bald ein Anderer vermittelnd dazwischen träte. Es war ihm also auch aus diesem Grunde angenehm, daß sein Vetter dahin zurückkehrte, von dem er hoffen durfte, daß er die kleinen Feindseligkeiten in der Hohenthaler Gesellschaft noch im Keime unterdrücken werde. Er ließ einen Riß eines artigen Landhauses mit einem auf Säulen ruhenden Balkon anfertigen, und sein Vetter, der auch mehr als der Geistliche durch seine mathematischen Kenntnisse dazu geeignet war, versprach den Bau desselben zu leiten. Nach zwei Tagen war die Abreise der Neuvermählten nnd des Obristen festgesetzt, als man durch

die Ankunft der Frau Professorin überrascht wurde. Obgleich gewandt in Geschäften und auch nicht durch weibliche Schüchternheit in der Ausführung gehindert, hatte sie doch mehr Hindernisse gefunden bei dem Bemühen, das nachgelassene Vermögen ihres verstorbenen Mannes zusammenzubringen, als sie vermuthet hatte. Jetzt war nun Alles glücklich beendigt und ihr Gesicht strahlte vor Freude, als sie ihre Tochter erblickte, die sich eben bei der Gräfin befand, und vernahm, daß auch der junge Graf mit seiner Gemahlin nach der geliebten Heimath zurückkehren wolle. Kaum geringer war die Freude der Tochter, denn wenn auch der Aufenthalt in Berlin vortheilhaft auf ihre Sitten und Bildung gewirkt hatte, so sehnte sie sich doch herzlich nach dem freieren Leben in der Natur. Die Herrlichkeiten der Hauptstadt, ob sie sie gleich mit der heiteren Unbefangenheit eines Kindes genoß, hatten keinen so tiefen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht, daß sie ihr dadurch Bedürfniß des Lebens geworden wären, und die zierlichen jungen Männer, die zuweilen den Kreis ihres Umgangs berührten, waren nicht glücklicher, denn sie stellte unaufhörlich Vergleichungen zwischen ihnen und ihrem Vater und Bräutigam an, und gewiß würden die jungen Herren auf's Höchste überrascht gewesen sein, wenn sie beide Personen gekannt und gewußt hätten, daß diese Vergleichungen zu ihrem Nachtheil aus-



fielen. Die junge Marie betrachtete die liebenswürdige Jugend mit einiger Geringschätzung. Sie vertraute ihrer Freundin Therese, zu der sie ein besonderes Vertrauen hatte, zuweilen, die jungen, zierlichen Herren, die so viel Sorgfalt auf ihre Haarlocken und Halsbinden verwendeten, nach allen Wohlgerüchen der Erde dufteten, sich immer einem Spiegel gegenüber zu halten suchten, schienen ihr oft verkleidete Mädchen, und sie käme zuweilen in Versuchung, ihnen zur Unterhaltung eine weibliche Arbeit anzubieten, wenn sie die große Langeweile bemerkte, die auf ihren Gesichtern ruhte, und sie überzeuge sich nur dann wieder, daß diese geputzten Wesen keine Mädchen wären, wenn sie auf einmal mit großer Heftigkeit über die Nothwendigkeit sich zum Kriege zu erheben sprächen und Buonaparte vom Throne stoßen wollten; höchst lächerlich aber käme es ihr alsdann wieder vor, wenn sie mit derselben Heftigkeit für oder wider eine Schauspielerin stritten, und die gleiche leidenschaftliche Begeisterung für die eine oder andere an den Tag legten, die sich in den nächst vorhergehenden Gesprächen für ihren Lieblingshelden Schill offenbart hätte. Ja, schloß sie ihre Bemerkung, ich glaubte, alle diese für das Vaterland Begeisterten würden nun mitziehen und die Thaten ausführen helfen, die sie für nothwendig erklären; aber mir scheint, sie sind alle hier geblieben.

Therese scherzte mit dem angenehmen Kinde zuweilen über ihre große Abneigung gegen die jungen Herren und fragte, ob sie denn gar nichts an dem Arzte auszusetzen fände?

O, ich bin nicht so blind, erwiederte die Kleine dann ernsthaft. Ich sehe es wohl, daß ihm die Kleider nicht so gut sitzen, wie den hiesigen jungen Herren, und wenn ich seine Frau bin, werde ich es ihm abgewöhnen, daß er beim Tanze so hoch mit einwärts gebogenen Knieen springt, oder noch besser, er unterläßt das Tanzen ganz, denn es kleidet ihn nicht und er kümmert sich dabei nicht um den Takt. Aber ist es denn nicht natürlich, daß er diese Künste nicht so gut zu machen versteht, wie die hiesigen jungen Herren, die, wie es scheint, nichts Anders zu thun haben? Kann er seine Aufmerksamkeit auf solchen Tand richten, da er Tag und Nacht studirt, wie er den Menschen, die an irgend einem Gebrechen leiden, helfen könne. Gewiß sind schon Viele durch ihn gesund geworden und glücklich, und blicken ihm dankbar und freundlich entgegen, wenn sie ihn kommen sehen, ohne darauf zu achten, wie er seine Füße setzt, und das, denke ich, ist mehr werth, als alle die Possen, die man hier in der Stadt treibt.

Therese hütete sich in solchen Fällen der Ansicht ihrer jungen Freundin zu widersprechen, denn da die Tochter eben



so entschieden, wie die Mutter, eine Verbindung mit dem Arzte als das Ziel ihres Lebens betrachtete, so wäre es ein Unglück gewesen, wenn das junge Mädchen ihren Geschmack für äußere Vorzüge des männlichen Geschlechts verfeinert hätte.

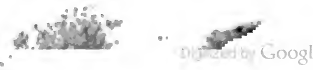
Der Graf theilte der Frau Professorin die Zwistigkeit zwischen ihrem künftigen Schwiegersohne und dem Geistlichen mit, und indem er ihr die Veranlassung dazu sagte, zeigte er ihr zugleich den Riß des künftigen Wohnhauses, den er hatte entwerfen lassen, und bat sie, so lange im Schlosse zu wohnen, bis sein Vetter, der junge Graf, diesen Bau würde ausgeführt haben.

Mit leuchtenden Augen betrachtete die Wittwe des Professors den Plan des Hauses, den ihr der Graf erklärte, und je mehr sie die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit der Einrichtungen erkannte, je höher stieg ihr Entzücken, bis sich zuletzt die Freude in dankbare Rührung auflöste, und die großen auf das Papier niederströmenden Tropfen die Zeichnung zu verderben drohten. Ja, sagte sie endlich, zum Grafen gewendet, Sie handeln gegen alle Menschen, wie einer, der hoch über ihnen steht, aus dessen Herz nur Wohlwollen, aus dessen Händen nur Segen kommt, und Gott verzeihe mir meine Sünden, ich fühle eine Art Andacht, wenn ich an Sie denke. Wären alle hohen, großen Edelleute in Frankreich so gewesen, wie Sie sind, die Revolution hätte gar nicht

kommen können, denn Wer hätte dann wohl Hand an einen Edelmann legen mögen, und Buonoparte müßte es sich dann vergehen lassen, uns zu drücken und alles, was ihm einfällt, uns zu verbieten.

Der Graf wollte das Gespräch ablenken und sagte lächelnd: Es freut mich, daß Ihnen der Plan zum Hause gefällt, und noch größere Freude wird es mir machen, wenn ich Sie erst darin besuchen kann.

Nun, rief die Professorin entzückt, wenn Sie mir die Ehre erweisen, so werde ich Sie bei mir so aufnehmen, daß Sie meine Dankbarkeit erkennen werden, und in dem schönen Hause, fuhr sie fort, indem sie die Hand auf die Zeichnung legte, werde ich das können. Mein Vetter, bemerkte sie, indem sie den Riß von Neuem betrachtete, ist ein hochmüthiger Mensch, daß weiß ich von Alters her; aber warum sollen wir denn keinen Balkon haben? Das sehe ich denn doch auch nicht ein. Von dem Prediger ist es doch auch nur Neid, wenn er sich dem widersetzt. Er will nicht, daß wir es besser haben sollen, als er, und wenn Sie es uns gönnen, warum sollen wir dann das Gute nicht genießen? Mag er sich ärgern, wie er will; ich freue mich selber auf den Balkon, ich kann da oben sitzen wie auf einem kleinen Thurme und von der einen Seite einen großen Theil der Wirthschaft übersehen, und ich läugne auch nicht, daß es mir



angenehm ist, wenn mein Vetter, der Schulze, sieht, was aus seiner Muhme geworden ist. Der nimmt gewiß den Hut schon auf dem Hofe ab, wie vor dem herrschaftlichen Schlosse, wenn er zu uns kommen will und dieß Gebäude erblickt.

Die Zuhörer der Professorin waren zu gutmüthig, als daß das Lächeln auf ihren Gesichtern etwas Anderes als Wohlwollen ausgedrückt hätte. Man gönnte es der ehemaligen treuen Dienerin, daß sie auf ihre Weise glücklich war, und der Graf Robert nahm sich sogar vor, ihr noch manche angenehme Ueberraschung zu bereiten, da er bemerkte, daß sie nicht ganz unempfindlich gegen Anmuth und Zierlichkeit war, wie er früher geglaubt hatte. In dieser wohlwollenden Stimmung wurde die Reise nach Hohenthal von allen Personen angetreten, die ihre Bestimmung dahin führte, und dem Grafen, der Gräfin und Emilie wurde die Einsamkeit fühlbar, nachdem sie den Schmerz des Abschiedes überstanden hatten.

Auf Schloß Hohenthal dagegen regte sich Leben und Thätigkeit. Der Graf Robert hatte seine Mutter von seiner Abreise aus Berlin benachrichtigt, und er hatte die Freude, sie den Tag nach seiner Ankunft auf Schloß Hohenthal mit den Schwestern zu begrüßen. Der Obrist hatte nichts gegen den Plan einwenden wollen, den in reiner Freude ei-

nes dankbaren Sohnes der Graf Robert entworfen hatte, mit der Mutter vereinigt zu leben. Aber er fürchtete im Stillen für das Glück seines Kindes, denn er hatte im Laufe seines langen Lebens die Erfahrung gemacht, daß selten die Mutter des Mannes die junge Gattin desselben mit Liebe betrachtet; ja, daß oft, je mehr der Sohn selbst von der Mutter geliebt wird, um so deutlicher eine seltsame Abneigung gegen dessen Gattin sich zeigt, die sich nicht anders erklären läßt, als, daß eine eigensüchtige Neigung eifersüchtig die Liebe des Sohnes ausschließend auf sich lenken möchte. Er wurde daher angenehm überrascht, als er bald gewahr wurde, daß in dieser sanften, demüthigen Frau seine Tochter nicht nur eine Mutter, sondern er selbst eine treue Freundin gewann, die ihm die Beschwerden des Alters zu erleichtern und die letzten Jahre seines Lebens zu verschönern suchte.

Da auch diese Besorgniß verschwunden war, die ihn auf der Reise geängstigt hatte, so fühlte der Greis sich vollkommen glücklich. Wie ein Patriarch thronte er im Lehnsessel in der Mitte seiner Lieben. Jeder suchte ihm seine Liebe und Achtung zu beweisen, Niemand reizte ihn durch Widerspruch, wie er ihn in Berlin erfahren hatte, denn der Arzt, der sogleich pflichtgemäß die Sorge für seine Gesundheit übernahm, untersagte es allen Hausgenossen, durch leb=

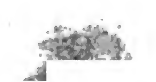
hafte Anregungen die schwachen Lebenskräfte des sich dem Grabe zuneigenden Greises zu zerstören, dessen Tage auf diese Weise im süßesten Frieden der Seele und in aller Behaglichkeit eines sorgenlosen Lebens dahin schwanden. Und kam der Abend, der ihm jedes Mal die Sehnsucht nach einer l'Hombre-Partie brachte, so fehlten seine beständigen Mitspieler, der Prediger und der Arzt, niemals, und wurde ja einer von ihnen durch seinen Beruf ein Mal abgehalten, so nahm die Mutter des Grafen Robert willig die Karten und verkürzte dem Greise die Stunden durch seine gewohnte Unterhaltung.

Der Prediger und der Arzt hatten sich durch die Vermittelung des Grafen Robert leicht mit einander versöhnt und betraten von Neuem den Pfad der ihnen zum Bedürfniß gewordenen Freundschaft. Der Prediger war geneigt, die Zwistigkeiten mit dem Freunde zu vergessen, denn er fühlte sich im Grunde in allen Verhältnissen des Lebens durch seinen klaren Verstand und richtigen Blick so sehr über den Arzt erhaben, daß er alles, was er dessen Thorheit nannte, ruhig verachtete, und der Arzt war zu glücklich, als daß er ein feindliches Gefühl im Herzen hätte bewahren können.

Er betrachtete mit Entzücken die gänzliche Veränderung, die der Aufenthalt in Berlin mit dem Aeußeren sei-



ner Braut hervor gebracht hatte. Ein schüchternes, blödes, sich oft linkisch benehmendes Kind war hingegangen, und eine junge Dame kam zurück, die sich in Kleidern nach der letzten Mode ohne Zwang bewegte, ohne Verlegenheit an allen Gesprächen Theil nahm und wenigstens eine oberflächliche Kenntniß der Literatur verrieth, und dennoch ruhten, troß aller dieser erlangten Vorzüge, die blauen Augen noch mit derselben Theilnahme auf ihm, wie früher, und wie zerstreut er auch war, so hörte er doch, daß der Klang ihrer Stimme gefühlvoller war, wenn sie mit ihm sprach, als wenn sie ihre Worte an Andere richtete. Das, ihm neue, beseligende Gefühl des Glücks, geliebt zu werden, gab seinem ganzen Wesen eine Weichheit, die ihn mehr, als je, geneigt machte, alles zu verzeihen, wodurch er sich beleidigt glaubte. Selbst abgesehen von dieser glücklichen Stimmung, wie hätte er nicht versöhnlich sein sollen, — er trug ja einen vollkommenen Sieg über den Prediger davon, — sein künftiges Wohnhaus wurde mit einem Balkon gebaut und die ganze Einrichtung desselben viel schöner, als er es hätte ersinnen können. Er hatte schon im Frühlinge einen Theil seines Gartens mit ausländischen Sträuchern und Gewächsen bepflanzen lassen, von denen ihn Bücher, die er zu diesem Behufe angeschafft, lehrten, wie sie behandelt werden müßten, wenn sie in unserm Klima gedeihen sollten, und er





nannte den Raum, auf dem diese Gewächse vereinigt waren, seinen botanischen Garten. Aber freilich gewährte dieser einen traurigen Anblick; denn da der Arzt den Gärtner in der Behandlung der Pflanzen unterrichtete und durchaus darauf bestand, daß sie ganz nach seiner Vorschrift gewartet werden sollten, so gingen die meisten aus, welches der Gärtner ganz natürlich fand, der sich oft äußerte, wenn der Arzt die Sache nur ihm überlassen und den armen Pflanzen Ruhe gönnen wollte, so würde sie Gott eben so gut wachsen lassen, wie andere unter seiner Pflege befindliche im Treibhause des Schlosses. Dieß Mißlingen seiner Anlage hatte den Arzt oft verdrüßlich gemacht und ihn dem Spotte des Predigers ausgesetzt. Aber nun richtete er die kleinen scharfen Augen im Gefühle des Sieges auf den spottenden Freund, denn es hatte ihm nur ein Wort gekostet und der Graf Robert hatte ihm versprochen, ein Treibhaus mit dem neuen Gebäude zu verbinden, und die Pflanzen aller Himmelsstriche konnten dann durch den geschickten Gärtner des Schlosses gezogen werden.

Mit dem Gefühle inniger Dankbarkeit überrechnete der Arzt oft sein Glück. Ein anständiges Auskommen; eine junge, schöne, ihn schwärmerisch liebende Braut; ein prächtiges, einem adlichen Wohnsitze ähnliches, schon im Entstehen begriffenes Haus, daran ein Treibhaus und ein bota-

nischer Garten, darin eine Bibliothek und ein Naturalien-kabinet; für alle Genüsse des Leibes und Geistes also auf alle Weise gesorgt; dabei geachtet von seiner Umgebung, glücklich in seinen Launen. Dankend hob er nach solchen Betrachtungen die Hände zum Himmel empor; die kleinen Augen glänzten in Thränen seliger Rührung, und er versprach sich selbst, sein Glück würdig zu genießen, und bescheiden und dankbar zu bleiben.

Die Frau Professorin hatte freiwillig die Führung des Haushalts im Schlosse übernommen, weil der thätigen Frau Beschäftigung Bedürfniß war. Aber sie bemerkte oft, daß die Abwesenheit Dübois nur zu sichtbar sei, denn die Ordnung, die Ruhe, der Anstand und das vornehme Wesen, welches er zu erhalten verstehe, werde nie ganz ohne ihn erreicht werden, — eine Anerkennung, die den alten Mann entzückt haben würde, wenn er sie hätte vernehmen können.

So wohl und glücklich fühlten sich alle Bewohner des Schlosses Hohenthal, während die eigentlichen Besitzer manchem Kummer im Herzen Raum gaben.

IV.

Nach der Abreise ihrer geliebten Freunde wurde die dadurch entstehende Lücke in der gräflichen Familie in Berlin sehr fühlbar, und der Trübsinn wurde gesteigert, weil keine

Nachrichten von St. Julien eintreffen wollten. Es war nur zu deutlich, daß die Freude der Spanier über einen Herrscher aus Napoleons Geschlecht nicht so groß war, als dessen Bulletins der Welt verkünden wollten, und die Sorge um den Sohn und Geliebten senkte sich schmerzlich in die Brust der einsamen Freunde. Jeder suchte den Andern zu schonen und wollte deßhalb seine Sorgen nicht bekennen, aber der verschwiegene Gram nagte sichtlich an Aller Herzen. Wie ein elektrischer Schlag zuckte daher die Freude durch jede Brust und lähmte für einen Augenblick die Kraft der Glieder, als endlich ein großes Paket eintraf, welches außer den Briefen voll zärtlicher Liebe für die Mutter und glühendem Gefühl für die Braut noch eine Art von Tagebuch für den Grafen enthielt, worin sich auf jeder Seite das kindliche Gefühl eines guten Sohnes aussprach und welches zugleich eine kurze Darstellung der Begebenheiten in Spanien enthielt, so weit sie ohne Gefahr für den Schreiber und Empfänger berührt werden durften. Nachdem er die weltgeschichtlichen Begebenheiten, die unter seinen Augen sich ereignet, flüchtig angedeutet hatte, sagte er unter Anderem: Bald nach des Königs Joseph glänzendem Einzuge in die neue Hauptstadt seines Reiches, wurde ich von Vittoria mit Depeschen an ihn gesendet und ich läugne nicht, daß ich gern die Gelegenheit ergriff, die sich dort neu gestaltende Welt

in der Nähe zu sehen, und ein poetisches Gefühl ließ es mich höchst reizend denken, an den Ufern des Manzanares zu wandeln, obgleich es mir bekannt war, daß die Lage der Hauptstadt in Ansehung ihrer malerischen und poetischen Umgebung weit hinter der anderer Städte des Reichs zurück steht.

Ich fand den König Joseph von einem glänzenden Hofe umgeben, der freilich zum großen Theil aus Franzosen bestand. Aber es ist auch nicht zu läugnen, daß viele vorzügliche Geister sich ihm anschließen, die durch seinen Einfluß und Napoleons mächtige Hülfe die Fesseln des Geistes abzuwerfen hoffen, unter deren Druck Spanien so lange schmachtet, so daß die edelsten Kräfte einer großherzigen Nation seit lange einer großen Theils unwürdigen Geistlichkeit zur Befriedigung eigensüchtigen Verlangens dienen. Ja, der aufgeklärte Theil der Geistlichkeit selbst seufzt nach der Erlösung von diesem Joche. Um so sorgfältiger aber sucht der bei Weitem größere Theil derselben den beschränkten Sinn des Volkes vor jedem eindringenden Lichtstrahle zu bewahren, denn sie fühlen natürlich, daß die Wurzel ihrer Macht erschüttert werden muß, wenn das Volk aufhört zu glauben, daß Seligkeit und Verdammniß unmittelbar in den Händen der Priester ruht. Wir werden also nicht bloß den Kampf zu bestehen haben, der durch ein verwundetes Nationalge-

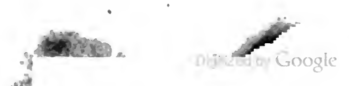


fühl erregt ist, sondern unser furchtbarster Feind ist der Fanatismus, den die Priester zu ihrem eigenen Vortheile sowohl, als zu Gunsten Ferdinands im Volke errregen, und durch alle Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, stärken und nähren.

Diese Betrachtungen drängten sich mir auf, so flüchtig auch nur die Beobachtungen waren, die ich anstellen konnte, denn kaum hatte ich am Morgen meine Depeschen abgegeben und mich dem Könige vorstellen lassen, der mich mit großer Huld empfing, als ich auch schon von so vielen Bekannten umringt und in so viele Zerstreuungen verwickelt wurde, daß mir keine Zeit zu ernsten Beobachtungen blieb. Als die Seele aller Gesellschaften hörte ich einen liebenswürdigen deutschen Baron allenthalben nennen, der sich dem Hofe des Königs angeschlossen hatte, und von diesem selbst als ein geistreicher und unterrichteter Mann, und angenehmer Gesellschafter besonders ausgezeichnet wurde. Auch bei den Damen hatte dieser Fremde viel Glück, und eine reiche, vornehme und schöne Frau, die der König selbst oft mit seinem Besuch beehre, habe sich ganz offen für ihn erklärt, hieß es, so daß man erwartete, die große Neigung werde Beide zu einer ehelichen Vereinigung bestimmen und der König werde dann den aus einem alten Geschlecht abstammenden Deutschen mit sehr bedeutenden Ehrenstellen bekleiden.

Da ich diesen gefeierten Mann von allen Seiten als ein Ideal der Liebenswürdigkeit preisen hörte, so wurde endlich meine Neugierde erregt und ich fragte nach seinem Namen. Viele wußten diesen gar nicht. Er war ihnen bloß als der liebenswürdige deutsche Baron bekannt oder als Don Fernando. Endlich nannte ihn mir ein besser Unterrichteter als Baron Schlebach, und mir fiel ein, daß ein solcher ja unser Verwandter sein müsse, weil ja dieß auch der Name meiner Mutter ist, und ich beschloß mich mit ihm bekannt zu machen.

Der Tag war mir unter mannichfachen Zerstreuungen verschwunden und am Abend war Cirkel bei Hofe, wo auch ich erscheinen mußte. Es war eine glänzende Versammlung, die sich vereinigte, und es hätte mir wohl mancher der Anwesenden wichtig sein können, wenn nicht meine Aufmerksamkeit auf einen einzigen Gegenstand wäre gelenkt worden. Dort steht der deutsche Baron, flüsterte mir ein Bekannter zu. Meine Augen folgten dem Winke der seinigen und trafen auf einen Blick, dessen Schärfe und Kälte mir ein bekanntes Bild hervorriefen, das ich doch nicht festzuhalten vermochte. In dem Augenblicke redete der König den Baron freundlich an, und das anmuthige Lächeln des in der That schönen Mundes verbreitete einen eigenen Reiz über das blasse, von dunkelm Haar umlockte Gesicht. Die Kälte und Schärfe schwand aus den dunkeln Augen, und die



schlanke, reichgekleidete Gestalt erhöhte den angenehmen Eindruck, und doch wurde, indem der König sich von ihm wendete und er zurücktrat, ein gemeiner Hochmuth in seinen Mienen und Gebehrden sichtbar, der auf einmal meinem Gedächtnisse zu Hülfe kam und mich an den Sekretair des Kommandanten der Festung * * * erinnerte, der uns damals so übermüthig behandelte, und den Sie mir als den Sohn eines Ihrer ehemaligen Beamten bezeichneten. Ich wollte mich eben diesem unbekannten Verwandten nähern, als der König mich erblickte und mich an meine Stelle fesselte, indem er sich mir näherte und auch mich durch eine freundliche Anrede auszeichnete. Die Unterhaltung hatte einige Minuten gewährt. Als sich der König darauf zu Andern wendete, suchten meine Blicke den Baron vergebens. Ich weiß nicht, hinter welche Gruppe er sich zurückgezogen hatte, denn spät erst, als der Cirkel sich auflöste, sah ich ihn noch einen Augenblick, indem er mit vielen Andern die Appartements verließ, und zwar in solcher Entfernung, daß ich eine in den königlichen Sälen unschickliche Eile hätte anwenden müssen, um ihn zu erreichen.

Meine Neugierde war durch diese kleinen Umstände erhöht worden, und ich ließ mich bei der Dame seines Herzens des andern Tages vorstellen, einer schlanken, edel gebauten Spanierin, deren dunkle, gebietende Augen eine Glut

ausströmten, die entzücken oder erschrecken mußte. Sie lud mich mit aller liebenswürdigen Gastfreundschaft der Spanier ein, an ihren Abendgesellschaften Theil zu nehmen, und versicherte mir, daß ich in diesen Kreisen manchen Mann antreffen würde, der der Stolz seines Vaterlandes sei, wie auch manchen bedeutenden Fremden. Ich dankte für ihre gütige Einladung, indem ich sie annahm, und sie erwiederte, daß sie jedem Franzosen mit Vergnügen ihr Haus öffne, weil sie von dem französischen Einfluß hoffe, daß er Spanien von dem geistigen Druck befreien werde, unter welchem es so unwürdig schmachte. Ich machte die schöne, für ihr herrliches Vaterland mit Recht begeisterte Dame darauf aufmerksam, daß sich doch ein kräftiger Widerstand und zwar nicht bloß vom Volke aus gegen unsere Einwirkung zu offenbaren anfange. Das ist unser Unglück, sagte sie schmerzlich seufzend. Der Stolz der Spanier weist die fremde Hülfe zurück und würde das unermeßliche Unglück beweinen, das daraus entspringen müßte, wenn die Versuche gelingen sollten, sich dem fremden Einflusse zu entziehen, denn die ganze Masse des Volkes wird von der Geistlichkeit in den Fesseln des dumpfen Aberglaubens gehalten, und es wird diese Kette, die es in seiner Blindheit für sein Heil und seinen Ruhm hält, bis auf den letzten Blutstropfen mit der Tapferkeit ächter Spanier vertheidigen, und viel zu gering ist die Zahl der Ein=



sichtsvollen, das Bessere Erkennenden, als daß sie nicht der Masse erliegen müßten. Deßhalb bedürfen wir der fremden Hülfe, um das murrende Volk wider seinen Willen zu seinem Heile zu leiten, und wenn uns dafür die Flüche des jetzigen Geschlechts treffen, so wird der Segen des künftigen diese Last wieder von uns nehmen. Ich fand mich berufen, politische Streitfragen mit der schönen Dame zu erörtern, und verabschiedete mich in der schönen Hoffnung, die Bekanntschaft eines mir etwas räthselhaften Verwandten bei ihr zu machen.

Es war natürlich, daß ich noch denselben Abend von der Erlaubniß Gebrauch machte und den glänzenden Kreis vermehrte, der sich um die schöne Frau versammelte. Aber wenn ich am Morgen die gebietende Hoheit ihrer Miene bewundert hatte, die doch auf eine wunderbare Weise mit Zärtlichkeit und selbst Schalkheit gemischt war, so lag am Abend Schmerz und Trauer unverkennbar auf der edeln Stirn; der Mund zwang sich zum Lächeln, um die freundlichen Reden der Gäste zu beantworten; aber selbst dieß Lächeln hatte einen schmerzlichen Ausdruck. Ich gestehe indeß, daß ich keinen lebhaften Antheil an dem sichtbaren Kummer der schönen Frau nahm, meine Augen suchten in dem glänzenden Kreise den deutschen Baron und suchten ihn vergeblich.

Endlich richteten einige nähere Bekannte die Frage ge-

rade zu an die Dame des Hauses, wie es komme, daß man den liebenswürdigen Don Fernando diesen Abend vergeblich erwarte. Es schien, seine liebenswürdige Freundin hatte nur diese Frage erwartet, um ohne Rückhalt den Schmerz ihres Busens zu entfesseln. Sie theilte den Freunden mit, daß er sie noch diesen Morgen vollkommen gesund besucht habe; kurz nachdem Sie mich verlassen hatten, sagte sie, indem sie sich an mich wendete. Ich theilte ihm meine Freude über meine Bekanntschaft mit Ihnen mit, und er schien lebhaften Antheil daran zu nehmen, aber bald darauf wurde er von heftigem Schwindel befallen. Er fuhr nach Hause, und nun erfahre ich auf meine Erkundigungen, daß er ernstlich krank ist und das Bett vielleicht in mehreren Tagen nicht verlassen kann.

Die ganze Gesellschaft bewies die lebhafteste Theilnahme für Don Ferdinand, und Jeder versicherte, ihn des andern Morgens besuchen zu wollen, um sich von seinem Befinden zu unterrichten. Ich war nicht der letzte, der diesen Entschluß faßte, denn ich wollte die Zweifel, die immer lebendiger in mir aufstiegen, auf jeden Fall aufzuklären suchen.

Ich säumte also nicht, mich in Begleitung eines Bekannten, der mich vorstellen sollte, nach seiner Wohnung zu verfügen, sobald es am andern Morgen die Schicklichkeit erlaubte, zu einem Kranken einzudringen. Aber meine Hoff=




nung wurde getäuscht, denn wir wurden an der Thüre höflich mit dem Bescheide abgewiesen, daß Don Fernando sich so übel befände, daß er Niemand empfangen könne. Drei Tage nach einander setzte ich hartnäckig meine Belagerung fort. Endlich gab ich die fruchtlose Bemühung auf, in der Meinung, daß der Kranke doch endlich wieder sichtbar werden müsse. Nach einigen Tagen aber wurde mir angezeigt, daß ich meine Depeschen beim Minister in Empfang nehmen und meine Rückreise nach Vittoria antreten könne. Ich zögerte natürlich nicht, meine Pflicht zu erfüllen, und war in derselben Stunde bereit, abzureisen, als mir der König melden ließ, ich möge meine Abreise bis zum andern Tage verschieben, weil er mir den Morgen um neun Uhr noch einige Aufträge selbst ertheilen wolle. Ich mußte diesem Befehle gehorchen, und ich hatte am andern Morgen die Aufträge des Königs vernommen, die es ihm besser däuchte, mir mündlich zu vertrauen, als sie in Depeschen mitzutheilen, deren Beförderung immer unsicher ist, weil es tausend Möglichkeiten giebt, sie dem Ueberbringer zu entreißen, da im Gegentheile ein Mann von Ehre die ihm anvertrauten Dinge wenigstens mit in sein Grab nimmt, ohne sie zu verrathen, wenn selbst Tod oder Gefangenschaft ihn hindern sollte, sie gehörigen Orts mitzutheilen. Der König hatte mich sehr freundlich, sehr wohlwollend entlassen, und ich dachte in diesem Augen-

blick am Wenigsten an unsern sich räthselhaft verbergenden Verwandten, als ich im Vorsaale plötzlich auf ihn stieß und wir uns ganz nahe gegenüber standen, indem er in demselben Augenblick durch eine Thüre in den Saal trat, während ich mich durch dieselbe entfernen wollte. Er war bei meinem Anblick sichtbar überrascht, doch hatte er im Augenblick seine Fassung wieder gewonnen und schien eben so schnell den Entschluß gefaßt zu haben, mir nicht mehr auszuweichen zu wollen, da dieß, ohne sehr auffallend zu handeln, nicht mehr geschehen konnte. Dieß alles war die Sache eines Augenblicks, und ich wollte ihn eben anreden, als sein gutes Geschick ihn abermals und vielleicht auf immer von mir erlöste, denn indem ich ihn anreden wollte, winkte ein Kammerherr des Königs ihn in die inneren Zimmer desselben hinein. Sichtbar beruhigt schlüpfte der Verlegene mit einer leichten Verbeugung bei mir vorbei, um dem ihn befreienden Winke zu folgen, und ich trat meine Reise nach Vittoria an, ohne etwas Näheres von diesem räthselhaften Baron erfahren zu haben.

Als der Graf diese Mitteilung St. Juliens aufmerksam gelesen hatte, wurde ihm seine frühere Vermuthung zur Gewißheit, daß nämlich in jenem dem alten Lorenz gemeldeten Duell nicht dessen unwürdiger Sohn, sondern der Baron geblieben sei, dessen Name nun von dem jungen Lorenz be-

*





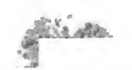
nutzt worden sei, um sich in Verhältnisse zu drängen, die ihm auf andern Wegen wahrscheinlich unerreichbar geblieben wären. Der Graf überlegte, ob es nicht seine Pflicht sei, Schritte zu thun, um einen Betrug zu enthüllen, der vielleicht eine liebenswürdige Frau zur Beute eines Abendtheurers machte, denn dieß war doch eine ausgemachte Sache, daß dieser Don Fernando der Bruder seiner Gattin nicht war, wenn er selbst nicht der junge Lorenz sein sollte. Um aber ganz sicher zu gehen und Niemanden ohne Noth zu beleidigen, beschloß er auf jeden Fall vorher genaue Erkundigungen einzuziehen, ob etwa noch ein anderer Baron Schlebach lebe und sich in Spanien aufhalte, der Gräfin aber nichts davon zu sagen, daß er überzeugt sei, der Bruder, dessen Rückkunft sie zuweilen fürchtete, ruhe schon längst im Grabe.

Die Sorge um den geliebten Sohn schob bald jede andere Betrachtung in den Hintergrund der Seele zurück, denn in Spanien entwickelten sich Kämpfe und Gefahren, die für sein Leben täglich zittern ließen, und wenn die Freude das Herz auf kurze Zeit bewegte und die Augen entzückt auf den Zügen der geliebten Hand ruhten, so wandelte die Betrachtung gar bald die Tropfen der Freude in Zähren der Wehmuth, denn wenn sich auch die Eltern und die Geliebte an diesen Briefen erfreuten, die heitere Gesundheit und zärtliche

Liebe athmeten, so war doch schon ein langer Zeitraum seit ihrer Abfassung verstrichen und in dieser langen Zeit konnten Gefechte genug vorgefallen sein, die das theure Leben gefährdet hatten. So nahte der Winter trübe und traurig. Der Herbst hatte die Hoffnung gewährt, daß wenigstens die dumpfe Ruhe des drückenden Friedens in Deutschland bestehen könne, aber auch diese Hoffnung war entschwunden und Oestreich rüstete sich zum erneuerten Kampfe. Napoleon entwickelte eine bewunderswürdige Thätigkeit. In kurzer Frist war ein sieggewohntes Heer vereinigt, und das traurige Schauspiel sollte sich erneuern. Deutsche sollten wieder gegen Deutsche kämpfend erblickt werden, und die deutsche Erde sollte von Neuem das Blut der eigenen Kinder trinken und in ihrem Schooße die Leichen ihrer von deutscher Hand erschlagenen Söhne verbergen.

Nicht alle französischen Truppen hatten aus Spanien hinweg gezogen werden können, aber unter denen, die an den Rhein beordert waren, befand sich das Regiment, in welchem St. Julien diente, und Eltern und Geliebte hatten wenigstens den Trost, ihn sich näher zu wissen.

Niemals war die Hoffnung so allgemein, so lebendig gewesen, als nach Oesterreichs Kriegserklärung; vielleicht nur, weil der Druck, unter welchem die Völker seufzten, immer lästiger, ihr Unglück immer schmerzlicher wurde. Aber





wie dem auch sei, es konnte dem Beobachter nicht entgehen, daß es nur einer siegreichen Schlacht bedurft hätte, und ein großer Theil Deutschlands hätte sich schon damals dem österreichischen Heere wider Napoleon angeschlossen; aber die Schlachten gingen verloren, und unaufhaltsam, wie ein reißender Strom, drangen Napoleons Heere vorwärts.

Alle Hoffnungen, die man damals auf Oesterreich setzte, gingen unter, und auch die laut mit Frankreich Krieg verlangende Berliner Jugend verstummte, denn ihr Held, in dem sie den Erretter, den Befreier Deutschlands zu sehen wähnte, war gefallen, mit Heldenmuth zwar, aber für sein Vaterland völlig nutzlos, und die Ueberreste seiner tapfern Schaar, die nicht so glücklich waren, entfliehen und sich verbergen zu können, fielen einem Feinde in die Hände, der sie nicht mit großmüthiger Schonung behandelte, sondern sie das härteste Schicksal erdulden ließ.

Wer auch von Schills gewagtem Unternehmen nicht die Hoffnungen hegte, die seine lauten Bewunderer aussprachen, mußte dennoch das unglückliche Ende eines Mannes schmerzlich beklagen, der Gutes und Großes wollte, aber seine Zeit mißverstand und deßhalb der Zeit vorgriff.

Die Gräfin und Emilie lebten in dieser Zeit in qualvoller Angst. Dem Grafen selbst bangte für den geliebten Sohn, und alle Gründe, die er anführte, um die Frauen zu

beruhigen, verloren ihre Kraft, weil man zu deutlich fühlte, daß er die Hoffnungen, die er erregen wollte, nicht theilen konnte. Auch Dúbois ging trostlos umher. Der letzte Sprößling des Hauses Evremont! seufzte er oft für sich; Herr erhalte ihn, setzte er jedes Mal hinzu, indem er die gefalteten Hände flehend zum Himmel erhob. Jedes Zeitungsblatt erhöhte die peinliche Unruhe der Familie; beinah ein jedes enthielt Nachrichten von Gefechten und Schlachten, und man wußte, St. Juliens Regiment focht in den meisten, und von ihm selbst gelangte keine Nachricht zu der trauernden Familie. Endlich war der Waffenstillstand geschlossen und es ließ sich voraussehen, daß der Friede auf denselben folgen würde, und zwar ein Friede, der Napoleons Macht nur noch höher heben und das unglückliche Deutschland noch tiefer niederdrücken mußte. Diese Ueberzeugung verbreitete eine schmerzliche Trauer über Deutschland, die auch der Graf empfand, aber die plötzlich gemildert wurde und der höchsten Freude im Kreise dieser Familie Raum gab, denn ein Paket von St. Julien traf ein und meldete nach allen überstandenen Gefahren, bis auf eine leichte Verwundung, seine vollkommene Gesundheit. Zugleich theilte er die Nachricht mit, daß er zum Obristen ernannt worden sei, beklagte aber, daß er in dieser unruhig bewegten Zeit noch nicht habe Mittel finden können, die Anerkennung des Namens Evremont zu bewirken. Sein Brief




war im Taumel der Siegesfreude geschrieben, denn nur Frankreichs Ruhm und sein eigner, den er noch zu erreichen hoffte, hatten ihm vorgeschwebt, indem er schrieb; und er dachte nicht daran, welchen schneidenden Gegensatz sein Gefühl zu der schmerzlichen Trauer seiner Freunde über ihr Vaterland bilden mußte. Die Frauen sahen über die Ausdrücke jugendlicher Begeisterung hinweg; sie suchten in St. Juliens Briefen nichts, als Zeichen fortdauernder Liebe, zärtlicher Treue, und fühlten nach langer Zeit schmerzlichen Grams und zerstörender Angst Ruhe und Hoffnung im beseligten, zärtlich bewegten Herzen. Des Grafen Freude war nur in den ersten Augenblicken rein. Er fühlte es in den nächsten Minuten schmerzlich, daß Männer doch nur dann ganz in Liebe verbündet sein können, wenn ihre heiligsten Interessen dieselben sind, und er wünschte sehnlicher als je, St. Julien bewegen zu können, Frankreich zu verlassen und sich als Bürger deutscher Erde zu betrachten; diese recht im Genusse des Sieges und des Ruhmes geschriebenen Briefe aber ließen ihn fürchten, daß der junge Mann schwer zu bewegen sein dürfte, eine Laufbahn aufzugeben, die seinem Ehrgeize so viele Befriedigung versprach. Man beantwortete St. Juliens Schreiben sogleich und der lang gestörte Briefwechsel wurde nun wieder regelmäßig fortgeführt.

Noch war die Freude in allen Herzen lebendig, als der



Graf von Neuem lächelnd die Bemerkung machte, daß der Mensch im Gefühle des hohen Glücks oder eines großen Unglücks zunächst an sich denkt, und daß dann alles andere, was er sein Höchstes und Heiligstes immerwährend genannt hat, in den Hintergrund tritt und nur erst wieder beachtet wird, wenn die Freude oder das Leid, welches uns persönlich trifft, durch Zeit und Gewohnheit gemildert wird. Der Graf in seinem milden Sinne fand diese Empfindungsweise menschlich und natürlich, und meinte, wir wären noch weit von schnöder Selbstsucht entfernt, wenn wir auch die ersten Augenblicke des Glücks oder des Kummers ungetheilt uns selbst widmeten, sobald wir nur dann wieder auch auf andere Menschen und ihre Schmerzen uns besännen. Sein Vetter aber, der Graf Robert, hatte mit strengerem Sinn oft gegen ihn den Ruhm der Spartanertugend bewundernd anerkannt und behauptet, ein ächter Sohn des Vaterlandes werde dessen Unglück und Erniedrigung auch im höchsten eigenen Glücke stets empfinden; ja, er hatte behauptet, daß es für ihn gar kein Glück geben könne, das im Stande wäre, sein Herz so ganz zu erfüllen, daß er seines Vaterlandes nicht gedächte, und nun hielt der Graf einen Brief von ihm in der Hand, in dem er ihm mit dem höchsten Entzücken die Geburt eines Sohnes meldete und des trauernden Vaterlandes mit keiner Sylbe gedachte. Ja, man fühlte es die-



sem Schreiben an, daß alle übrigen Verhältnisse der Welt dem Herzen des Vaters gleichgültig schienen, der den neugebornen Sohn in seinen Armen hielt, und dessen zärtlich geliebte Gattin die Schmerzen und Gefahren der Geburt glücklich überstanden hatte. Der Graf fand diese reine, ungetheilte Freude natürlich, aber er nahm sich doch vor, seinen Vetter darauf aufmerksam zu machen, daß er nun nie mehr von der menschlichen Natur erwarten dürfe, als was er selbst geleistet habe.

Auch der Obrist Thalheim hatte mit zitternder Hand dem Grafen sein Glück gemeldet, und er sowohl als der Graf Robert baten ihn, mit seiner Familie der Taufe des Neugebornen beizuwohnen, und diese Bitte verstärkte der Graf Robert dadurch, daß er seinem Oheim vorstellte, wichtige die Verwaltung der Güter betreffende Geschäfte machten eine mündliche Unterredung durchaus nothwendig.

Der Graf theilte den Damen die empfangenen Nachrichten mit, und freudige Theilnahme bewegte Aller Herzen. Auf die Frage aber, ob sie ihn nach Hohenthal begleiten wollten, folgte ein ernstliches Bedenken. Die Gräfin bemerkte, daß es ihr schwer fallen würde, sich wieder allen neugierigen Fragen des Geistlichen und der Nachbaren auszusetzen, und Emilie sagte leise und erröthend, daß dann auch

wieder der regelmäßige Briefwechsel, der kaum mit St. Julien eingeleitzt wäre, gestört werden müsse, wenn man sich von Berlin, wohin nun alle Briefe gerichtet würden, entfernen wollte. Es wurde also bestimmt, daß nur der Graf allein nach Hohenthal reisen sollte, von den besten Wünschen der Zurückbleibenden begleitet. Er meldete seinem Vetter diesen Beschluß nebst dem Tage seiner Ankunft.

Auf den dritten Tag nach dem Empfange dieses Briefes war die Abreise nach Hohenthal festgesetzt, und in dieser Zwischenzeit war eine emsige Geschäftigkeit der Frauen bemerklich, und als der Tag der Abreise erschien, erstaunte der Graf über die Menge der Schachteln, Kartons und Körbchen, die er mitnehmen sollte, welche die Geschenke für die junge Mutter und den Neugebornen enthielten, die die Freundinnen sendeten. Ich bin doch oft, sagte der Graf lächelnd, mit Frauen gereist und habe es immer unwahr gefunden, wenn sie beschuldigt werden, so unermeßlich viele kleine Bedürfnisse in kleinen Behältern mit sich zu führen, daß sich das Reisen mit ihnen leicht in eine Qual verwandeln könne, und nun soll ich allein reisen, und werde zum ersten Mal so mit Schachteln und Körben umgeben, daß es nur Dübois Genie möglich sein wird, dieß alles so zu ordnen, daß noch ein völlig erwachsener Mensch Raum daneben im Wagen findet.



Ist es nicht ungerecht, sagte die Gräfin lächelnd, die kleine Beschwerde nicht ertragen zu wollen? Hat uns nicht selbst, wie wir das Leben bewußtlos und hülflos betraten, die liebende Sorge zärtlicher Freunde begrüßt? Liegt nicht etwas Rührendes darin, wenn wir uns vorsorgend um ein neugebornes Wesen beschäftigen, so daß alles bereit ist, dessen es in der Zukunft in seiner Hülflosigkeit bedarf? Ich wenigstens kann mir nichts Traurigeres denken, als wenn der Mensch schon beim Beginne seines Lebens Liebe und Theilnahme entbehrt.

Wohl, sagte der Graf ernsthaft, ich werde dem Neugebornen die Geschenke überbringen und ihm nichts von dem entziehen, was sein aufdämmerndes Leben verschönern soll und ihn doch oft nur quält, indem Mutter und Amme ihn mit Dingen zu putzen streben, die er gar nicht zu würdigen versteht.

Dúbois hatte während dieser Unterredung Alles geordnet, und der Graf fand zu seiner eigenen Verwunderung für Alles hinreichenden Raum in dem vorgefahrnen Wagen, der ihn bald aus dem Gesichtskreise der Frauen entführte und den Bergen entgegen rollte, die den alten Sitz seiner Ahnen umgaben.

V.

In Hohenthal herrschte die reinste Freude. Mit lautem Entzücken wurde der Graf bei seiner Ankunft von seinem



ihm entgegen eilenden Vetter begrüßt, und an der Thüre des Saales empfing ihn der Obrist, der ihm auch hatte entgegen gehen wollen, aber seine vom Alter geschwächten Kräfte waren nicht mehr hinreichend zur eiligen Bewegung. Er streckte dem Grafen die zitternden Arme entgegen, der gleich bei der Begrüßung bemerkte, daß der Greis in dem letzten Jahre, seit er ihn nicht gesehen, sich mit starken Schritten dem Grabe genähert habe, und ein Blick auf den Arzt, der sich im Saale befand und von dem Obristen unbemerkt leise die Schultern zuckte, bestätigte die schnell gemachte Bemerkung. Der Graf sendete der jungen Mutter alle mitgebrachten Geschenke und ließ ihr seine Ankunft melden, weil er durch keine Ueberraschung ihre Gesundheit in Gefahr bringen wollte. Der Arzt übernahm vorsichtig selbst die Anmeldung, und der Graf erneuerte gegen den Obristen seine freudigen Glückwünsche. Der Herr hat mir alles gegeben, sagte der Greis, um was ich in ängstlichen Stunden inbrünstig flehte; mein Kind ist erhalten und Gott hat ihr einen Sohn geschenkt, an dem sie so viel Freude und Trost erleben möge, wie sie mir selber gewährt hat. Er hatte, indem er diese Worte sagte, die vor Alter zitternden Hände gefaltet und richtete den thränenfeuchten Blick nach oben. Der Graf betrachtete gerührt die hinfällige Gestalt, und Graf Robert, der den Blick verstand, drückte mit trauriger Miene



die Hand seines Oheims. Der Arzt kam zurück und meldete, die junge Frau Gräfin sei zum Empfange des Herrn Oheims bereit, und die Männer begaben sich nach den inneren Zimmern. Es war dem Grafen wunderbar zu Muthe, als er das ehemalige Schlafzimmer seiner Gemahlin betrat, und mit anmuthiger Gebehrde und holdseligem Lächeln die liebliche Therese, den neugebornen Sohn in den Armen, ihm entgegentrat. Sie wollte ihn anreden, doch die heilige Rührung der ersten Mutterliebe machte, daß ihr die Stimme versagte. Sie reichte ihm das Kind entgegen und der Graf, von Gefühl überwältigt, neigte sich herab und drückte einen leichten Kuß auf die unschuldige Stirn des dem Leben bewußtlos entgegen schlummerden neuen Bürgers der Erde. Indem seine Lippen das zarte Kind berührten, zuckte das schmerzliche Gefühl durch seine Brust, daß der Himmel ihm das höchste menschliche Glück versagt habe, und er wendete sich ab, um dieß Gefühl nicht bemerken zu lassen. Der Graf Robert wollte seinen Sohn der Mutter aus den Armen nehmen, weil er jede Anstrengung für sie noch für zu angreifend hielt, aber die Frau Professorin trat hervor und vereitelte seine Absicht. Es geht nicht an, sagte sie ziemlich trocken, daß Sie mit dem Kinde so viel herum handthiren. Bloß deßhalb sind die ältesten Kinder so oft nervenschwach, weil die jungen Eltern mit ihnen wie mit einem Spielzeuge

umgehen. Ein Kind muß vor allen Dingen Ruhe haben und in den ersten sechs Wochen seines Lebens nichts anderes thun, als Nahrung nehmen und schlafen, dann werden gesunde Menschen daraus. Während dieser Rede hatte sie den Neugebornen zur Ruhe in sein Bettchen gebracht, und nun erst richtete sie ihre tiefste, ehrerbietigste Verbeugung an den Grafen, die dieser höflich erwiederte, ohne indeß sein begonnenes Gespräch mit der Mutter des Grafen Robert abzubrechen, der er sich, indeß die Frau Professorin sprach, hatte vorstellen lassen. Diese schüchterne, sanfte Frau hatte ihr Leben ohne alle Freude verblühen sehen; ihre Jugend war im Hause ihrer Eltern aus Mangel an Liebe traurig dahingeschwunden, Ihr Vater dachte nur an Handel und Gewinn, und nur sein Stolz verband sie mit dem Grafen, den er weder achtete, noch liebte. Im Hause ihres Gatten war ihr Leben eine Kette von Bekümmernissen und Kränkungen, die theils aus Mangel, theils aus dem Hochmuth der Freunde und Verwandten ihres Gatten, theils aus dessen eigenem Charakter entsprangen, den sie nicht achten konnte, obwohl sie sich ihren Gemahl zu lieben zwang. Armuth nöthigte sie, sich von dem Sohne zu trennen, den sie mit Leidenschaft liebte, und die vernachläßigte Erziehung ihrer Töchter zu beweinen, deren traurige Zukunft sich gar nicht berechnen ließ. Diese ganze drückende Last der Schmerzen war nun



von ihr genommen, aber ihr Herz zitterte noch lange in den Nachwehen der Leiden, als sie schon täglich Gott mit Thränen für die glückliche Wendung ihres Schicksals dankte. Nach langen kummervollen Jahren war sie nun der peinvollen Sorgen der Armuth entledigt, und sah sich und die Ihrigen mit allen Zeichen der Wohlhabenheit umgeben. Der Sohn, den die Abwesenheit seit den Kinderjahren ihr entfremdet hatte, war ihr von Neuem mit inniger Liebe zugewendet, die sich täglich mehrte, je mehr er das reine, liebevolle Gemüth der Mutter erkannte. Seine Gattin hatte sich ihr ganz in Zärtlichkeit hingegeben, und die verwilderten Töchter hatten das knabenhafte Toben längst mit den besseren Sitten sich entwickelnder Jungfrauen vertauscht. Der alte Obrist endlich hing mit dankbarer Freundschaft an dieser liebreichen Frau und sagte oft, indem er ihre Hand drückte: Wenn ich sterbe, ist mein Kind darum noch nicht verwaist, denn ihr bleibt eine Mutter, wenn der Vater scheidet. Dieses ruhige, sich in sanftem Wechsel kaum merklich bewegende Leben schien ihr nun von Neuem bedroht. Sie hatte die Ankunft des Grafen gefürchtet, auf die sich alle übrigen Glieder der Familie freuten, denn es schien ihr kaum möglich, daß ein reicher, vornehmer Mann ohne die Anmaßung auftreten sollte, die ihr schon bei minder begüterten und minder ausgezeichneten Mitgliedern der Familie ihres

verstorbenen Gatten so drückend geworden war. Sie war in dieser Meinung bestärkt worden, denn sie hatte sich herabgelassen, die Base des Arztes über die Persönlichkeit des Grafen auszufragen, weil sie sich gescheut hatte, diese Fragen an die Mitglieder der Familie zu richten, und diese hatte in ihrer Beschreibung vor Allem die stolze, vornehme Haltung des Grafen hervorgehoben. Sie rüstete sich also mit Geduld und beschloß mit Sanftmuth die Anmaßungen des Wohlthäters ihrer Kinder zu ertragen. Um so angenehmer wurde sie also überrascht, als der Graf zwar mit aller Feinheit der Sitten, die durch das Leben in der großen Welt erworben wird, sich ihr näherte, aber sie vor Allen mit der Höflichkeit und Achtung behandelte, die aus dem Gefühl entspringt und einen wohlwollenden Charakter bezeichnet. Bald fand sich also der Graf nur von dankbaren, liebenden Freunden umringt, und er bemerkte mit Vergnügen auch den jungen Gustav, der die Ferien der Universität benutzt hatte, um seinen großmüthigen Freund und Beschützer, den Grafen Robert, zu besuchen. Auch mit diesem Jüngling war eine große Veränderung vorgegangen. Er hatte sich männlicher ausgebildet und eine gewisse Aengstlichkeit im Betragen abgelegt, die durch das Drückende seiner früheren Verhältnisse entstanden war. Er nahm jetzt seine Stelle in der Gesellschaft mit anständiger Bescheidenheit ein;

auch nannte ihn Niemand mehr Gustav, sondern nach seinem Familiennamen Herrn Thorfeld.

Der Prediger hatte sich bald nach des Grafen Ankunft auf dem Schlosse eingefunden, und es wurde verabredet, daß die Taufe des Neugebornen am andern Tage Statt finden sollte. Da der Graf nicht lange im Kreise seiner Freunde verweilen wollte, so fühlte Niemand die Neigung, die wenigen Stunden des Beisammenseins durch geräuschvolle Gesellschaften zu verkümmern, und deßwegen sollte die Taufhandlung nicht durch laute, prunkende Feste verherrlicht werden, sondern die im Schlosse versammelten nächsten Verwandten schienen den jungen Eltern die würdigsten Taufzeugen.

Man versammelte sich des andern Tages im Saale des Schlosses. Der Obrist erschien in der Uniform mit dem von Friedrich dem Zweiten erhaltenen Orden **pour le merite**, und seine Gestalt erschien in der vollen Kleidung noch hinfälliger. Der Prediger saß abgesondert, sich zur Rede, die er beabsichtigte, sammelnd. Alles zur Feierlichkeit Erforderliche war geordnet, und die Taufhandlung sollte beginnen. Man reichte dem Obristen seinen neugebornen Enkel. Er wollte ihn in den Armen empfangen, aber die vor Alter und Rührung zitternden Glieder versagten ihm dem Dienst. Er deutete auf den Grafen und eilte mit bebenden Händen



die Thränen zu trocknen, deren er sich schämte, weil er fühlte, daß die Kraftlosigkeit des Alters eben so viel Antheil an ihnen hatte, als die Rührung der Liebe. Der Neugeborne wurde Walther genannt, nach seinem würdigen Großvater. Die Feierlichkeit war beendigt; die mannigfaltigen in den Herzen aller Theilnehmer angeregten Empfindungen schwanden nach und nach, und gaben einer ruhigen Heiterkeit Raum, die es gestattete, daß sich das Gespräch auch auf Geschäfte richtete. Der Prediger verließ nach der Mittagstafel das Schloß. Die Schwäche des Obristen erforderte Ruhe, deren die junge Mutter ebenfalls bedurfte, und der Graf schlug seinem Vetter einen Spaziergang vor, den dieser benutzen wollte, um den Oheim zugleich mit den Verbesserungen in der Bewirthschaftung bekannt zu machen. Ihr Weg führte die beiden Verwandten auch zu dem Besitzthume des Arztes und seiner Base. Der Bau war schon weit fortgeschritten. Der Graf lobte den etwas veränderten Plan, den das Treibhaus nöthig gemacht hatte, das nach des Arztes heftigem Wunsche mit dem Hause in Verbindung stehen sollte. Er lächelte, als er die Anlage zu dem Balkon bemerkte, der so viele Streitigkeiten veranlaßt hatte, und rieth dann seinem Vetter ernsthaft, den Bau des Hauses so sehr als möglich zu beschleunigen, damit er bald möglichst die Frau Professorin aus dem Schlosse auf eine freundschaftliche Weise entfer-



nen könne. Denn Sie werden bemerken, setzte der Graf hinzu, daß der sanfte Charakter Ihrer Mutter und die schüchterne Jugend Ihrer Gemahlin der wohlmeinenden Herrschsucht dieser Frau zu viel Raum geben, und deßhalb dieß Verhältniß, wenn es noch lange fortbesteht, am Ende sich nothwendig auf eine unangenehme Weise auflösen muß.

Der Graf Robert sah die Richtigkeit dieser Bemerkung um so mehr ein, da ihm mehr als ein Mal die rücksichtslose Dreistigkeit dieser Frau unangenehm gewesen war, die um so schroffer hervortrat, da sie nicht mehr durch den Grafen und seine Gemahlin in Schranken gehalten wurde, und für die übrigen Mitglieder der Familie nicht die gleiche Ehrfurcht empfand; da sie sich nun bewußt war, daß sie es wohl meinte, und immer das Gute und Verständige wollte, so kümmerte sie sich wenig darum, in welcher Form sie ihre Meinung ausdrückte.

Der Graf Robert fühlte sich heiter befriedigt durch die Anerkennung des Oheims, der allen Bestrebungen seines Vetters, die Bewirthschaftung der Güter zu verbessern, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ, und die Verwandten setzten ihren Weg fort, alles Geschehene und alles noch Erforderliche besprechend. Es war ein heiterer, milder Herbsttag, und auch der herannahende Abend behielt den milden, sommerlichen Charakter. Die beiden Freunde beschlossen den

Rückweg über die nahen Hügel zu nehmen und schlugen deßhalb einen Fußpfad ein, der bei einer einsamen, in einem engen Thale liegenden Mühle vorbeiführte. Als sie über die schmale Brücke des Mühlbachs schreiten wollten, blieben Beide unwillkührlich stehen. Die scheidende Sonne vergoldete das enge Thal, und des Abendhimmels Purpur und Gold spiegelte sich auf dem brausenden, schäumenden Mühlbach, der seinen funkelnden Schaum eilig hinunterstürzte und erst später als dunkelblaue Fluth, den blumigen Ufern schmeichelnd, sich durch das Thal schlängelte. Beide Freunde gaben sich den Eindrücken des schönen Abends hin, und die Erinnerung an die Mühen des Lebens entschwand ihrem Gedächtniß. Sie erstiegen die waldbewachsenen, noch reich belaubten Hügel und lächelten, wie ein durch die Tritte der Wanderer aus dem hohen Grase aufgescheuchtes Reh an ihnen vorüber sprang und sich im Fliehen mit klugen Augen nach den vermeintlichen Feinden umschaute. Sie gingen weiter, und ein nahes Rauschen im seitwärts liegenden dichten Gebüsch erregte in ihnen die Vermuthung, daß ein zweites Wild dem ersten folgen würde. Sie blieben stehen, ihre Blicke auf das Gebüsch gerichtet. Die Zweige desselben wurden auseinander gebogen und eine dürre Hand streckte sich hindurch. Ein bleiches Gesicht, das dunkles, verwildertes Haar und Bart noch bleicher erscheinen ließ, zeigte sich und stierte mit dun-

keln, glanzlosen Augen die beiden Verwandten an. Die bleichen, dünnen Lippen bewegten sich, doch blieb es ungewiß, ob sie zum Lächeln oder Reden die in dem abgemagerten Gesicht sehr lang erscheinenden Zähne entblößten. Spuren einer Uniform zeigten sich in den Lumpen, die den vorgestreckten Arm bedeckten. Der Graf starrte dieß Bild menschlichen Elends mit Entsetzen an; der Graf Robert aber rief, nachdem er noch einen Augenblick mit höchster Spannung die Erscheinung betrachtet hatte, die Hände zusammenschlagend: Heiliger Gott! es ist Wertheim! Der Genannte bejahte durch eine Senkung des Kopfes mit beinah wahnsinnigem Lächeln. Graf Robert sprang auf ihn zu. Einen Bissen Brodt, sagte er mit hohler, wie aus dem Grabe klingender Stimme, und auch für jenen, wenn es noch Zeit ist. Der jüngere Graf und sein Oheim waren durch das Gebüsch gedrungen und warfen einen Blick des Entsetzens auf die mit scheußlichen Lumpen nur unvollkommen bedeckten Glieder des als Wertheim Erkannten. Dieser deutete auf einen bewegungslos im Grase liegenden Gegenstand. Die Grafen wollten sich diesem nähern. Er wird todt sein, sagte Wertheim dumpf; es ist Lehndorf. Um Gottes Willen, einen Bissen Brodt!

Ich werde Hülfe schaffen, rief der Graf Robert und wollte in Verzweiflung fortstürzen. Bleiben Sie hier bei

Ihren Freunden, sagte sein Oheim, ihn zurückhaltend, ich weiß hier in der Nähe Hülfe.

Der Graf eilte auf einem Fußpfade quer durch den Wald und erreichte bald die versteckt liegende, einsame Hütte eines Waldwächters. Der Bewohner selbst war in den Forst gegangen, und nur sein Weib und ein Knabe von etwa zwölf Jahren waren im Hause. Der Graf erforschte dringend und eilig, zum Erstaunen des Weibes, welche Nahrung die Hütte bieten könnte, und entraffte ihren Händen einen Krug Milch, den er dem Knaben gab, indem er ihm eilig zu folgen befahl. Er wollte schon die Hütte verlassen, als er sich besann, dem Weibe ein Geschenk gab und ihr befahl, so eilig als möglich einen kleinen Wagen zu bespannen und damit auf der nahe gelegenen Stelle des Waldes zu erscheinen, die er ihr bezeichnete und die sie sehr wohl kannte.

Der Graf schritt so hastig voran, daß der Knabe, der den Milchkrug in Händen hatte, ihm kaum zu folgen vermochte, und so erreichten sie, ganz erhitzt, sehr bald den Platz, wo der Graf Robert mit Todesangst die Rückkehr seines Oheims erwartete.

Es war die letzte Kraftanstrengung gewesen, mit welcher Wertheim sich den beiden Verwandten zu nähern gesucht hatte. Er war dem Grafen Robert in die Arme gesunken, so wie dessen Oheim, um Hülfe zu suchen, enteilte. Ich sterbe,



hatte er kaum hörbar hervor geächzt, als der bekümmerte Freund ihn sanft auf den Boden niedersenkte. Ein leises Stöhnen des andern Elenden zeigte, daß auch dieser noch lebe. Der Graf Robert brachte Reisig zusammen, breitete seinen Mantel darüber und suchte nun beide unglückliche Freunde in eine bequemere Stellung zu bringen, indem sie neben einander mit den Köpfen auf dieser Erhöhung ruhten. Das kraftlose Aechzen der Verschmachtenden zerriß sein Herz. Mit entsetzlicher Angst erwartete er die Rückkehr des Oheims, denn er fürchtete, jeder Augenblick könne der letzte der Leidenden sein.

Endlich erschien der Graf, selbst sehr erhitzt, und ihm folgte mit von der Eile glühendem Antlitz der Knabe. Die matten Blicke der Sterbenden richteten sich dem Retter entgegen. Der Graf nahm den Krug aus den Händen des Knaben, der mit weit geöffneten Augen die Schreckbilder menschlichen Elends anstarrte. Er neigte sich zu Wertheim, dessen vor Begierde zitternde Lippen sich dem Rande des Kruges näherten, den die abgemagerten Hände mit krampfhafter Gewalt umspannten und nicht wieder lassen wollten. Der Graf, der das Gefährliche des Uebermaßes nach langer Entbehrung kannte, brach mit Gewalt die Finger des gierig Schlürfenden aus einander und wendete sich zu dem Leidensgefährten desselben, der in kaum vernehmbaren Tönen über

die Selbstsucht des Freundes klagte. Als auch dieser erquickt war, sendete der Graf den Knaben dem Fuhrwerk entgegen, das auch nicht lange ausblieb. Die beiden Unglücklichen wurden auf den mit Stroh gefüllten kleinen Leiterwagen gehoben, mit den Mänteln der Grafen bedeckt und Graf Robert begleitete dieß Fuhrwerk, das sich auf den Waldwegen nur langsam fortbewegen konnte, indeß sein Oheim auf Fußpfaden voran eilte, um den Arzt von dem Geschehenen zu benachrichtigen und die Aufnahme der Kranken im Schlosse vorzubereiten.

VI.

Nach den ersten Ausrufungen des Erstaunens ergriff der Arzt schnell einige stärkende Mittel, die er gleich anzuwenden gedachte, und wollte den Kranken entgegen eilen, doch plötzlich blieb er stehen, betrachtete mit blinzelnden Augen den Grafen und sagte: Vor Allem muß ich für Sie sorgen, das ist das Dringendste. Ich bin gesund, sagte der Graf, ich bedarf keiner Hülfe. Sie sind furchtbar erhitzt, erwiederte der Arzt, und Sie sind in dem Alter, wo Schlagflüsse anfangen das Leben auch des Gesundesten zu bedrohen. Ueberlassen Sie mich nur meinem Schicksale, sagte der Graf lächelnd, mein Blut wird sich von selbst wieder abkühlen. Nein, rief der Arzt mit Heftigkeit, und Thränen funkelten in den



kleinen Augen, nie würde ich es mir verzeihen, hätte ich meine Pflicht gegen Sie versäumt, und wie könnte je mein Gewissen sich wieder beruhigen, wenn durch meine Nachlässigkeit das Leben eines erhabenen Menschenfreundes, des Schöpfers meines Glücks, auch nur um eine Stunde verkürzt würde?

Der Graf fühlte sich bewegt durch die Liebe des Arztes, wenn sie sich auch auf eine etwas wunderliche Weise kund that. Er ließ sich also dessen Verordnungen gefallen, und bald fühlte er, daß seine Pulse wieder regelmäßig schlugen, und das Blut nicht mehr gewaltsam zum Kopfe und zum Herzen drängte.

Der Arzt hatte, ehe er den Kranken entgegen eilte, seiner Base einen Wink gegeben, die sich sogleich mit Mägden und Bedienten in laute Thätigkeit versetzte, um das für die Kranken bestimmte Zimmer mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten zu versehen.

Die Dämmerung des Abends hatte schon die Gegend rings umher in tiefe Schatten gehüllt, als das elende Fuhrwerk, auf dem die Kranken lagen, von dem Grafen Robert und dem Arzt begleitet, das Schloß erreichte. Mühsam wurden die beinah Leblosen vom Wagen gehoben, und sie empfanden eine schmerzliche Wollust, als sich die entkräfteten Glieder nach so harten Entbehrungen zum ersten Mal wie-

der auf ein bequemes Lager streckten. Der Arzt war von heftiger Rührung ergriffen, als er die beinah vernichteten, in widrige Lumpen schmachvoll gehüllten Gestalten betrachtete. Wie groß kann das menschliche Elend sein! rief er klagend. Hier ist die größte Vorsicht nöthig, und Gott! wie werde ich den alten Dúbois vermissen! Er ist zwar ein eigensinniger, hochmüthiger Mann, der sich auf seine Aussprache des Französischen viel zu viel einbildet, aber einen trefflicheren Krankenwärter habe ich niemals kennen gelernt. Und Wer wird nun diese hier bewachen, daß sie meine Vorschriften genau befolgen, woran doch ihr Leben hängt.

Nun, nun, rief die Frau Professorin, ich will den Herrn Dúbois nicht lästern, aber ich werde doch wohl auch im Stande sein, Kranke zu pflegen, und ich will den sehen, der mir was Böses nachredet, wenn ich diese Christenliebe an jungen Männern ausübe.

Der Arzt war hoch erfreut, daß seine Base sich zu diesem Dienste erbot, und er dankte ihr mit einer Innigkeit, als habe sie ihm die größte Wohlthat erwiesen. Na, was sind das nun für Weitläuftigkeiten, sagte die gutherzige Frau barsch, um ihre Rührung zu verbergen. Was geschehen muß, das darf man mir nur sagen, und ich bin gewiß, daß sich Keiner unterfangen wird, um ein Haar breit davon abzuweichen.



Der Arzt war nun beruhigt. Seine Mittel stärkten die Kranken sichtlich, und er konnte schon am folgenden Tage ein stärkendes warmes Bad wagen, wodurch zugleich die Spuren des Elends von den Unglücklichen abgewaschen wurden, die nun wieder das Ansehen von zur besseren Gesellschaft gehörigen Menschen gewannen. Nach einigen Tagen der aufmerksamsten Behandlung schienen auch ihre geistigen Fähigkeiten zurückzukehren, denn sie gaben zusammenhängende Antworten auf die an sie gerichteten Fragen, und der Arzt verkündete mit lauter Freude, daß er Beide mit Hülfe seiner Base wieder herzustellen hoffe, die für die Befolgung seiner Vorschriften eben so eifrig, wenn auch nicht eben so sanft, wie Dübois, sorge.

Der Graf Robert hatte während dieser Zeit viel mit seinem Oheim über die Sicherheit seiner Freunde gesprochen, die ihm gefährdet schien, da sie zu den Truppen Schills gehörten, die so unglücklich endeten. Der Graf suchte ihn zu beruhigen, indem er ihm vorstellte, daß die preußischen Behörden gewiß keinen Eifer anwenden würden, die Theilnehmer an dieser Unternehmung auszuspüren, wenn sie ihnen nicht bestimmt als solche angezeigt würden, daß es also nur der Klugheit bedürfe, jede Theilnahme der Unglücklichen an Schills Plänen vorsichtig zu verschweigen und für die müßigen Nachbarn, die nicht ermangeln würden, mit Fragen

einzustürmen, eine wahrscheinliche Fabel zu ersinnen, um ihren kläglichen Zustand genügend zu erklären.

Der Arzt hatte den Prediger gleich den nächsten Tag in der Bewegung seines Gemüths mit dem traurigen Zustande bekannt gemacht, in welchem die beiden jungen Edelleute, ehemalige preußische Offiziere, nach dem Schlosse waren gebracht worden, und jener erschien sogleich, um das Wie und Warum zu erfahren, und als ihm der Graf Robert mit einiger Verlegenheit antwortete, die Kranken wären noch so schwach, daß man sie nicht um ihr Geschick befragen könne, und daß es überhaupt menschlicher sein würde, schmerzliche Erinnerungen aus ihrem Gemüthe zu entfernen, als durch Fragen zu erregen, erwiederte der Prediger verdrüßlich und spöttisch: So wird es uns damit vielleicht gehen, wie mit der Begebenheit des Herrn St. Julien, der beinah in demselben Zustande in dieß Schloß gebracht wurde, und niemals hat man die Veranlassung seines Unglücks erfahren.

Des Grafen Wangen röthete der Zorn. Sie wissen, Herr Prediger, sagte er mit einiger Heftigkeit, wie nah mit mir der Obrist St. Julien verbunden ist, und wenn ich die Gründe ehre, die ihn bestimmen, über diesen Gegenstand zu schweigen, so dächte ich, dieß könnte eine Regel für alle meine Freunde sein.

Der Prediger fühlte, er war zu weit gegangen. Ein

verdrüßliches Schweigen herrschte im Saale. Endlich begann der Geistliche von Neuem: Beinah hätte ich es vergessen, Ihnen mitzutheilen, daß der alte Lorenz einen so schändlichen Gebrauch von dem ihm durch des Sohnes Tod zugefallenen Vermögen gemacht hat, daß ich glaube, er wird bald wieder in drückender Armuth sein.

Woher schließen Sie das? fragte der Graf gleichgültig.

Weil mir diesen Morgen ein jüdischer Handelsmann einen Brief von ihm brachte, in dem er mich ersuchte, Sie dahin zu vermögen, ihm eine schriftliche Zusicherung der Pension auszustellen, die Sie ihm bewilligt haben, wie er schreibt, um Lebens und Sterbens Willen, wie mir der Israelit vertraute, damit er sie diesem verkaufen könne. Man wendete sich an mich, fügte der Prediger hinzu, weil man nicht wußte, daß Sie sich jetzt gerade hier befinden. Ich rieth dem jüdischen Kaufmann, sich mit diesem Gesuch gerade an Sie zu wenden, und ich zweifle nicht, daß er bald auf dem Schlosse erscheinen wird.

In der That wurde, nachdem kaum eine Viertelstunde verflossen war, Herr Moses gemeldet, der dem Grafen des alten Lorenz Gesuch vortrug, mit der Versicherung, daß er aus Menschenliebe bereit sei, dem Greise die Pension abzukaufen und ihm den Ertrag einiger Jahre voraus zu bezahlen; obgleich es möglich sei, daß der Alte früher stürbe und

und er sich Verlust dadurch zuzöge, so wollte er es auf die Gefahr hin wagen, damit nur der Greis nicht des Obdachs beraubt würde, denn er könne sich bei diesen schweren Zeiten, bei den drückenden Abgaben ohne diese Unterstützung nicht im Besitze des Gutes erhalten.

Der Graf erwiederte auf die lange Rede des menschenfreundlichen Israeliten, daß ihm dieß leid thue. Da aber die dem alten Lorenz von ihm bis jetzt ausgezahlte Pension ein freiwilliges Geschenk sei und er sich die Freiheit vorbehalten wolle, es ihm nach Umständen zu geben oder zu entziehen, so sei er nicht geneigt, sich schriftlich eine Verbindlichkeit aufzulegen und eine Handlung der Güte in eine Pflicht zu verwandeln. Nach dieser Erklärung empfahl sich Herr Moses, nachdem er geäußert hatte, daß er sich unter solchen Umständen auf kein Geschäft mit dem alten Manne einlassen könne.

Nachdem er den Saal verlassen hatte, sagte der Graf: Wie ist es nur möglich, daß der alte heillose Sünder in der kurzen Zeit, seit er das Erbe seines Sohnes empfing, so viel Geld ausgegeben hat?

Es thut mir leid es sagen zu müssen, erwiederte der Prediger etwas kalt, weil er des Grafen frühere Heftigkeit noch nicht hatte vergessen können, daß ihm nicht bloß die schlechte Gesellschaft von seinem Gelde geholfen hat, sondern



auch die sogenannte gute. Der unselige Alte hat sich der Völlerei und dem Spiele ergeben, und manche haben es nicht verschmäht, große Summen von ihm zu gewinnen, die recht bedeutende Ansprüche in der Welt zu machen gewohnt sind. Aber gedenken Sie ihm nun Ihre Unterstützung zu entziehen, da er wieder in Noth geräth, die Sie ihm zukommen ließen, wie er ihrer nicht bedurfte?

Keineswegs, sagte der Graf; da ich aber voraussehe, daß dieß bald seine einzige Hülfsquelle sein wird, so will ich sie ihm erhalten; denn hätte ich ihm die Möglichkeit gegeben, seinen künftigen Unterhalt zu verkaufen, so, glaube ich, würde dieß seinen Fall kaum einige Monate hingehalten haben.

Das ist sehr wahrscheinlich, sagte der Prediger, und es wäre gut, daß man ihn, wenn er alles Uebrige verloren hat, gewissermaßen unter Aufsicht nähme, denn die ewige Trunkenheit hat seine Verstandeskräfte geschwächt, ihn unfähig gemacht, sich selbst zu regieren, ja, er ist völlig kindisch geworden. Denken Sie nur, er ließ sich von Leuten, die ihn verspotteten, überreden, ein Bad zu besuchen, dort den großen, vornehmen Gutsbesitzer zu spielen, sich zu lauter Edelleuten zu drängen und Summen an diese zu verlieren, welche bei den jetzigen drückenden Verhältnissen einen viel Reichern als ihn hätten zu Grunde richten müssen. Der Graf zuckte

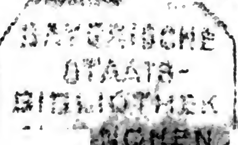


verächtlich mit den Schultern, und es ließ sich nicht unterscheiden, ob dieß dem alten Lorenz oder den erwähnten Edelleuten galt. Im Laufe des Gesprächs verabredete er mit dem Prediger, der seine gute Laune nach und nach wieder gewann, daß, wenn der Alte so weit sein würde, daß er nichts mehr, als die Unterstützung des Grafen besäße, er alsdann bei rechtlichen Leuten untergebracht werden sollte, die sich anheischig machten für alle seine Bedürfnisse zu sorgen, und die ihre Entschädigung aus den Händen des Geistlichen erhalten sollten, der alsdann nur den Ueberrest dem alten Lorenz zur beliebigen Verwendung einhändigen würde; und so ist dem alten Schuft, schloß der Pfarrer seine Vorschläge, ein weit besseres Loos gesichert, als er verdient.

Wenn wir streng sein wollen, sagte der Graf lächelnd, so ist dieß mit wenigen Ausnahmen wohl bei allen Menschen der Fall.

Sie scheinen die Ansichten der strengen Theologen zu theilen, sagte der Prediger, die den Menschen für so verderbt halten, daß alles ihn umringende Elend immer noch nicht seine Bosheit und Schlechtigkeit hinreichend bestraft.

Ich spreche nicht von Ereignissen, erwiederte der Graf, die, unabhängig vom Menschen, das Geschlecht desselben bedrohen, gegen die man sich nicht vertheidigen kann, weil sie, uns unerreichbar, jeden Kampf unmöglich machen, und



wo freilich oft bei vollkommener Unschuld ein unermeßliches Unglück erduldet werden muß. Aber im Ganzen werden Sie doch zugeben, daß sich unser Schicksal aus unserm Charakter entwickelt, und wenn wir am Abend unseres Lebens den Lauf desselben überdenken, glaube ich, werden wir zugeben müssen, daß unsere Thorheiten, Schwächen und Irrthümer uns noch weit mehr Kummer bereiten, uns noch in eine schlimmere Lage hätten versetzen können, wenn dieß nicht ein gütiges Geschick zu unserem Besten abgewendet hätte.

Dieß Gespräch wurde durch den Grafen Robert unterbrochen, der seinem Oheim meldete, es sei Zeit, wenn er den kriegerischen Uebungen der jungen Landleute beiwohnen wollte, sich auf den den dazu bestimmten Platz zu begeben, weil man sich dem Grafen zu Ehren versammelt habe, obgleich es heute kein Sonntag sei. Der Graf war bereit seinem Vetter zu folgen und der Prediger bat spöttisch um die Erlaubniß die Herren zu begleiten, und man bemerkte an der verdrüßlichen Art, wie der Graf Robert diese Begleitung annahm, daß sie ihm keineswegs angenehm war.

Wir haben hier recht ein Bild von dem Zustande Frankreichs, sagte der Prediger noch immer spöttisch, zum Grafen gewendet, wie es war, als die erste Begeisterung seine Jugend vereinigte zum Kampfe gegen die ganze Welt. Eben so drängen sich die jungen Landleute hier herum zu den

Waffenübungen, und selbst Wer Anfangs über die Begeisterung lachte, die Ihr Herr Vetter unter Ihren Unterthanen verbreitete, ward nach und nach von der Krankheit ergriffen, und statt des ehemaligen sonntäglichen Kegelspiels beschäftigt Exerciren und Marschiren weit und breit die kampflustige Jugend, wie gesagt, ganz wie in der Periode der Begeisterung in Frankreich.

Und haben Sie vergessen, sagte der Graf ernsthaft, was Frankreich damals in dieser Begeisterung Unglaubliches vollbrachte? Und sollte es nicht möglich sein, daß das, was jetzt wie eine thörichte Spielerei erscheint, noch einmal nützlich wäre? Ueberrascht blickte der Pfarrer dem Grafen in die Augen. Es schien, er wollte mit Begierde darin einen tieferen Sinn der Rede lesen. Der Graf aber fuhr ruhig fort: Und wenn diese kriegerischen Uebungen auch zu nichts weiter führen, so machen sie doch die jungen Leute gewandter, und schon das ist Gewinn.

Man hatte unter diesen Gesprächen den zur Waffenübung bestimmten Platz erreicht, und der Graf bemerkte den jungen Gustav Thorfeld, der mit großem Eifer die Landleute einübte, und mit Vergnügen sah der Graf, daß er das, was er sich zu lehren bestrebte, selbst in höchster Vollkommenheit zu üben verstand.

Wenige Männer verlieren ganz die Neigung zu kriege-

rischer Thätigkeit, denn nur in der Brust weniger erstirbt das Gefühl gänzlich, daß es des Mannes Beruf ist, sein Vaterland zu vertheidigen, seinen Heerd zu beschützen. Auch der Graf also überließ sich mit Lebhaftigkeit der Theilnahme an diesen Uebungen, und in seinen Augen leuchtete die Hoffnung, daß sich aus geringen Keimen viel Gutes für die Zukunft entwickeln könne.

Man war noch nicht lange auf dem Uebungsplatze versammelt, als man den Hufschlag von Pferden vernahm, und bald zeigten sich drei Reiter, von denen der eine voraus ritt, und dem die beiden andern in bunter Kleidung folgten, über die man einen Augenblick in Ungewißheit blieb, ob es kriegerische Uniformen waren oder der phantastische Putz, den Kunstreiter anzulegen pflegen. Bald klärten sich die Zweifel auf. Der Baron Löbau nahte und stieg ab, um den Grafen auf's Herzlichste zu begrüßen.

Ich dachte es wohl, sagte er lächelnd, daß ich Sie wenigstens hier auf dem Uebungsplatze finden würde, wenn Sie es auch verschmähen, Ihre alten Freunde und Nachbaren zu besuchen.

Der Graf entschuldigte sich mit der kurzen Dauer seines dießmaligen Aufenthalts und mit den vielen dringenden Geschäften, die in dieser kurzen Zeit alle abgemacht werden müßten.




Da Sie Theilnahme für unsere kriegerischen Uebungen beweisen, erwiederte der Baron selbstgefällig lächelnd, so müssen Sie doch wenigstens einem Manoeuvre beiwohnen, das morgen auf meinem Marsfelde Statt finden wird, denn es ist doch billig, daß Sie auch meine Truppen in Augenschein nehmen, da die ganze Sache, die jetzt so allgemein mit Eifer getrieben wird, von mir ausgeht; denn ich machte Ihren Herrn Vetter zuerst darauf aufmerksam, wie vortheilhaft es sein würde, wenn man die jungen Leute abhielte, sich Sonntags in den Schenken zu versammeln, wo der Trunk oft zu Raufereien führte, und daß es in unserer jetzigen Zeit eine Wohlthat sei, wenn sie mit den Waffen umzugehen wüßten, um im Nothfalle sich und die Ihrigen beschützen zu können. Der Graf sah seinen Vetter an, der das Lachen mit Mühe unterdrückte. Der Baron aber fuhr mit großer Behaglichkeit fort: Versprechen Sie mir morgen zu kommeu. Ihr Herr Vetter kennt den Weg zu meinen Uebungsplätzen, und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie sollen eine Kavallerie sehen, die auch den Kenner befriedigen würde. Die Leute haben Pferde, deren sich ein Prinz nicht schämen dürfte; Sie können hier eine Probe davon sehen. Er deutete bei diesen Worten auf die beiden bunten Leute, die ihn begleitet hatten, und bezeichnete sie auf diese Weise als Kavalleristen, die zu seiner Miliz gehörten.

Beide Grafen hatten Mühe ernsthaft zu bleiben, versprachen aber den Baron zu befriedigen und seinem Manoeuvre des andern Tages beizuwohnen, worauf er sich, in seiner gutmüthigen Thorheit beglückt, nach dem herzlichsten Abschiede von ihnen trennte.

Auf dem Rückwege nach dem Schlosse, nachdem sie sich von dem Prediger getrennt hatten, erzählte der Graf Robert seinem Oheim, daß, nachdem er angefangen habe die jungen Leute unter demselben Vorwande, den der Baron ihnen als seine Gründe aufgestellt habe, zu Waffenübungen zu versammeln, der Baron mit lebhaftem Eifer sogleich gestrebt habe ihn zu überbieten, indem er dem Fußvolke eine uniformirte Reiterei beigefügt habe, die aus zehn bis zwölf Mann seines Hofgesindes bestände, die freilich alle schöne Pferde aus des Barons Ställen ritten. Die Hauptkunst bei ihren Manoeuvres bestände aber darin, sagte er, die Pferde zu schonen, die auf keine Weise erhitzt oder angestrengt werden dürften, so daß alle Evolutionen im ruhigsten Schritt ausgeführt werden müßten.

Der Graf lachte und sagte, die Thorheit des guten Barons, die gewiß in der Gegend den meisten Lärm verursacht, ist sehr nützlich, denn sie dient dazu, die Aufmerksamkeit von Andern ab und auf ihn zu lenken, und die Manoeuvres auf seinem Marsfelde werden keine Art von Mißtrauen erregen.

So ist es, erwiederte der Graf Robert, weil er selbst so weit davon entfernt ist, einen höheren Zweck zu ahnen. Wenn sich französische Officiere in der Nähe befinden, so ladet er sie jedes Mal feierlich ein, um sie darauf aufmerksam zu machen, welche trefflichen Hülfstruppen sie aus den preußischen Landen im Fall des Bedürfnisses zu erwarten hätten, seit auf seine Veranlassung an mehreren Orten Waffenübungen Statt fänden, und also künftig statt vorher ungeschickter Rekruten nun völlig eingeübte Streiter ausgehoben werden könnten.

Die Sache ist unter den Franzosen ein Gegenstand des Scherzes, und wenn junge Officiere gegenwärtig sind, so bemerken sie leicht seine Schwachheit für seine Kavallerie, und er ist mehr als ein Mal dadurch geängstigt worden, daß diese sich dann zu Kommandeurs seiner Kavallerie aufwerfen und sie Bewegungen machen lassen, die ganz von dem sanften Schritte der Gewohnheit abweichen.

So dient er doch auch dem Vaterlande, sagte der Graf, und wenn es einmal Ernst wird, so wird derselbe Ehrgeiz, der jetzt thöricht erscheint, ihn auch zu ernsten Anstrengungen vermögen.

Man erreichte das Schloß und beide Grafen besuchten die Kranken, deren Zustand sich sehr verbessert hatte und die der Arzt außer Gefahr erklärte. Das bleiche Gesicht des Herrn von Wertheim röthete sich flüchtig, als er den Grafen



erblickte. Es ist eine eigene Strafe meiner Rohheit, sagte er mit bewegter Stimme, daß ich Ihnen mehr als ein Mal Schutz, Rettung meines Lebens und Unterstützung verdanken muß, die man nur mit Widerstreben aus der Hand des vertrautesten Freundes empfängt, und aus der großmüthigen Hand eines beleidigten Mannes nicht anders als mit tiefer Beschämung empfangen kann.

Vergessen Sie doch endlich eine jugendliche Unbesonnenheit, sagte der Graf gütig, die ohne Ihre Erinnerung mein Gedächtniß mir nicht zurückgerufen hätte, und denken Sie nur daran, daß Ihre und Ihres Freundes Gesundheit wieder hergestellt werden muß.

Der Baron Lehndorf wagte die Frage, ob sie sich im Schlosse Hohenthal wohl als gesichert betrachten könnten, und der Graf erkundigte sich nun nach ihrem Verhältnisse zu Schill und nach den näheren Umständen ihres Unglücks.

Beide Freunde waren tief erschüttert, als sie an das unglückliche Ende ihres hochverehrten Anführers erinnert wurden, doch beherrschte der Baron Lehndorf zuerst seine Rührung und sagte, daß sie Schill als Freiwillige und als Freunde gefolgt wären, und ihre Namen sich in keiner Liste befänden, die man hätte auffinden können.

Dann begreife ich nicht, sagte der Graf, wie Sie sich nicht mit einiger Behutsamkeit sogleich hieher gewendet haben.



Die schreckliche Niederlage bei Stralsund, sagte Wertheim, hatte uns aller Mittel beraubt, uns zu zeigen. Wir besaßen nichts als die Uniform, die wir an uns trugen, und einige Silbermünzen von unbedeutendem Werth. Es stand also nicht in unserer Gewalt, die Kleidung abzulegen, die uns kenntlich machte, und wir verbargen uns am Tage in Wäldern und Sümpfen, um dem Schicksale unserer Gefährten zu entgehen, von denen wir zuweilen von unserm Verstecke aus einzelne von den feindlichen Truppen Eingefangene bemerkten, die einem schmählichen Loose entgegengeführt wurden. Wir hatten die Absicht uns dennoch, trotz der Gefahr hieher zu wenden. Da wir aber nur bei Nacht wandern konnten, so verirrten wir uns oft und erkannten nach langer Anstrengung zuweilen dieselben Orte wieder, von wo wir vor mehreren Tagen ausgegangen waren. Da wir uns nur die allernothwendigste Nahrung erlauben durften, so wurden unsere Kräfte erschöpft, und doch mußte auch diese Nahrung noch beschränkt werden, denn wir hatten bald gar keine Mittel mehr. Zwei Tage, ehe Sie uns fanden, war es uns schon nicht mehr möglich, ein wenig Brodt von den Bauern einzuhandeln, denn wir hatten auch nicht das kleinste Stück Geld übrig. Wir versuchten es, uns durch Beeren und Wurzeln zu ernähren, und wir wären gewiß verloren gewesen, hätte der Zufall Sie nicht zu unserem Beistande herbei geführt.



Der Graf Robert umarmte seine Freunde in heftiger Bewegung, und sein Oheim wendete sich ab, um seine Rührung zu verbergen. Er sagte den beiden jungen Männern, daß er hoffe, sie seien auf Schloß Hohenthal in vollkommener Sicherheit, daß er aber zu ihrer Beruhigung noch nähere Erkundigung einziehen wolle.

Da die Erzählung der Geschichte ihres Unglücks die Kranken sehr aufgeregt hatte, so rieth ihnen der Graf dringend, den Schlummer zu suchen, damit sie nicht, wie er lächelnd hinzufügte, sich den Tadel des Arztes und ihrer strengen Wärterin zuzögen.

Er führte darauf den Grafen Robert mit sich hinweg und sagte: Ich bin vollkommen überzeugt, daß beide junge Männer ohne Gefahr hier bleiben können, wenn es nicht verrathen wird, daß sie mit Schill in Verbindung waren. Deßhalb müssen wir auf eine bestimmte Erklärung des jämmerlichen Zustandes sinnen, in dem wir sie fanden, denn glauben Sie mir, der Prediger wird nicht mit allgemeinen Antworten zufrieden sein. Und wenn er auch thäte, als wäre er es, so wird er so viele mißtrauische, spöttische Winke fallen lassen, daß er unfehlbar Argwohn erregen wird, und doch möchte ich auch ungern ihm das Geschick Ihrer Freunde aufrichtig vertrauen, denn er würde dieß Vertrauen zwar um keinen Preis mißbrauchen, sie unglücklich zu machen, aber er

würde dadurch ein solches Uebergewicht erlangt zu haben glauben, daß er Ihnen, bester Vetter, oft unerträglich lästig sein würde.

Der Graf Robert, der die Menschen nicht immer so milde betrachtete, wie sein Oheim, und der daher dem Prediger nicht sonderlich geneigt war, sah die Wahrheit des Gesagten ein. Nach langer Berathung kamen die beiden Verwandten überein, dem Prediger zu vertrauen, die beiden jungen Männer hätten sich nach Frankreich gewagt, um das Schicksal der Schwester des Einen und der ehemaligen Braut des Andern zu erforschen, und wären auf den französischen Obristen gestoßen, mit dem Wertheim das Duell der Schwester wegen gehabt habe. Die eingeleitete Verfolgung habe die jungen Männer zur Flucht genöthigt und sie gezwungen, sich ängstlich zu verbergen. Dadurch wären ihnen die Hülfsmittel ausgegangen und sie endlich in den kläglichen Zustand gerathen, worin man sie gefunden. Daß das französische Regiment abgelöst war, gab der Fabel einige Wahrscheinlichkeit, und da der Pfarrer bei seiner Neugierde im Grunde leichtgläubig war, so ließ sich hoffen, er würde die Unwahrscheinlichkeiten in dieser Erzählung übersehen. Der Graf Robert übernahm es, seine Freunde davon in Kenntniß zu setzen, auf welche Weise ihre Erscheinung auf dem Schlosse erklärt würde, damit sie im Stande wären, die Fra-



gen gehörig zu beantworten, die der Geistliche unfehlbar an sie richten würde.

Der große Tag war erschienen, an welchem das glänzende Manoeuvre des Baron Löbau Statt finden sollte. Er hatte alles gethan, um die Waffenübung des Grafen Robert zu übertreffen, den er mit einigem Verdruß als seinen Nebenbuhler betrachtete, ohne zu bedenken, daß er niemals auf die Idee gekommen wäre, Beschäftigungen der Art anzuordnen, wenn ihm nicht die Einrichtungen des Andern dadurch, daß sie das Streben ihn zu übertreffen in ihm weckten, eine Anregung gegeben hätten.

Als die beiden Grafen erschienen, bemerkten sie eine Batterie von Kanonen, die ein Mittelding zwischen Scherz und Ernst, ein Spielwerk für Erwachsene genannt werden konnten. Mit leuchtendem Gesicht machte der Baron sie darauf aufmerksam, und er hatte die Genugthuung, daß der Graf alle seine Pläne lobte. Die Batterie wurde genommen und die Kavallerie auf den schönen Pferden entschied im bedächtigen Schritt, wie es angeordnet war, den Sieg.

Es ist so kindisch, sagte der Graf Robert, als sie sich von dem entzückten Baron getrennt hatten, daß man nicht einmal darüber lachen kann.

So ist es doch auch harmlos, erwiederte der Graf, und wird Niemand verletzen. Es liegt in jedes Menschen Seele



eine gewisse poetische Sehnsucht, aus dem alltäglichen Leben heraus zu treten, etwas Besonderes vorzustellen. Sie offenbart sich schon bei dem Kinde in der Neigung zu Verkleidungen. Bei Niemandem von meinen Bekannten habe ich aber diese Sehnsucht so groß gefunden, als bei unserm guten Baron. Sie werden dieß in jeder kleinen Geschichte bemerken, die er erzählt, und ich habe mir oft gedacht, wenn er Talent genug zur Darstellung besäße und seine Phantasie dadurch befriedigen könnte, daß er Novellen und Romane schriebe, so würde er im gemeinen Leben der Wahrheit näher bleiben.

So wäre also, rief der Graf Robert lachend, ein Lügner im Grunde nur ein verunglückter Dichter?

Warum wollen Sie es nicht so milde betrachten? erwiederte sein Oheim, da zudem in jedem Menschen, auch in dem edelsten, sich eine kleine Neigung für diese Schwäche findet.

Es ist wahr, sagte Graf Robert, ich möchte wohl den Menschen sehen, der sich rühmen könnte, nie die Unwahrheit gesagt zu haben, und es ist mir lieb, wenn ich mich künftig einmal auf so etwas ertappen sollte, daß ich zu meiner Beruhigung weiß, daß ich mich nur der Neigung zur Dichtkunst überlasse, indem ich sündige. Sie können uns ja

gleich diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sagte sein Oheim, denn haben wir nicht gleichfalls ein feindliches Komplott gemacht, um den Prediger zu hintergehen? Das ist Noth, rief der Graf Robert, aber nicht freie Neigung zur Dichtkunst.

Da der Graf seine Abreise auf den andern Tag festgesetzt hatte, wollte er, nachdem sie das Schloß wieder erreicht hatten, noch den Abend von dem Obristen Abschied nehmen, um den Greis nicht am andern Morgen in seiner Ruhe zu stören.

Als der Obrist sich bald nach zehn Uhr entfernen wollte, um die Vorschriften des Arztes nicht zu übertreten, der die Ruhe vor Mitternacht unerläßlich für ihn fand, schloß ihn der Graf mit Rührung in die Arme, um ihm Lebewohl zu sagen. Er fühlte den Freund in seinen Armen vor Altersschwäche zittern, und sein Auge ruhte wehmüthig auf dem nur noch spärlich von silberweißen Haaren bedeckten Scheitel. Das leuchtende Auge des Greises traf den von einer Thräne verschleierten Blick des Grafen. Sie fühlen, sagte der Greis mit seligem Lächeln, daß wir uns hienieden nicht mehr wieder sehen werden. Und Sie sprechen dieß wie eine Hoffnung aus? fragte der Graf mit sanftem Vorwurf.

Mein theurer Freund, erwiederte der Obrist, indem er beide Hände des Grafen faßte, wenn Sie durch die reizend-

sten Thäler lustwandeln, über Berge schweifen, die Ihnen die schönsten Aussichten, immer neue Ueberraschung gewähren, und Sie setzten diesen Genuß unaufhaltsam fort, kommt nicht endlich die Stunde, wo auch das schönste Thal nicht mehr zum Weiterschreiten lockt, wo die ermüdeten Glieder sich nach Ruhe sehnen, und Sie sinken hin und lassen der menschlichen Natur ihr Recht angedeihen. Ein solcher müder Wanderer bin ich. Ein großer Theil meiner Bahn war rauh und dornenvoll. Sie versetzten mich in ein reizendes Thal, aber ich kann die Reise nicht fortsetzen; ermüdet sehnen sich meine Glieder nach Ruhe. Wir werden uns hier nicht wieder sehen, schloß der ehrwürdige Alte, empfangen Sie den letzten Dank und den Segen eines liebenden Vaters.

Mit inniger Rührung umarmten sich die Freunde noch ein Mal und trennten sich mit dem Gefühle, daß sie wahrscheinlich zum letzten Mal liebende Worte gewechselt hatten.

VII.

Der Graf hatte von allen Freunden am Abend Abschied genommen und wollte des andern Morgens sehr früh das Schloß unbemerkt verlassen; als er aber in dieser Absicht den Saal betrat, fand er den Arzt, der ihn erwartete, um jetzt noch förmlich Abschied zu nehmen, da er den vorigen Abend etwas war übersehen worden. Der Graf reichte ihm

die Hand und sagte: Ich danke Ihnen, daß Sie mir noch Gelegenheit geben, eine Frage an Sie zu richten, deren Beantwortung mir sehr am Herzen liegt. Was halten Sie von dem Zustande unseres alten Freundes?

Der Arzt drückte die Augen zu, senkte den Kopf auf die linke Schulter, sah dann den Grafen blinzelnd an und erwiederte: Wenn das Oel verzehrt ist, mögen wir dann die Lampe noch so sorgsam hüten, sie wird doch erlöschen, und hier ist das Lebensöl ausgebrannt, und nur schwach glimmt noch die matte Flamme; der leichteste Windhauch wird sie verlöschen.

Erhalten Sie mir den würdigen Greis so lange als möglich, sagte der Graf mit bewegter Stimme. Er wollte sich nun entfernen, aber sein Vetter Robert trat ein, um ihm zu sagen, daß er ihn einige Meilen begleiten und dann zu Pferde zurückkehren wolle. Der Oheim hatte eben diese Begleitung dankbar angenommen, als auch die Damen erschienen, um den geehrten Verwandten noch ein Mal zu umarmen; nur der Obrist kam nicht; ihn fesselte Altersschwäche an sein Lager, wo er den Schlummer gewöhnlich erst gegen Morgen fand. Der Graf tadelte liebevoll die ihn umringenden Freunde, daß sie ihr Wort nicht gehalten und sich der Ruhe entzogen hatten. Er entriß sich mit sanfter Gewalt ihren Armen und traf, als er eilig die Treppe hinunter stieg,

auf Gustav Thorfeld, der auch noch ein Wort des Abschiedes von dem edeln Manne gewinnen wollte. Der Graf reichte ihm freundlich die Hand und lud ihn ein, die nächsten Ferien zu benutzen, um einen Theil Deutschlands zu durchreisen und dann auch ihn zu besuchen, da, wo er sich eben aufhalten würde. Ein Strahl von Freude zuckte über des Jünglings Antlitz bei der Vorstellung einer genußreichen Reise. Ich werde sorgen, daß Ihnen die Mittel nicht fehlen, sagte der Graf gütig, indem er mit seinem Vetter den Reisewagen bestieg.

Es war ein kühler Herbstmorgen. Die Natur hatte sich in wenigen Tagen auffallend verändert; sie hatte den sommerlichen Charakter verloren. Das Laub der Bäume welkte und fiel ab, und die Waldung wurde dadurch lichter, obgleich ein neuer Reiz entstand, indem die Bäume, nachdem ihr Laub das frische Grün verloren, in verschiedenen Farben prangend, von der Morgensonne beschienen funkelten. Beide Reisende saßen eine Zeit lang schweigend neben einander; endlich sagte der Graf: Sie blicken so tiefsinnend vor sich nieder, lieber Vetter; was kann Sie in so ernste Gedanken versenken?

Ich dachte, sagte der Graf Robert, indem er bewegt die Hand des Oheims drückte, wie viel Segen ein edler Mensch um sich verbreiten kann, und wie er dann im Kreise

der durch ihn Glücklichen durch Liebe herrscht wie ein unumschränkter Monarch; wie alles das, was an den Höfen der Fürsten gespielt wird, um der Etikette zu genügen, oder aus Eigennutz, oder aus lächerlicher Eitelkeit, hier der Abdruck wahrer Empfindungen ist; denn Wer in ihrem kleinen Königreiche, theurer Onkel, fuhr er sich zum Lächeln zwingend fort, ist nicht beglückt, wenn Sie ein freundliches Wort an ihn richten? Wer fühlt sich nicht gekränkt, wenn Sie ihn übersehen? Wer ringt nicht danach, Ihr beifälliges Lächeln zu gewinnen, und Wer ist nicht stolz darauf, wenn er Ihnen durch unbedingten Gehorsam seine Verehrung und Ergebenheit beweisen kann? Nein gewiß, schloß er, die Menschen sind nicht so gefühllos, wie man oft von ihnen behauptet; sie erkennen gern einen edeln Geist an und beugen sich willig seiner Ueberlegenheit.

Ich will nicht zur Unzeit den Bescheidenen mit Ihnen spielen, erwiederte der Graf. Ich will Ihnen zugeben, daß ich mich nicht für böse halte, daß ich überzeugt bin, das Beste zu wollen, daß ich zuweilen im Stande bin, Andere auf die rechte Bahn des Lebens zu leiten. Ich will es eingestehen, daß mein Herz bewegt wird von fremder Noth, und daß mein Geist dann eifrig auf Mittel denkt, sie zu vermindern. Aber, theurer Vetter, alle diese Eigenschaften würden nicht im Stande sein, mir mein kleines Königreich,

wie Sie es nennen, zu bilden, wenn mir der Himmel nicht ohne mein Zuthun ein bedeutendes Vermögen gewährt hätte. Wäre ich arm, fuhr der Graf fort, indem er die Hand seines Vetters drückte, dann würde ich zufrieden sein, einen Freund zu finden, der mein Herz verstände und meinen Charakter unter allen Umständen richtig würdigte, und ich würde unter den übrigen Menschen verkannt, einsam und vergessen, ja von denen, die sich meiner erinnerten, um eben der Eigenschaften Willen, die Sie jetzt erheben, getadelt und verachtet umhergehen.

Unwillig zuckte die Hand des Grafen Robert in der seines Oheims. Getadelt, verachtet und verfolgt — fuhr dieser mit Nachdruck fort; denn eben die Eigenschaften, die man jetzt anerkennt, würden mich wahrscheinlich hindern ein Vermögen zu erwerben; denn nicht alle Mittel würden mir gleich sein, um diesen Zweck zu erreichen, und da ich niemals meine Seele zur Verehrung des Geldes gewöhnen könnte, so würde ich auch nie den gehörigen Eifer erlangen, um es zusammen zu häufen. Dabei würde mein ganzes Leben ein stillschweigender Tadel so vieler Andern sein, den ich durch keine Annehmlichkeit zu mildern vermöchte, die wir durch unser Vermögen so leicht unsern Bekannten verschaffen, und sie könnten dann nicht denken wie jetzt, wenn ich unwillkührlich strengere Grundsätze ausspräche: Er hat gut re=

*

den, wäre seine Lage so beschränkt wie die unsere, so würde er eben so denken wie wir, so würde mir denn Niemand meine abweichende Lebensansicht verzeihen wollen. Die Mildesten würden sie für Thorheit erklären, die Härteren mich für einen kopflosen, verschrobenen Menschen halten.

Sie haben so oft meine Härte getadelt, sagte sein Vetter mit dem Ausdrucke des Erstaunens, wenn ich ein Urtheil über die Menschen aussprach, und nun muß ich Ihre Ansicht weit härter finden und in der Tiefe Ihrer Seele eine Menschenverachtung, die mich erschreckt.

Nicht der ist milde, erwiederte der Graf, der in der Täuschung lebt, die Menschen im Allgemeinen für trefflich hält und aus diesem Gesichtspunkte handelt. Nur dessen Herz darf so genannt werden, der die Menschen kennt und ihnen verzeiht, und indem er die Fehler Anderer einsieht, sich zugleich der eigenen Schwäche bewußt ist und es sich eingesteht, daß vielleicht am Meisten der Stolz der Seele ihn aufrecht erhält, der ihm den Willen gibt, sich nicht zu beugen. Freilich wird ein Solcher in vielen Fällen, wenn er Andern beisteht, sich nur selbst befriedigen; aber ist er so glücklich, nur einen Freund zu besitzen, den er wahrhaft ehren kann, so wird ihn dieß doch vor der schlimmsten Selbstsucht bewahren, und er wird sich das Bild einer edleren Menschheit dennoch zu erhalten wissen.

Der Graf hatte mit lebhafter Bewegung gesprochen, und die Freunde hatten, ehe sie vermutheten, die erste Post erreicht, wo sie sich trennen wollten. Der Graf Robert schied von seinem Oheim mit erhöhter Empfindung, denn er hatte die Einsicht gewonnen, daß nicht ein leicht erregtes Gefühl diesen zu großmüthigen Entschließungen bestimmte, sondern daß ein entschiedenes Wollen einer wahrhaft edeln Seele seine Handlungen leitete. Und dennoch hat er Unrecht, sagte er zu sich selber. Ich habe oft einzelne Menschen zu hart beurtheilt; seine unbillige Härte aber trifft die Menschen im Allgemeinen, und er dürfte nur um sich blicken, um seinen Irrthum zu erkennen, denn wie viele treffliche Menschen haben sich um ihn her versammelt. Und wären diese alle so trefflich, fragte er sich betroffen weiter, wenn er sie nicht zu sich herauf bildete, und könnte er das in dem Grade ohne die Hülfe seines großen Vermögens? Ja ich selbst, fuhr er mit Beschämung in seinen Betrachtungen fort, was wäre aus mir geworden, der ich in finsterm Grimm ihn zu bestürmen kam, wenn seine Lage ihn gezwungen hätte, nur sein Recht gegen mich zu behaupten? Hätte ich ihn wohl jemals richtig würdigen und verstehen können, wenn ich trostlos von ihm hätte scheiden müssen? Würde ich mich nicht mit kaltem Haß von dem Manne abgewendet haben, den ich jetzt mit Zärtlichkeit liebe und verehre? Es ist ge-

wiß, fuhr der junge Mann seufzend in seinen Gedanken fort, es ist leider gewiß, nicht bloß unsere Gefühle, auch unsere Tugenden hängen von Zufällen ab. Wenige ragen wie mein Oheim aus der Menge hervor, und einen wie weiten Weg habe ich noch vor mir, ehe ich ihn erreiche. Aber er hat Recht, mit Beschämung muß ich es eingestehen, der reiche Schatz seines Geistes und seines Herzens würde unerkannt von der Erde wieder verschwinden, wenn die Güter des Glücks nicht die Dollmetscher seiner edeln Seele würden. Mit solchen Gedanken beschäftigt erreichte der Graf Schloß Hohenthal, während sein Oheim sich immer weiter davon entfernte und die Residenz bald möglichst zu erreichen wünschte, wo er mit Sehnsucht erwartet wurde.

Als der Graf seine Reise zurückgelegt hatte und in Berlin eingetroffen war, wurden ihm nach den ersten freudigen Begrüßungen und theilnehmenden Fragen mehrere während seiner Abwesenheit angekommene Briefe eingehändigt. Zwei von diesen Schreiben erregten seine besondere Aufmerksamkeit. Das eine von St. Julien, in dem er meldete, daß der Abschluß des Friedens täglich zu erwarten sei, und daß er alsdann leicht Urlaub erhalten könne, um sich mit den theuern Eltern und der zärtlich geliebten Braut wieder auf einige Zeit zu vereinigen. Der andere Brief war von einem Rechtsanwald aus München, der dem Grafen meldete, daß

in den furchtbaren Schlachten bei Aspern und Wagram, in denen die Baiern für Napoleon fochten, mehrere entfernte Mitglieder seiner Familie geblieben wären, so daß von dem im südlichen Deutschland lebenden Zweige derselben Niemand mehr vorhanden sei, als eine Wittwe, die bei der durch die vielen Todesfälle eingetretenen Erbschaft gleiche Rechte mit ihm habe, und in deren Namen er sich der Theilung wegen an den Grafen wende. Der Nachlaß bestehe, wie der Rechtsgelehrte meldete, in einem am Rheine gelegenen Gute und einigem baaren Vermögen. Da aber die Miterbin als eine Wittwe sich bei den gegenwärtigen unruhigen Zeiten nicht gern mit einem Grundbesitz befassen wolle, so schlug ihr Rechtsfreund dem Grafen vor, nach billiger Uebereinkunft das Gut zu behalten, und lud ihn ein, entweder selbst zu diesem Behufe nach München zu kommen oder Jemandem seine Vollmacht in dieser Angelegenheit zu übersenden.

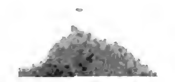
Es ist furchtbar, seufzte der Graf, wie verheerend diese ewigen Kriege wirken, ganze Geschlechter werden ausgerottet. Er theilte seiner Gemahlin die empfangenen Nachrichten mit, und Beide entschieden sich, die Reise nach München anzutreten und den geliebten Sohn dorthin zu bescheiden, weil der Graf glaubte, daß er von dort, durch einen eng mit Napoleon befreundeten Hof, leichter Mittel finden würde, die Anerkennung des Namens Evremont für St. Julien zu



bewirken, als von Berlin, wo er sich nicht mit einem Gesuche an die französischen Machthaber wenden durfte, ohne einen gehässigen Schein auf sich zu laden. Die Gräfin sah die Triftigkeit seiner Gründe ein; ihr Herz schlug dem Sohne entgegen und aus Emiliens Augen leuchtete seliges Entzükken, als sie vernahm, wie bald sie St. Julien wieder zu sehen hoffen durfte; und eine sanfte Rosengluth brannte verschönernd auf ihren Wangen, als der Graf bemerkte, daß doch dieser Frieden vielleicht so lange dauern würde, als unerläßlich nothwendig wäre, um zwei Liebende zu vereinigen. Sollen wir denn ewig vor der Erneuerung des Blutvergießens uns ängstigen? fragte die Gräfin. Kann man einen Friedensschluß, wie er jetzt eintreten wird, anders als wie einen Waffenstillstand betrachten? entgegnete der Graf. Die Frauen seufzten über die trüben Aussichten, aber dennoch wich der Kummer der gegenwärtigen freudigen Hoffnung. Der alte Dübois schien sich zu verjüngen. Mit Eifer wurden die Anstalten zur Reise durch ihn betrieben, und aus den Augen des Greises leuchtete ein Strahl der Freude bei dem Gedanken, daß er den jungen Grafen Evremont wiedersehen sollte, denn er erlaubte sich nie St. Julien anders zu nennen seit seiner Erkennung.

Der Graf hatte St. Julien nach München beschieden. Die Gräfin hatte ihrer Adele den gefaßten Entschluß gemel-





det. Dübois war mit den Vorbereitungen zur Reise fertig. Kein Theilnehmer an derselben ließ sich eine Verzögerung zu Schulden kommen, und so gelangte die Familie in kurzer Zeit nach München, wo bald nach ihnen Adele eintraf und wo man, um das Glück der Vereinigung vollkommen zu genießen, nur noch auf St. Julien hoffte, der Wien nicht ohne Urlaub verlassen durfte, den er mit höchster Ungeduld erwartete.

Die Auseinandersetzung der Erbschaft wegen, welche die erste Veranlassung zur Reise nach München gegeben hatte, war in wenigen Tagen beendigt, weil bei der Denkungsart des Grafen jede Schwierigkeit leicht gehoben wurde, indem er weit davon entfernt war, seine Miterbin, eine nicht sehr bemittelte Wittwe, irgend bedrücken zu wollen. Es wurde ihrem Wunsche gemäß die Vereinigung getroffen, daß der Graf das Gut am Rheine behielt und ihr noch eine Summe zu dem baaren Nachlasse des gemeinschaftlichen Verwandten hinzuzuzahlen sich verpflichtete, sobald alle Rechtsformen beobachtet sein würden, die, um ihn in den Besitz zu setzen, erforderlich wären. Der Graf nahm sich vor, das neu erworbene Gut so bald als möglich in Augenschein zu nehmen und, wenn er die Lage so reizend fände, wie sie ihm beschrieben wurde, wenigstens einen Theil des Jahres dort zu wohnen.

Eben hatte der Graf die letzten Geschäfte mit dem An=



walde seiner Miterbin abgeschlossen, und er nahm den Rückweg zu seiner Wohnung durch den Schloßgarten der Residenz, wo die warme Mittagssonne Lustwandelnde vereinigte, denn wenn München auch seiner hohen Lage und der Nachbarschaft der Gebirge wegen ein wechselndes, im Ganzen nicht angenehmes Klima hat, und man im frühen Herbst und späten Frühling Kälte und Schnee zuweilen ertragen muß, so macht doch seine südliche Lage, daß dafür oft im November noch so schöne warme Tage eintreten, daß man sich nach Italien versetzt glaubt. Ein solcher warmer Novembertag lockte den Grafen unter die hohen, unbelaubten alten Kastanienbäume des Schloßgartens, und er bemerkte, daß wie ihn auch viele Andere die warme Mittagssonne herbeigezogen hatte.

Der Blick des Grafen schweifte über die verschiedenen lustwandelnden oder im Gespräch verweilenden Gruppen, und es machte einen betrübenden Eindruck auf ihn, daß er beinah Niemanden bemerkte, der nicht Trauer trug, wie sein Herz ihm sagte, um einen in den Schlachten des letzten Krieges gefallenen Verwandten. Die Wenigen, die nicht in Trauer gehüllt waren, machten keinen heiteren Eindruck, denn es waren verstümmelte, zum Theil noch schwer an ihren Wunden leidende Krieger, die hier in der warmen Herbstsonne Erquickung nach grausamen Leiden suchten. So haben nun wieder Deutsche gegen Deutsche gewüthet, dachte der Graf





seufzend; so vertilgen sie sich gegenseitig von der heimathlichen Erde und bringen Trauer über verwandte Geschlechter. Sein Schritt war, ohne daß er es bemerkte, langsam geworden und sein Blick senkte sich kummervoll zu Boden, als er plötzlich aufschrak, weil eine Hand von hinten sanft seine Schulter berührte. Er wendete sich und blickte in das ihm freundlich entgegen lächelnde Gesicht des General Clairmont. Der Graf war freudig überrascht, und nach den ersten herzlichen Begrüßungen fragte sein Freund lächelnd: Was hat Dich so philosophisch gestimmt, daß Du, in tiefe, ernste Gedanken versenkt, Deine Freunde nicht bemerkst? Ich ging bei Dir vorüber, ohne von Dir beachtet zu werden, und ich redete Dich nicht gleich an, weil ich einen Augenblick zweifelte, ob dieser sinnende Philosoph wohl mein Freund Hohenthal sein könne, den ich hier nicht erwartete.

Es ist wohl natürlich, sagte der Graf, daß mich die Folgen Eurer Siege ernsthaft stimmen. Bemerke alle diese Trauerkleider um uns her, die ohne Zweifel um Verwandte getragen werden, die von deutschen Händen für Eure Sache fielen.

So ist nun einmal der Krieg, erwiederte der General nachläßig. Doch was führt Dich aus Deinen anmuthigen Bergen hieher? Etwa nur das Verlangen diese Betrachtungen anzustellen?



Ein nahe mit ihnen zusammenhängender Grund, sagte der Graf. In Euern Schlachten ist ein Verwandter von mir geblieben, der hier einheimisch war und dessen Erbe ich geworden bin.

So führt das Ueble immer das Gute herbei, sagte der General leichtsinnig. Sein Freund wendete sich verletzt ab. Nun, sei mir nur nicht böse, fuhr der General lächelnd fort; Du weißt, ich habe mich niemals zu Deiner sublimen Moral erheben können, und ich denke in meinem mir so oft von Dir vorgeworfenen Leichtsinn, daß es doch keine so gräßliche Sache sein kann, der Erbe eines Verwandten zu werden, den man vielleicht gar nicht oder doch nur wenig gekannt hat.

Der Graf ließ das Gespräch über diesen Gegenstand fallen, denn er wußte, daß sein Freund seine Art zu denken in manchen Fällen, und so auch hier, nicht verstand. Es konnte nicht fehlen, daß die Unterhaltung bald eine Wendung nahm, wodurch sie die Begebenheiten der Zeit berührte und der General bemerkte bei dieser Gelegenheit: Jetzt hoffe ich, wird Dein Herz in sofern wenigstens sich kummerfreier fühlen, als nun nicht mehr Deutsche gegen Deutsche fechten werden, dieser Frieden stellt uns hierüber vollkommen sicher. Alle kleineren Staaten Deines Dir so theuern Vaterlandes sind mit Napoleon auf's Engste verbunden; Preußen wird durch

die Umstände dazu gezwungen, und Oesterreich wird sich jetzt aufrichtig mit uns vereinigen.

Die Verbindungen der Staaten unter einander, erwiederte der Graf, können nie wie Privatfreundschaften betrachtet werden. Sie sind so lange aufrichtig, bis ein höheres Interesse andere Forderungen macht.

Was willst Du damit sagen? fragte der General. Weißt Du nicht, daß die Tochter des österreichischen Monarchen Kaiserin von Frankreich wird?

Auch Familienbande, antwortete der Graf, sichern dem Bunde der Staaten keine ewige Dauer. Erinnere Dich, als es Euer Ludwig der Vierzehnte durchsetzte, seinen Enkel auf Spaniens Thron zu erheben, da rief er auch in der Trunkenheit der Freude über das gelungene Werk: Jetzt giebt es keine Pyrenäen für Frankreich mehr. Nun, Du weißt, die Pyrenäen sind dessenungeachtet geblieben.

Jetzt aber, sagte der General mit Stolz, jetzt ist diese Scheidewand für Frankreich gesunken. Spanien ist unser.

Ihr kämpft aber doch in diesem Euern Spanien noch mit abwechselndem Glück, versetzte der Graf.

Was folgt daraus? rief sein Freund unmuthig.

Daß sich die Pyrenäen dennoch wieder für Euch erheben können, sagte der Graf.

Einen Augenblick flammte der Zorn in den Augen des



Generals, indem er den Grafen anblickte, doch der scharf geklemmte Mund, der eben etwas Heftiges aussprechen wollte, schwieg. Die Spannung des Gesichts löste sich, die eben noch zornigen Augen begegneten freundlich dem edeln Blicke des Grafen, der Mund, der eben beleidigen wollte, lächelte anmuthig, und nachdem der General seinen Freund in dieser wohlwollenden Stimmung noch einen Augenblick betrachtet hatte, brach er in ein lautes Gelächter aus. Habe ich jemals einen Menschen unerschütterlich standhaft in seinen Ansichten gefunden, sagte er endlich, so bist Du es. Du wirst noch ein Märtyrer Deines Glaubens werden, fügte er ernsthaft hinzu.

Ich weiß nicht, wie es geschieht, sagte der Graf ebenfalls lächelnd, ich habe mir sonst nie über diese Gegenstände Unbesonnenheiten vorzuwerfen, ich weiß meine Ansichten zurückzuhalten und zu verbergen; so wie ich Dich aber erblicke, zolle ich der Thorheit diesen Tribut und bekämpfe Deine Ansichten unnützer Weise, indem ich die meinigen eben so zwecklos zu vertheidigen suche. Ich kann mir keinen Grund für diese Schwachheit angeben, fuhr er fort, wenn er nicht darin zu suchen ist, daß mir die Erinnerung der Jugend mit allen ihren Vorrechten und ihrem rücksichtslosen Vertrauen nahe tritt, wenn ich Dich erblicke, und ich mache eben diese Vorrechte geltend.

Der General, der seinen Arm in den des Freundes gelegt hatte, drückte diesen leise als Zeichen freundlicher Erwiederung.

Wirst Du lange in München bleiben? fragte endlich der Graf, nachdem Beide eine Zeitlang geschwiegen hatten.

Nein, erwiederte sein Freund. Ich komme jetzt von Paris, wohin ich mich nach dem Waffenstillstande gern senden ließ, und kehre nun nach Wien zurück, wohin ich mancherlei Nachrichten zu überbringen habe, und ich verweile auch hier nicht ohne Grund. Doch werde ich morgen reisen, und ich denke, sagte er freundschaftlich zum Grafen gewendet, wir trennen uns heut so wenig als möglich. Dem Grafen fiel plötzlich ein, daß sich ihm nicht leicht eine bessere Gelegenheit bieten würde, die Anerkennung des Namens Evremont für St. Julien zu bewirken, und doch machten manche Umstände es ihm schwer, dem General sein Anliegen zu vertrauen. Es war möglich, daß sich sein Freund, wenn er ihn damit bekannt machte, daß er mit der Wittwe des Grafen Evremont verbunden sei, sich der weiblichen Gestalt erinnerte, die er bei der Hinrichtung des unglücklichen Freundes erblickt hatte, und es lag so nahe, dann in dieser die Gemahlin des Grafen zu vermuthen. Alle diese Vorstellungen peinigten ihn, und er konnte zu keiner Entschließung kommen, und beide Freunde wandelten eine Zeitlang schwei-



gend auf und ab. Ich erkenne Dich heute nicht wieder, fing endlich der General das Gespräch von Neuem an. Was hast Du nur, das Dich in so ernste, in so ungleiche Stimmungen versetzt?

Der Graf hatte indessen seine Zweifel bekämpft. Jedes Bedenken mußte aus Rücksicht für den geliebten Sohn überwunden werden, und er sagte deßhalb entschlossen: Ich wünschte, daß Du Dich in einer Angelegenheit, die mir sehr am Herzen liegt, bei Napoleon für mich verwenden möchtest, und ich weiß nicht recht, wie ich sie Dir vortragen soll.

Aha! rief der General lachend, muß sich Deine Spartaner-Tugend beugen? Bedarfst Du der Gewaltigen der Erde? Nun freilich kann ich mir denken, daß Du einen schweren Kampf mit Deinen Grundsätzen bestehen mußt, ehe Du solche Bekenntnisse ablegst.

Es ist nicht das, sagte der Graf, aber um Dich in den Stand zu setzen mir beizustehen, muß ich Dich mit Einzelnheiten bekannt machen, die mich in mehr als einer Hinsicht schmerzlich berühren, und da dieß Mittheilungen sind, die sich nicht im Freien machen lassen, und ich Dich früher davon in Kenntniß zu setzen wünsche, ehe ich Dich in meine Wohnung einlade, so bitte ich Dich, mich in die Deine zu führen.

Der General war bereit dazu, und beide Freunde wollten den Schloßgarten verlassen, als der Blick des Generals

auf einen Krieger fiel, der eine Dame, die er am Arme führte, los ließ und die Hand an den Hut legte, um den General militärisch zu begrüßen. Dieser Krieger mochte einige vierzig Jahre zählen; seiner Haltung mangelte die französische Zierlichkeit einigermaßen; sein stark gebräuntes, mageres Gesicht deutete auf viele überstandene Beschwerden, und wenn seine Kleidung eher beschränkte Umstände als Ueberfluß erkennen ließ, so war das Kreuz der Ehrenlegion auf seiner Brust ein Beweis seines Muthes. Die Dame, die sich in seiner Begleitung befand, mochte schön gewesen sein, aber die erschlafften Gesichtszüge bewiesen eben so wie der freche Blick, daß sie das Leben zu sehr benutzt hatte; die hoch aufgetragene Schminke konnte den Schein blühender Jugend nicht mehr hervorrufen, so wie der auffallende Putz nicht Wohlhabenheit lügen konnte. Die beschmutzten Bänder und verblichenen Blumen, mit denen die schwarzen Locken überladen waren, verkündigten wohl die Ansprüche, die noch gemacht wurden, aber zeigten auch deutlich, daß sie nicht mehr befriedigt werden konnten.

Wie geht es, Kapitän? redete der General den Krieger an. Sind Sie von Ihren Wunden wieder hergestellt?

Dem Himmel sei Dank, erwiederte der Angeredete, ich kann bald wieder eintreten in die Reihen der Braven.

Der Kaiser wird Sie belohnen, sagte der Genral, ich



kann das beste Zeugniß Ihres Muthes bei Landshut ablegen, und ich hoffe Sie bald als Obristen zu begrüßen, denn leider sind sehr viele brave Kameraden geblieben.

Nur Ihnen, mein General, verdanke ich es, erwiederte der Kapitän, daß ich meine Laufbahn nicht als Sergeant beschlossen habe, denn die Zeiten sind auch bei uns vorüber, wo man sich ohne Beschützer empor arbeiten konnte.

Sind Sie vermählt? fragte halb leise der General, der schon ein paar Mal den Blick zu der Dame hatte hinüber streifen lassen, die in des Kapitäns Begleitung gekommen war, und die nun sichtlich verdrüßlich darüber, daß Niemand ihre Gegenwart zu berücksichtigen schien, seitwärts stand.

Sie begreifen, mein General, sagte der Kapitän verlegen lächelnd. Madame übernahm es, mich während meiner langen Krankheit zu verpflegen, und sie ist so gütig, sich meines Namens zu bedienen, weil — weil dieß in vielen Fällen für zwei in Freundschaft lebende Personen bequem ist. Sie verstehen wohl, wie ich das meine?

Vollkommen, entgegnete der General mit spöttischem Lächeln, indem er sich eben von seinem Kriegsgefährten trennen wollte, als die vernachlässigte Schöne, die ihren Zorn nicht länger unterdrücken konnte, ihm näher trat und, indem sie ihm mit großer Dreistigkeit in die Augen blickte, sagte: Sie wisseu aus eigener Erfahrung, General, wie liebevoll



ich einen Leidenden zu verpflegen verstehe, und ob meine Sorgfalt nicht Dank und Anerkennung verdient.

Gewiß, gewiß, sagte der General, ohne den spöttischen Ausdruck des Gesichts zu mildern. Ich habe den Werth Ihrer Zuneigung vollkommen würdigen gelernt, und vor Allem hat mich die zarte Schonung überrascht, die mir den Schmerz des Abschiedes ersparte und zugleich alle Hindernisse des leichteren Fortkommens mir aus dem Wege räumte.

So groß die Frechheit der Tochter des alten Lorenz auch war, die sich in der Begleiterin des Kapitäns nicht mehr verkennen ließ, so schwieg sie doch einen Augenblick bestürzt und sagte dann mit weniger dreister Stimme: Ich glaube, meine Aufopferung für Sie hätte eine bessere Belohnung verdient.

Ich zweifle nicht, erwiederte der General lächelnd, daß ich dieß selbst würde geglaubt haben; da es Ihnen aber gefiel, den Werth dieser Aufopferung selbst zu bestimmen, so habe ich Ihr Urtheil für richtiger als das meine gehalten.

Nach einer leichten Verbeugung faßte der General von Neuem den Arm des Grafen, um sich eilig mit ihm zu entfernen. Der Kapitän schien sein Verhältniß zu seiner Freundin selbst zu leicht zu nehmen, als daß er durch die Art, wie der General mit ihr sprach, hätte beleidigt sein sollen. Im Gegentheil blickte er diesem mit wohlwollendem Lächeln





nach, als er sich entfernte, und sagte, indem er seiner Begleiterin den Arm bot: Ein braver Mann der General, ein wahrer Ehrenmann, ohne auf den Zorn zu achten, der in den Augen seiner Freundin funkelte.

Als die beiden Freunde die Wohnung des Generals erreicht hatten, sagte dieser: Vor allen Dingen mußt Du mir nun versprechen, diesen Mittag mein Gast zu sein. Gern, erwiederte der Graf, wenn Du mir erlaubst, meine Damen davon zu benachrichtigen, damit ich nicht vergeblich erwartet werde.

Ist Deine Gemahlin mit Dir in München? fragte der General, nicht angenehm überrascht, denn sein Zusammentreffen mit der Tochter des alten Lorenz erinnerte ihn daran, wie er mit dieser auf Schloß Hohenthal erschienen war, und er mußte es sich gestehen, daß er dadurch unmöglich die Achtung der Gräfin gewonnen haben könne. Der Graf hatte die Frage des Freundes bejahend beantwortet und der Gräfin einige Worte geschrieben. Der General zog die Klingel, auf deren Ruf ein Bedienter in übertrieben reicher Livree erschien, der zum Ueberbringer des Blatts bestimmt wurde. Der Graf sah dem davon eilenden Boten gedankenvoll lächelnd nach, und der General, der einen Tadel seines Geschmacks in Bezug auf die zu reiche Livree fürchtete, fragte etwas gespannt: Was fällt Dir an dem Bur-



schen so auf? Der Wechsel der Dinge, antwortete der Graf. Ich weiß die Zeit, wo eine so reiche Livree dem Herrn dieses Burschen als einem entschiedenen Aristokraten zur Guillotine geholfen hätte.

Tempi passati, sagte der General gähnend. Von Menschenrechten ist nicht mehr die Rede. Der Ruhm, der Glanz der französischen Nation, das ist jetzt der Gedanke, der Alle mit Begeisterung erfüllt.

Es ist eine eigene Ideenverbindung, bemerkte der Graf lächelnd, daß Du an die Menschenrechte denkst, wenn ich die Guillotine erwähne.

Nun, Du mußt doch zugeben, erwiederte sein Freund, daß die verruchte Maschine zu der Zeit am thätigsten war, wo am Meisten von den Menschenrechten geredet wurde. Doch laß uns nicht wieder in die Politik gerathen; laß uns, wie in vergangenen Zeiten, in harmloser Heiterkeit uns zu Tische setzen, und dann theile mir Dein Verlangen mit.

Der Graf hatte gegen diese Anordnung seines Freundes nichts einzuwenden und er folgte ihm zur Tafel, wo der General einer schwelgerischen Mahlzeit alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und über die Mäßigkeit des Grafen mit in dem Grade erhöhter Munterkeit scherzte, wie der reichlich genossene Wein seine Lebensgeister immer mehr anregte. Endlich, als der Pfropfen der Champagnerflasche sprang





und der schäumende Wein in den Gläsern perlte, sagte er: Nun, alter Freund, sprich es aus, was begehrst Du, was soll ich für Dich bei unserm Kaiser auswirken?

Es ist mir unmöglich, sagte der Graf, Dir meine Wünsche bei der Flasche mitzutheilen, denn ich muß Dich, damit Du mir gefällig sein kannst, mit zu ernsthaften Gegenständen bekannt machen.

So laß uns denn ernste Gegenstände ernst behandeln, sagte der General, indem er sich mit dem Freunde von der Tafel erhob und ihn in ein anderes Zimmer führte. Es wurde dem Grafen schwer, die nöthige Mittheilung zu beginnen, weil er bei einem ihm an sich peinlichen Gegenstande die Weinlaune des Freundes fürchtete. Aber diese Besorgniß war ungegründet, denn so wie der Graf den Namen Evremont nannte, war jede Spur der ausgelassenen Heiterkeit verschwunden, die der General bei Tafel gezeigt hatte, und er hörte alles, was der Graf ihm mittheilte, mit der ernstesten Aufmerksamkeit und innigsten Theilnahme an. Was Du wünschest, sagte er endlich, als der Graf schwieg, ist eine Kleinigkeit, die der Kaiser ohne Frage sogleich gewähren wird. Dafür könnte ich mich verbürgen, aber Du wirst es mir vergeben, daß das Erstaunen über das wunderbare Schicksal, das Dich zum Gemahl von Evremonts Wittwe machte, alle meine Sinne fesselt. Armer Evremont!

rief er klagend, und doch, fuhr er erheitert fort, habe ich Recht, jedes Böse bringt sein Gutes. Unser unglücklicher Freund wurde eigentlich das Opfer seines Vaters, das kannst Du nicht läugnen, bei aller Liebe, die der alte Herr für ihn hatte; aber dieß Unglück hat Dein Glück herbeigeführt durch die Verbindung mit seiner liebenswürdigen Wittwe, und daß Du ihren Sohn ganz als den Deinen betrachten willst, daran thust Du recht, und nur Gewinn wird Dir dabei zu Theil, denn ich sage Dir, er ist einer der bravsten Offiziere in der Armee und Du kannst noch die Ehre erleben, Dich den Vater eines Marschalls von Frankreich zu nennen.

Der Graf bemühte sich nicht seinem Freunde auseinander zu setzen, weßhalb er diese Ehre nicht zu genießen wünschte. Er begnügte sich, ihm für das bestimmte Versprechen zu danken, welches er gegeben hatte, diesem geliebten Sohne die Rechte seines wahren Namens wieder zu verschaffen, und lud ihn nun ein, den Abend bei ihm zuzubringen und ihm zu erlauben, ihn mit der Gräfin bekannt zu machen. Mißverstehe mich nicht, sagte der General zögernd, wenn ich Dich bitte, diese Ehre zu verschieben, bis ich sie länger genießen kann, als es dieß Mal möglich wäre. Du weißt, in welcher Begleitung ich auf der Burg Deiner Väter erschien. Unter Männern hat dieß nichts zu sagen, bei Feinden auch nicht, wo man wie ein Ungewitter vorüberzieht und keine Achtung

erwecken, kein wohlwollendes Andenken zurücklassen will. Aber bei der Gemahlin meines Freundes ist dieß eine andere Sache. Kann ich mich künftig des Umganges in Deinem Hause länger erfreuen und durch ein fortgesetztes anständiges Betragen die übeln Eindrücke wieder auslöschen, so wirst Du mich dankbar Deiner Einladung folgen sehen. Aber jetzt auf eine halbe Stunde hinzugehen, gleichsam um die Frau Gräfin mit dreister Stirn daran zu erinnern: Hier ist der Mann, der sich in Ihrem Hause so unklug aufführte, und mich dann gleich wieder zu empfehlen, nein, verzeih, das geht über meine Kräfte.

Der Graf bekämpfte die Gründe seines Freundes nicht mehr, als es die Höflichkeit forderte. Ihm selbst war es angenehm, ihn der Gräfin nicht, ohne sie darauf vorbereitet zu haben, vorzustellen, denn mit welcher Dankbarkeit er es auch anerkannte, daß sein Freund mit der Feinheit eines Mannes von Welt es nicht auf die fernste Weise bemerken ließ, daß er errathe, die weibliche Gestalt, die er bei der Hinrichtung Evremonts bemerkt habe, möge die Gräfin gewesen sein, so würde doch schon jeder neugierige Blick, den vielleicht, sich unbeachtet glaubend, der General auf seine Gemahlin gerichtet hätte, den Grafen tief verwundet haben. Er folgte also der Einladung des Generals, noch einige Stunden der Freundschaft

zu weihen, bis diesen Geschäfte abriefen, die er noch mit den Ministern vor seiner Abreise nach Wien hatte.

Beide Freunde fühlten durch diesen mit einander verlebten Tag die Gefühle ihrer Jugend neu belebt und trennten sich mit herzlicher gegenseitiger Zuneigung.

VIII.

Es waren mehr als zwei Jahre verflossen, seit der Graf mit seinem Freunde Clairmont in München zusammen getroffen war; längst war dessen Versprechen erfüllt, St. Julien war als Evremont anerkannt und führte schon lange diesen Namen. Das Glück, den geliebten Sohn zu umarmen, war genossen und schon lange wieder entschwunden. Napoleons heftig bewegte Seele gestattete seinen Kriegern keine lange Waffenruhe, und es hatte die Verbindung der Liebenden beschleunigt werden müssen, wenn sie nicht die Qual der Trennung von Neuem erdulden sollten. Die reizende Emilie war in München mit dem schönen Sohne der Gräfin vereinigt worden, und wenige Tage darauf mußte der Graf, schmerzlich seufzend, das beglückte Paar entlassen, und die bittersten Thränen benetzten von Neuem die Wangen der einsamen Mutter. Die Gräfin erkannte jetzt erst, wie viel ihr Emilie gewesen war, als sich auch diese von ihrem Herzen losriß, um dem geliebten Gemahle zu folgen, der



neuen Gefahren entgegen eilte, denn seine Bestimmung war, sich mit den Truppen zu vereinigen, die noch immer auf Spaniens Boden kämpften und den ungestörten Besitz des schönen Landes der neuen Dynastie nicht erringen konnten. Die schüchterne Emilie folgte den Truppen, soweit es sich thun ließ, um so viel als möglich in der Nähe des geliebten Gemahls zu bleiben. Nur selten wurden die Eltern durch Nachrichten erfreut, weil die ewigen Bewegungen der Heere keinen regelmäßigen Briefwechsel gestatteten, und die Phantasie war geschäftig, Bilder von tausend möglichen Gefahren zu erzeugen, und oft schon wurde Evremont verzweiflungsvoll als ein Gestorbener beweint.

Da die Stimmung der Gräfin sie bewog, die Gesellschaft zu meiden, so hatte der Graf sein neues Erbe, das Gut am Rhein, bezogen, damit die ängstliche, kummervolle Mutter in der schönen Natur den Trost fände, den ihr die Gesellschaft nicht gewähren konnte.

Nach langem Schweigen waren endlich wieder sehr verspätete Briefe von Evremont und seiner Gattin eingetroffen. Beide meldeten den zärtlichen Eltern ihr neues Glück, und Evremont konnte nicht Worte finden, sein Entzücken auszudrücken. Emilie, die angebetete Emilie hatte ihm einen Sohn geboren und alle Gefahren glücklich überstanden, die ein Leben jedes Mal bedrohen, wenn ein anderes aus ihm

sich entwickeln soll. Er selbst hatte neue Lorbeeren ohne Wunden errungen und konnte sich des ungetrübtesten häuslichen Glückes erfreuen. Emilie selbst schrieb wenig, weil jede Bewegung des Gemüths noch vermieden werden mußte; aber die wenigen Worte ihrer Hand zeigten, wie ganz selig sie sich als Mutter fühlte und wie zärtlich liebend ihre Seele sich an den beglückten Gatten schloß.

Lange fand in dem Herzen des Grafen und seiner Gemahlin keine andere Empfindung Raum, als eine zärtliche, wehmüthige Freude über ihr erhöhtes Glück, und besonders empfand die Gräfin eine schmerzliche Sehnsucht nach dem Anblick des neugebornen Kindes. Man berechnete, daß es nun schon einige Monate alt sein müsse, weil die Briefe, die sein Dasein meldeten, lange zurückgehalten worden waren, ehe sie ihre Bestimmung erreicht hatten.

Endlich war diese wichtigste Familienbegebenheit so vielfach mit immer erneuerter Freude besprochen worden, daß die Seele gewissermaßen befriedigt war, und der Graf hatte nun auch das besonders an ihn gerichtete Paket des Sohnes gelesen, das in Form eines Tagebuches die bedeutendern Vorfälle bei der Armee, so weit dieß zu wagen war, berichtete.

Der Graf folgte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gange der Begebenheiten, an denen Evremont Antheil genommen hatte, bis seine Aufmerksamkeit von den großen



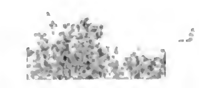
weltgeschichtlichen Ereignissen abgelenkt wurde, indem sein Sohn einen Gegenstand berührte, der seine Phantasie in den Kreis seines bürgerlichen Lebens zurückführte.

Ich zog, so schrieb Evremont, an der Spitze meines Regiments durch ein anmuthiges Thal, das sich zwischen baumbewachsenen Hügeln hinschlängelte. Der Himmel war über uns dunkelblau, wie ein unermeßlicher Sapphir, ausgespannt, kaum regten sich gelinde Lüfte. Nichts unterbrach die Stille der Natur, als das sanfte Plätschern eines silberhellen Baches, der zwischen blühenden Ufern floß. Mir schien es, als sei dieß ruhige Thal von den Menschen vergessen und blühe hier still für sich in ungekannter Schönheit, und es dünkte mir fremd und seltsam, daß ich hier mit kriegerischem Getöse über den ruhigen Busen der Erde zog. Meine Träumerei und die tiefe Ruhe um uns her wurde auf einmal durch den Knall von kleinem Gewehrfeuer unterbrochen, den ein vielfaches Echo in den Bergen wiederholte, und es schien mir, als ließe sich ein fernes Jammergeschrei schwach unterscheiden. Da unter den jetzigen Umständen in diesem herrlichen Lande Vorsicht die erste Tugend ist, die man sich aneignen muß, so zog auch ich mit doppelter Vorsicht weiter durch das enge Thal, und ich hatte so sehr allen Sinn für die noch eben empfundene Schönheit desselben verloren, daß ich eifrig das Ende zu erreichen wünschte. Indeß näherte

ich mich an der Spitze meines Regiments dem Platze, wo eben gekämpft worden war, indem wir um einen Hügel bogen, hinter welchem sich das Thal etwas weiter ausbreitete, und der erste Blick überzeugte mich, daß keine Gefahr zu überstehen sei, ob sich mir gleich ein trauriger Anblick darbot.

Es waren Reisende, die nur eine schwache Bedeckung hatten, von Guerillas überfallen worden, und sollten eben geplündert und getödtet werden, als der Anblick meiner überlegenen Macht diese bewog, sich eilig zurückzuziehen und die, die sie sich zu Opfern ausersehen hatten, ihrem Schicksale zu überlassen.

Als ich dem Orte näher kam, wo der Ueberfall Statt gefunden hatte, bemerkte ich zwischen umgeworfenen Wagen eine stehende Dame, die ihre Hände krampfhaft auf der Brust zusammengepreßt hatte, und mit dem Ausdrucke höchster Angst und des heftigsten Schreckens die starren Blicke gedankenlos in die Weite richtete. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich in dieser Dame diejenige wieder erkannte, der ich mich in Madrid hatte vorstellen lassen, um die Bekanntschaft eines räthselhaften Verwandten zu machen. Als ich mich überzeugt hatte, daß keine Täuschung mich verblende, stieg ich vom Pferde und näherte mich der Geängstigten. Ich faßte, indem ich Sie anredete, ihre Hand, um sie aus der Erstarrung zu erwecken. Ein schöner Blick aus



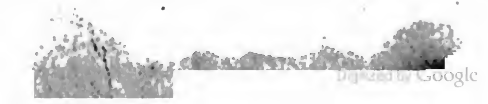

den dunkeln Augen traf mich bei der Berührung, doch schien sie sich bei meinem Anblick einigermaßen zu beruhigen und deutete mit der linken Hand, indem ich ihre Rechte hielt, auf einen Gegenstand, den mir ein umgeworfener Wagen verbarg. Ich näherte mich und sah denselben jungen Mann, den man in Madrid Don Fernando nannte, schwer verwundet auf dem Rasen liegen. Er röchelte dumpf aus der verletzten Brust, und bei jedem Athemzuge quoll von Neuem das Blut hervor, das den Rasen rings um ihn färbte. Ich bog mich entsetzt zu ihm nieder, ich weiß nicht, ob er mich kannte, aber er wendete scheu den Blick von mir ab. Ich erkannte die Nothwendigkeit augenblicklicher Hülfe. Der Regimentsarzt war schnell herbei gerufen, und ich führte die Dame hinweg, bat sie in einiger Entfernung zu ruhen während des nothwendigen Verbandes, und ließ ihr eine Bedekkung zu ihrer Sicherheit. Stillschweigend ließ sie sich alle meine Anordnungen gefallen, und ich kehrte zu dem Verwundeten zurück, um Zeuge eines seltsamen Auftritts zu sein.

Ein alter würdiger Unteroffizier hatte den Tadel seiner Kameraden nicht geachtet und sich vor einiger Zeit mit einer Frau verheirathet, die mehrere Officiere nach einander zur Geliebten gehabt hatten. Diese nun folgte als Marketenderin dem Regimente, und da bei dem Verbande des Ver-

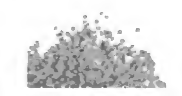
wundeten Leinenzeug erforderlich war, wurde sie herbei gerufen, um wo möglich damit auszuhelfen. Sie erschien und schaffte bereitwillig herbei, was sie vermochte, und wollte nun auch bei dem Verbande selbst Hülfe leisten. Als sie sich, um dieß zu können, zu dem Verwundeten niederbeugte, starrte sie diesen einen Augenblick an und rief dann mit allen Zeichen eines lebhaften Schmerzes: Jakob, Bruder Jakob, muß ich Dich so wiedersehen? Der Verwundete richtete einen matten Blick auf die Gestalt, deren kreischender Ton ihn erweckt hatte, und wendete dann mit unverkennbarem Widerwillen sein Gesicht hinweg.

Diese Bewegung des zum Tode Verwundeten ließ die, die ihn als Bruder erkannte, alle Gefahren vergessen, denen sein Leben Preis gegeben war, und sie ergoß sich in Strömen von Scheltworten, worin sie ihm vorwarf, daß sein Hochmuth sie zu Grunde gerichtet habe, indem er ihre Schönheit immer benutzt habe, um sich Wege zu bahnen, und daß nun ein um seinet Willen gänzlich verlornes Leben nun sein schnöder Undank ihr so vergelte, daß er sie im letzten Augenblicke seines Daseins nicht anerkennen wolle.

Der junge Mann schien unter diesem Strome von Scheltworten furchtbar zu leiden, und seine Augen suchten ängstlich einen Gegenstand, dessen Dasein er offenbar fürchtete. Ich duldete diesen Erguß des Zornes nur so lange, als



meine Ueberraschung mich verstummen ließ. Sobald ich mich davon erholt hatte, befahl ich dem Unteroffizier seine scheltende Gattin hinwegzuführen, und da im Kriege auch eine Marketenderin gehorchen muß, so wurde meinem Befehle zur sichtbaren Erleichterung des Verwundeten Folge geleistet. Die hinweggeführte scheltende Schwester hatte sich im Zorneseifer der deutschen Sprache bedient, und so war sie von Niemandem als von mir und dem unglücklichen Bruder verstanden worden. Indeß hatte sich die Dienerschaft der Reisenden wieder gesammelt, die vor den Guerillas die Flucht genommen hatte; auch einige Schäfer und Landleute hatten sich eingefunden, denen vielleicht diejenigen nicht fremd waren, die ihre Beute beim Anblicke der überlegenen Macht verlassen hatten. Mit dem Verbande war man, so gut es sich thun ließ, zu Stande gekommen, und ich sah mich nun verlegen um, weil ich nicht wußte, was ich mit dem Unglücklichen beginnen sollte. Ein alter Schäfer trat zu mir, dessen weißes Haar und ehrwürdiges Gesicht jedes Mißtrauen zu widerlegen schienen, das in meiner Seele hätte aufsteigen können. Er rieth mir, den Verwundeten über einen der Berge tragen zu lassen, zu dem ein Fußpfad hinaufführte, und er versicherte mir, wir würden in einer halben Stunde ein Dorf erreichen und dort bei dem menschenfreundlichen Geistlichen allen möglichen Beistand finden. Er ist nicht



wie Viele seines Gleichen, setzte der Greis mit Bedeutung hinzu; wenn ein Leidender seiner Hülfe bedarf, so fragt er nicht, für welche Sache er streitet. Ich verstand den Wink. Die Landleute bereiteten aus Baumzweigen eine Bahre, um den Verwundeten zu tragen. Die Reisewagen waren wieder aufgerichtet und sollten auf dem Fahrwege dasselbe Dorf zu erreichen suchen, wozu sie, wie man versicherte, einige Stunden brauchen würden. Einen Theil meiner Leute gab ich diesen als Bedeckung mit, andere sollten uns zu Fuß begleiten, und den Rest des Regiments sendete ich mit der Marketenderin nach dem Orte voraus, wo ein Rasttag gehalten werden sollte.

Als ich alle diese Anordnungen getroffen hatte, näherte ich mich dem Orte, an dem ich die Dame verlassen hatte. Zwei Kammerfrauen, die sich hinter Hecken während des Ueberfalls verborgen, hatten sich zu ihr gefunden und schienen ihr Beistand zu leisten, denn in dem Schooße der einen ruhte das bleiche Haupt der Gebieterin, von dem sich die glänzend schwarzen Locken und Flechten in Verwirrung bis auf den Rasen herabsenkten, indeß die andere ihr wohlriechende Essenzen vorhielt. Als ich mich dieser Gruppe näherte, erhob sich die Dame mit mehr Kraft, als ich ihr zugetraut hatte, und indem sie mir mit Anstrengung entgegen wankte, fragte sie mit bleichen, bebenden Lippen: Lebt mein Gemahl?

Da ich so eben die unzweifelhafte Ueberzeugung bekommen hatte, daß der verwundete junge Mann, wie Sie, mein theurer Vater, schon lange werden vermuthet haben, Niemand anders sei als der Sohn Ihres ehemaligen Dieners, des alten Lorenz, so verwirrte mich die Frage, und ich schwieg einen Augenblick. Die Dame wurde sichtlich bleicher, und indem sie mit beiden Händen meinen Arm faßte und ihn krampfhaft drückte, rief sie in höchster Angst: Sprechen Sie es aus, er lebt nicht mehr, und, Gott! fuhr sie fort und richtete den Blick mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes nach oben, o Gott! ich habe ihm nicht vergeben! Fassen Sie sich, erwiederte ich und brachte so viel Ruhe als möglich in meine Stimme; er lebt, aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß sein Zustand mir nicht gefahrlos scheint. Gelobt sei die heilige Mutter Gottes! rief sie und zog ihre Hände zurück, die meinen Arm noch immer hielten. Ich theilte ihr nun mit, daß der Verwundete über den nahen Berg getragen werde, um ein Kirchdorf eher zu erreichen, und fragte sie, ob sie sich Kräfte genug zutraute, den Weg einer halben Stunde zu Fuß mit mir zu machen, oder ob sie es vorzöge, das Dorf auf dem Fahrwege zu erreichen und so etwas später einzutreffen. Sie wählte ohne Bedenken das Erste und sagte, indem sie sich zitternd an meinen Arm lehnte, ihre Kräfte seien völlig wieder hergestellt. Wir

setzten uns sogleich in Bewegung, und auch die Kammerjungfern schlossen sich uns an. Wir bemerkten bald, daß die jungen Landleute, den Verwundeten tragend, sich schon den Berg hinaufbewegten, und wir eilten, so sehr es die Kräfte meiner Begleiterin gestatteten, ihnen zu folgen.

Mit einiger Beschwerde war der Weg bald zurückgelegt, und der würdige Geistliche, den einige voraneilende Landleute schon von dem Unglück unterrichtet hatten, kam uns am Eingange des Dorfes entgegen, und bot sein Haus und alles, was er vermöge, den Reisenden freundlich an. Wir erreichten bald seine bescheidene Wohnung, und ein altes Mütterchen, seine Haushälterin, empfing uns in reinlicher Kleidung eben so freundlich als ihr Herr. Der Verwundete wurde sogleich in ein kleines schon für ihn bereitetes Zimmer gebracht, und wie ein Sterbender, bleich mit mattem Blick, fast bewegungslos, von der Bahre gehoben und auf ein reinliches Lager gesenkt. Der erste nur flüchtig angelegte Verband mußte jetzt verbessert werden, und als der Unglückliche alle diese unvermeidlichen Qualen überstanden hatte, irrten seine Blicke im Zimmer umher, als ob er Jemanden suche, den er schmerzlich vermisse. Ich errieth ihn und eilte seine Gemahlin aufzusuchen, die der Geistliche in ein anderes Zimmer geführt und der Vorsorge der Haushälterin überlassen hatte, indeß er selbst sich bemühte, alles

herbei zu schaffen, was zur Erleichterung des Kranken dienen konnte. Ich fand die Dame mit ihren Kammerfrauen im eifrigen Gebet vor einem Muttergottesbilde auf den Knieen liegen; sie erhob sich bei meinem Anblick, und ihr großes schwarzes Auge blickte mir ängstlich fragend entgegen. Ich fragte sie, ob sie jetzt, da der Verband gehörig angelegt sei, ihren Gemahl besuchen wolle. Sie nahm schweigend meinen Arm und ich führte sie an das Lager des Kranken. Ein Strahl der Zärtlichkeit dämmerte auf im erloschenen Auge des Verwundeten; kraftlos bemühte er sich die Hand zu erheben und sie der Gattin entgegen zu strekken. Da löste sich die Starrheit ihrer Züge; die glänzenden Augen wurden feucht, und Thränen träufelten wie Perlen über die bleichen Wangen; sie senkte sich auf ein Knie neben das Lager des Leidenden, faßte mit ihren beiden Händen dessen dargebotene Hand und preßte sie mit leidenschaftlichem Ausdruck an ihren Busen, indem sie rief: Ich vergebe Euch, Don Fernando, wie der Himmel mir in meinen letzten Stunden vergeben möge. Ein schwaches, seltsames Lächeln zuckte um den Mund ihres Gatten, indem die Dame fortfuhr: Ja, und ich bete inbrünstig zu Gott und allen Heiligen, daß der Himmel Euch erhalten, und die gnadenreiche Mutter Euch zum Heile und mir zum Trost Euern Sinn ändern möge.

Da ich fühlte, daß jeder Zeuge den beiden Gatten lästig

sein müsse, verließ ich das Zimmer und führte den Wundarzt mit mir hinaus. Wir betraten beide den kleinen Garten des Pfarrers, und ich fragte ihn, was er von dem Zustande des Verwundeten halte? Er zuckte die Achseln und erwiederte: Er wird die Nacht nicht überleben, und es wäre gut, wenn ihn der Pfarrer darauf vorbereitete, damit, wenn er noch Verfügungen zu treffen hat, die kostbare Zeit nicht verloren geht. Ich hörte mit Schrecken diese bestimmte kaltblütige Zusicherung eines Mannes, dessen geübter Blick sich schwerlich täuschen konnte. Ich werde ihn mit keinem Verbande mehr quälen, fügte er hinzu, denn es ist völlig unnütz; auch werde ich ihm nicht untersagen zu sprechen, denn sein Schweigen könnte sein Leben höchstens einige Stunden verlängern, die keinen Werth für ihn haben können, und er hat vielleicht noch Anordnungen zu treffen, die sein Gewissen beruhigen oder für seine Familie werthvoll sein können. Ob mich gleich die tiefe Ruhe empörte, mit welcher der Wundarzt alles dieß aussprach, so sah ich doch das Vernünftige seines Verfahrens ein und kehrte zu dem Kranken zurück, bei dem ich seine Gattin und den Pfarrer antraf. Es schien, als ob er mich mit Sehnsucht erwartet hätte, denn er ließ, so wie er mich erblickte, die Hand seiner Gattin los, die er auf seine verletzte Brust gedrückt hielt, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er mit mir allein zu sein

wünsche. Der Pfarrer verließ mit der Dame das kleine Gemach, und ich setzte mich neben das Lager des Leidenden hin. Es schien, als suche er Kraft ein Gespräch zu beginnen, das ihm nothwendig däuchte und ihm doch in jedem Sinne quälend zu werden drohte. Ich suchte seinen Zustand zu erleichtern, und indem mir die Worte des Wundarztes einfielen, begann ich das Gespräch und sagte: Sie werden mich gewiß nicht für so roh halten und glauben, daß ich Sie auch nur auf die entfernteste Weise beleidigen wolle, wenn ich einige Fragen an Sie richte über einen Gegenstand, über den, wie es scheint, Sie selbst sich mitzutheilen wünschen. Ich verbinde mit diesen Fragen keine andere Absicht, als Sie das Sprechen so viel als möglich vermeiden zu lassen, denn Sie brauchen meine Fragen nur durch Zeichen zu beantworten, und eben so wird ein Zeichen mich davon belehren können, wenn Sie diese Erklärungen überhaupt zu vermeiden wünschen. Erwartungsvoll richtete der junge Mann die dunkeln Augen auf mich, und ich fuhr fort, indem ich meiner Stimme einen so sanften Ton gab, als ich nur vermochte: Nicht wahr, Sie sind der Sohn des alten Lorenz, des ehemaligen Kastellans des Grafen Hohenthal? Ein schmerzhaftes Gefühl machte die blassen Lippen beben, aber der Verwundete gab ein bejahendes Zeichen. Und der Baron, fragte ich weiter, dessen Namen Sie führen, ist bei

Bayonne im Duell geblieben, und Sie benutzten seine Papiere? Auch diese Frage wurde bejahend beantwortet. Ich habe Ihre Schwester entfernt, fuhr ich fort, um der Dame, die Ihre Gemahlin ist, unnützen Kummer zu ersparen, der durch eine rohe Zudringlichkeit hätte veranlaßt werden können. Ein dankbarer Blick belohnte mich für diese Aufmerksamkeit. Haben Sie mir aber nichts für diese Schwester aufzutragen? fragte ich weiter. Er deutete auf ein Kästchen, das auf einem kleinen Tisch neben dem Bette stand. Ich öffnete es auf sein Verlangen; er deutete auf eine schwere Börse voll Goldstücken. Wollen Sie, daß ich ihr diese Summe einhändigen soll? Er bejahte auch dieß. Ich nahm die Börse zu mir und versprach diese Pflicht zu erfüllen. Und nun, sagte ich, wie soll ich es beginnen, um meine Fragen so einzurichten, daß mir ein Zeichen andeuten kann, was ich, um Ihre Wünsche zu erfüllen, für Ihre Gemahlin thun soll? Wie kann ich dieser Pflicht genügen und Ihre Brust dabei schonen?

Die Schonung ist unnütz, sagte er mit leiser Stimme, ich weiß, daß ich sterben muß, und ich habe die wenigen Lebenskräfte, die mir noch bleiben, für edlere Gegenstände bewahren wollen. Ich beobachtete durch dieß Fenster Ihr Gespräch mit dem Wundarzte, und ich sah es Ihren und seinen Mienen an, daß ich sterben muß. Ich wollte Hoffnungen

aussprechen, die ich selbst nicht hegte. Ein Zeichen der Ungeduld legte mir Stillschweigen auf, und der Kranke fuhr mit Anstrengung fort: Wenn ein Richter über den Sternen lebt, wenn der Gebrauch, den wir hier von unserem Dasein machten, unsere Zukunft dort bestimmt, so wird das Wesen, das wir anbeten, unsern wahren Werth wägen und nicht wie ein Polizeioffiziant dieser armen Erde Untersuchungen anstellen, ob wir es gewagt haben, einen andern als den uns zukommenden Namen zu führen, um ein solches Vergehen zu bestrafen. Eine solche Furcht kann mich nicht beunruhigen, gleichgültig erscheint mir der Unterschied der großen und unbedeutenden Namen, eine Kinderei, die bald für mich ganz geendigt sein wird; aber versprechen Sie mir alle Vorsicht anzuwenden, damit meine Gemahlin nie über diesen Gegenstand aufgeklärt werde. Sie hat mich sehr geliebt, mit höchster Leidenschaft, fuhr er fort, aber doch nicht so sehr, daß der kastilianische Stolz die Neigung nicht überwunden haben würde, wenn sie nicht überzeugt gewesen wäre, sich mit einem der ältesten Freiherrn des römischen Reiches zu verbinden, und sie würde völlig elend werden, wenn Sie ihr den unschädlichen Wahn rauben wollten. Er sah verlangend nach mir auf. Ich reichte ihm die Hand und gelobte auch dieß, und ich glaube ich habe mir nichts dabei vorzuwerfen. Warum sollte ich das Herz einer unschuldigen Frau durchboh=

ren, um sie über einen Irrthum aufzuklären, der Niemandem in der Welt Nachtheil zuziehen kann. Ein unverkennbarer Ausdruck der Dankbarkeit leuchtete matt in den verlöschenden Augen des Verwundeten. Nachdem er wieder einige Kräfte gesammelt hatte, fuhr er fort: Auch ich habe diese Frau auf's Innigste geliebt — eine schwache Röthe färbte auf einen Augenblick die bleichen Wangen — aber freilich sah ich auch dieß Gefühl anders an, als die heftige, leidenschaftliche Frau. Ich glaubte, für den geliebten Gegenstand sei jedes Opfer ohne Ausnahme möglich, und hielt mich für berechtigt, alle zu erwarten, die es in meinen Plänen liegen könnte zu fordern. Die Irrungen, die hiedurch zwischen uns entstanden, straften mich für diese falsche Ansicht schrecklich; doch auch dieß ist vorbei. Mir bleibt noch eine Pflicht zu erfüllen. Rufen Sie den Pfarrer und den Alkalden des Orts herbei, und setzen Sie in ihrer Gegenwart spanisch und französisch eine Erklärung auf, daß alle Wechselbriefe, die sich in meiner Chatoulle befinden, das unbestreitbare Eigenthum meiner Frau sind, ob sie gleich auf meinen Namen gestellt sind, und ich werde die letzten Kräfte daran wenden, dieß Blatt zu unterschreiben. Eilen Sie aber, ehe es zu spät wird, und wenn ich todt bin, schaffen Sie meine Frau sicher nach Frankreich hinüber.

Die lange Rede hatte die Kräfte des Kranken erschöpft

und mich erschreckte sein schwaches Husten. Ich rief den Wundarzt eilig; doch ging der Anfall dieß Mal vorüber, ohne sein Leben zu endigen, und ich eilte den Alkalden herbeizuschaffen, um der Frau, die bald Wittwe sein würde, wenigstens ihr Eigenthum nach dem Tode des Mannes zu sichern. Auch dieß Geschäft wurde rechtsgültig geendigt, und ich richtete den Kranken behutsam in meinen Armen auf, damit seine zitternde Hand die Urkunde unterzeichnen könnte. Ganz erschöpft lehnte er sich auf die Kissen zurück, nachdem er dieß vollbracht hatte, und sagte mir dann in deutscher Sprache: Da ich, um meine Frau zu heirathen, zur katholischen Religion übergetreten bin, so wünsche ich noch zu beichten, damit die Arme über mein Ende sich beruhigen kann. Ich theilte den Anwesenden seinen Wunsch mit, der der Gattin des Kranken sehr zum Trost zu gereichen schien, und wir ließen ihn mit dem Geistlichen allein, dessen liebevolle Ermahnungen selbst auf diesen Menschen einen tiefen Eindruck gemacht zu haben schienen, denn der Ausdruck seines Gesichtes war milder, als wir auf sein Verlangen alle zu ihm zurückkehrten. Er nahm von uns Abschied, erinnerte mich noch ein Mal an mein Versprechen und blieb mit seiner Gattin allein.

Die Unterredung zwischen beiden Gatten scheint eine leidenschaftlichere Wendung genommen zu haben, als für den Zustand des Kranken heilsam war, denn sie waren nicht lange

allein, als ein durchdringender Schrei der Frau uns bewog nach dem Krankenzimmer zu eilen. Als wir eintraten, bemerkten wir sogleich, daß nun das Ende des jungen Mannes nicht mehr zu verzögern war. Seine Wunden hatten sich geöffnet und das Blut quoll unaufhaltsam hervor; ein schwaches, röchelndes Husten erneuerte immer wieder sein Strömen. Die Frau lag auf den Knieen neben dem Bette des Sterbenden und klagte sich laut in den leidenschaftlichsten Ausdrücken als die Mörderin desselben an.

Der Wundarzt näherte sich ihr mit gutmüthiger Rohheit, und sagte ihr kalt und trocken: Sein Sie darüber ruhig; schon vor mehreren Stunden habe ich es dem Herrn Obristen gesagt, daß Ihr Gemahl die Nacht nicht überleben könne und daß jeder Versuch, sein Leben zu erhalten, vergeblich sein würde. So roh mir diese Worte klangen, so schienen sie doch einen Trost für die Frau zu enthalten, denn sie wurde ruhiger, gefaßter. Sie richtete einen mitleidigen Blick auf den Sterbenden und faltete ihre Hände, um für seine Seele zu beten. Die Augen des Verwundeten hatten Glanz und Licht verloren; matt griff seine Hand auf der Bettdecke umher. Die Frau errieth ihn und faßte die suchende Hand. Ein tiefes Röcheln folgte und das Leben, das er vielleicht nie würdig gebraucht hatte, war dem Unglücklichen entflohen.

Ich war in diesen Stunden so vielfach aufgeregt wor-

den, daß ich meine Pflicht für mein Regiment etwas aus den Augen verloren hatte, und jetzt, indem ich mich darauf besann, wußte ich nicht, wie ich meine Versprechungen mit diesen Pflichten vereinigen sollte. Ich empfahl die Wittwe dem Pfarrer, die ich zwar betrübt, aber doch viel gefaßter fand, als ich es erwartet hatte, und eilte nach dem Sammelplatze meines Regiments, mit dem Versprechen, vielleicht noch diesen Abend wiederzukehren.

Als ich den Ort erreicht hatte, wo ein Rasttag gehalten werden sollte, überraschte mich angenehm der Befehl, drei Tage hier zu verweilen, um ein anderes Regiment zu erwarten, das sich mit dem meinigen vereinigen sollte. Ich brauchte die Vorsicht, dem Manne der Marketenderin streng zu befehlen, seine Frau nicht aus den Augen zu lassen, und ich fügte diesem Befehle die Versicherung hinzu, daß die Folgsamkeit freigebig belohnt werden sollte.

Hierauf kehrte ich beruhigter zu dem Pfarrer zurück, der schon alle vorbereitenden Anstalten zu der Beerdigung zu treffen begann, die am folgenden Tage Statt finden sollte. Das Glück war mir günstiger, als ich hoffen durfte, denn wenige Stunden nach der Beerdiguug zog ein französisches Regiment durch die Gebirge, das nach Frankreich beordert war und dessen Obristen ich als einen sehr achtbaren Mann kannte. Ihm durfte ich die Wittwe empfehlen, und ich war

überzeugt, daß sie unter seinem Schutze Frankreich sicher erreichen würde. Es blieb mir nun nichts übrig, als sie mit der Nothwendigkeit der baldigen Abreise bekannt zu machen. Sie nahm meine Erklärung mit Ruhe auf und sagte, sie sei bereit ihrem Schicksale zu folgen und ihr Vaterland auf immer zu verlassen, das sie nie wieder wohlwollend aufnehmen würde. Sie bemerkte die Verwunderung, welche diese Worte in mir erregten, und sagte: Ich bin Ihnen, Obrist, so viel Dank schuldig, daß es mir eine Pflicht scheint, Ihnen manche Aufklärungen zu geben, ohne die Sie vielleicht mein verletztes Gefühl nicht begreifen könnten und das Unglück meines Lebens nicht einzusehen vermöchten. Sie haben es in Madrid leicht bemerken können, fuhr sie fort, mit welcher Glut der Seele ich Don Fernando liebte, denn ich war unabhängig und brauchte eine Neigung, die ich für anständig und edel hielt, nicht zu verbergen. Noch heftiger, schien es, flammte die Glut der Liebe in Don Fernandos Seele, und wir schlossen einen Bund, der, wie ich hoffte, uns beide beglücken sollte. Sie wissen, daß ich der französischen Partei aus der reinen Ueberzeugung ergeben war, daß nur durch sie das Wohl meines Vaterlandes zu erreichen möglich sei. Auch diese Ansicht schien Don Fernando zu theilen. Wir waren vereinigt, und wenige Wochen waren hinreichend, um den Schleier vor meinen Augen zu zerreißen. Ich mußte

es bald erkennen, daß ihn nicht ein hohes Interesse für die Fortschritte menschlicher Veredlung nach Spanien geführt hatte, er scherzte über meine Begeisterung und glaubte, da wir so innig verbunden waren, nicht mehr nöthig zu haben, mir seine wahre Ansicht zu verbergen. Sein Vortheil bestimmte ihn allein; er wollte bei der Verwirrung, die die verschiedenen Parteien erregten, gewinnen; er wollte steigen, und das allgemeine Unglück sollte ihm dazu helfen, die höchsten Stufen der Ehre zu erreichen. Er hatte gehofft, dieß durch französischen Einfluß zu erlangen, doch wurde ihm dieß zweifelhaft bei dem abwechselnden Glück, womit in Spanien gekämpft wurde. Er suchte sich also der entgegengesetzten Partei vorsichtig zu nähern, ohne es mit der französischen verderben zu wollen, und hoffte so auf jeden Fall seinen Zweck zu erreichen.

Abscheu und Verzweiflung erfüllten meine Seele, als ich diesen Charakter in ihm erkannte, und dennoch gab es Stunden, wo die Täuschung zurückkehrte und das Gefühl der Liebe von Neuem meine Brust belebte, wo mich der thörichte Wahn ergriff, ich könne dieß Herz vielleicht läutern, diese Seele auf eine edlere Bahn leiten; aber bald sollte für mich auch die letzte Täuschung verschwinden. Einen Augenblick schwieg die schöne Kastilianerin, eine tiefe Röthe glühte auf ihren Wangen und die Flamme des Zornes brannte in den dunkeln Augen bei der Erinnerung erlittener Schmach. Nach

kurzem Schweigen fuhr sie mit unterdrückter Bewegung fort: Nicht bloß mein Vermögen wollte er benutzen, um seine ehrgeizigen Plane zu erreichen, sondern mich selbst. Ich sollte ihm dazu dienen, die Machthaber aller Parteien zu fesseln, zu blenden — doch genug über meine Erniedrigung, die jedes Band der Seele zwischen uns löste, ohne die Fesseln zerreißen zu können, die mich unauflöslich an seine Person schmiedeten. Ich glaubte nun, ich hätte den Kelch des Elends bis auf die Hefen geleert, aber zu diesem im Herzen nagenden Unglück drängte sich noch ein Leiden von außen herein. Die Intriguen Don Fernandos waren nicht mit Feinheit geleitet, sie wurden von allen Seiten durchschaut, und wir wurden bei der französischen Partei ein Gegenstand der Verachtung. Der Hof war uns so gut als verboten, und mein Haus, das Sie als den Sammelplatz der glänzendsten Gesellschaft gekannt haben, war eine Einöde. Die Gegner der Franzosen betrachteten uns mit dem reinsten, ganz unverhehlten Abscheu und wir wurden wie Verpestete gemieden. Unter solchen Umständen fand ich es natürlich, daß Don Fernando Spanien verlassen wollte, und ich weigerte mich nicht ihm nach Italien zu folgen, das er mir als künftigen Aufenthaltsort vorschlug. Er hatte sich gleich nach unserer Verbindung mit liebender Zudringlichkeit der Verwaltung meines Vermögens bemächtigt, und in der Stimmung, in der sich meine

Seele nun befand, achtete ich zu wenig auf die Güter des Lebens. Aber ein wahrhaftes Entsetzen ergriff mich, als ich nach unserer Abreise aus Madrid durch ihn selbst erfuhr, daß er alle eingezogenen Gelder auf seinen Namen hatte stellen lassen und daß ich also in eine Abhängigkeit von ihm gerathen war, die mich beinah zu seiner Sklavin machte. Er machte mich mit der größten Ruhe mit dieser Einrichtung bekannt und sagte lächelnd, er habe diese Vorsicht beobachtet, damit die Grillen, die mein Herz von ihm entfernt hätten, mich niemals bestimmen könnten, mich gänzlich von ihm zu trennen, und damit er, wie es ihm seiner ruhigeren Vernunft wegen gebühre, Herr meines Schicksals bleiben könne und meine leidenschaftliche Seele nie das seine zu bestimmen vermöchte. Im Innersten empört machte ich ihm die bittersten Vorwürfe über diese niedrige Art zu handeln, und es entschlüpfte meinen Lippen die Aeußerung, daß ich schon lange bemerkt habe, daß ich von ihm betrogen sei, daß ich an sein großes Vermögen in Deutschland nicht glaube, weil er so eifrig bemüht sei sich das meinige anzueignen. Die Erfahrung meines Lebens, erwiederte er ruhig, hat mich vorsichtig gemacht. Durch den Gemahl meiner Schwester, den Grafen Hohenthal, wurde ich in früher Jugend aus einer ruhigen, sorglosen Lage gedrängt, und er hat es zu verantworten, wenn dadurch ein Schatten auf meinen Charakter fällt, daß

ich nun vielleicht zu ängstlich jedes Besitzthum, das mir erreichbar wird, mir zu sichern strebe, denn durch seine Schuld habe ich früh mit dem Mißgeschick kämpfen müssen und in den Jahren der Jugend, die dem Genuß hätten geweiht sein sollen, habe ich die Bitterkeit des Lebens erfahren.

Es war mir höchst überraschend zu sehen, daß ein Mensch so sehr ein Lügner gegen sich selbst werden kann, und es lag zugleich etwas Komisches darin, wie er die Wahrheit, daß Sie, mein theurer Vater, einem Sie unverschämt beraubenden Bedienten in seinem frechen Beginnen Einhalt thaten, in seine Erfindungen hinüber spielte, durch die er sich für Ihren nahen Verwandten ausgab. Mich überwältigte der Eindruck des Komischen und ein unwillkührliches Lächeln zuckte mir um die Lippen.

Die Dame schwieg verwundert und beleidigt einen Augenblick, und eilte dann sichtlich ihre Erzählung zu beendigen. Aehnliche Gespräche, sagte sie, hatten wir oft auf der Reise, und nicht immer hielt ich die Ausbrüche meines Zornes zurück, und eben hatte ich Don Fernando betheuert, daß ich ihm nie vergeben, und fortan nur Haß und Abscheu gegen ihn empfinden würde, daß mein Fluch seine Sterbestunde belasten solle, als wir überfallen wurden und nur durch Ihren Beistand einem noch schrecklicheren Loose entrannen.

Wir schwiegen nun beide verlegen. Endlich sagte die

Dame mit etwas trockenem Tone: Da ich vielleicht in meinem Vertrauen zu weitläuftig geworden bin, so bitte ich Sie dieß zu verzeihen und zugleich mir so viel Wohlwollen zü beweisen, als zu einiger Erwiederung meines Vertrauens gehört. Sagen Sie mir aufrichtig, fuhr sie lebhaft fort, was konnte Sie zum Lachen reizen, als ich erwähnte, wie es Don Fernando rechtfertigen wollte, daß er auf eine so unwürdige Weise mich gänzlich von sich abhängig gemacht hatte?

Gewiß lachte ich nicht, sagte ich mit Verwirrung. Nun, worüber lächelten Sie denn? fragte die Wittwe ungeduldig. Daß Ihr Gemahl Ihnen ein so gänzlich falsches Bild von dem Grafen Hohenthal entworfen hat, sagte ich endlich, um nur etwas zu sagen. Wie, Sie kennen den Grafen Hohenthal? rief sie höchst verwundert. Die Gräfin ist meine Mutter, sagte ich in der Ueberraschung. Erstaunt ließ die Dame die Arme sinken und rief, indem sie mir starr in die Augen blickte: So war ja Don Fernando Ihr Oheim? Ich lächelte und schwieg. Wie kommt es dann, fuhr sie fort, daß Sie Ihre Verwandschaft nicht schon in Madrid geltend machten? Da ich in Frankreich erzogen wurde, so hatte ich keine Gelegenheit meinen Oheim kennen zu lernen, und ich wollte mich erst überzeugen, ob der nun Verstorbene dieselbe Person sei, für die ich ihn hielt, ehe ich mich ihm zu erkennen gab. Sie erinnern sich aber vielleicht, daß eine

Krankheit, die ihn damals überfiel, mich meine Absicht verfehlen ließ.

Die Wittwe sah mich mit einem durchdringenden Blicke an. Sie fühlte die Zweideutigkeit meiner Antwort und sagte endlich, indem sie die flache Hand auf ihre Stirn legte: Ich will nicht weiter in Sie dringen; ich selbst habe Don Fernandos Charakter so kennen gelernt, daß ich mir denken kann, wie seine Verwandten Gründe haben konnten, sich von ihm zurückzuziehen. Weßhalb soll ich noch einen Schmerz mehr auf meine Seele laden durch die Kenntniß von Dingen, die mir vielleicht besser verschwiegen bleiben. Als ich auf diese Bemerkung schwieg, sagte sie nach einigen Augenblicken: Gönnen Sie mir den Vorzug, mich als Ihre Verwandte zu betrachten, wenn wir im Leben wieder zusammentreffen sollten. Da meine Lebenspläne jetzt nur von mir allein abhängen, so habe ich nicht die Absicht nach Italien zu gehen, wenigstens für jetzt nicht. Eine Verwandte, die mit mir erzogen wurde und meine schwesterliche Liebe mit Innigkeit erwiederte, lebt in Frankreich in der Nähe von Bordeaux, wohin sie dem Gemahl folgte. Zu ihr will ich, und will dort in Ruhe und Abgeschiedenheit mein Herz zu heilen, und mein Gewissen zu beruhigen suchen.

Ihr Gewissen? fragte ich befremdet.

Ja, mein Gewissen, erwiederte sie, denn ich quäle mich



mit inneren Vorwürfen, daß ich Don Fernandos Leben, wenn auch nur um Stunden, verkürzt habe. Ich wollte ihm in unserer letzten Unterredung mein ganz versöhntes, ihm völlig vergebendes Herz zeigen, weil ich glaubte, dieß sei, um sein Gewissen zu beruhigen, nothwendig. Er unterbrach mich aber, indem er mir sagte, ich möchte erlauben, daß er seine letzten Gedanken auf wichtigere Gegenstände richtete, denn es sei ein Irrthum von mir, wenn ich glaube, daß ich ihm so viel zu verzeihen habe; wir wären auf dem Wege unseres Lebens nur durch verschiedene Ansichten geleitet worden, und dieß sei Alles. Ich vergaß in diesem Augenblicke die Nähe seines Todes. Der Schmerz über mein durch ihn zu Grunde gerichtetes Leben überwältigte mich, und tief empört darüber, daß er nicht einmal eine Ahnung von seinem gräßlichen Unrecht zu haben schien, ließ ich mich zu einer Leidenschaftlichkeit verleiten, die ihn in seinen letzten Augenblicken nicht schonte, und der Strom meiner Vorwürfe wurde nur durch den Strom des Blutes gehemmt, der aus seinen Wunden drang.

Mein Bekannter, der Obrist, dessen Schutz ich die Wittwe empfohlen hatte, unterbrach unsere Unterredung, indem er kam, unhöflich, daran zu erinnern, daß er mit seinem Regimente aufbrechen müsse. Eilig war Alles zur Abreise geordnet, und ich trennte mich nicht ohne Theilnahme von ei-



ner Frau, deren Lebensglück ein Elender gewissenlos zertrümmert hatte.

Auf dem Rückwege zu meinem Regimente drängte sich mir die Betrachtung auf, wie falsch wir oft über die Menschen urtheilen, wenn wir bei ihnen Gewissensqualen über Handlungen voraussetzen, die wir als abscheulich erkennen. Ich habe im kurzen Laufe meines Lebens schon manchen ruhig sterben sehen, von dem seine Bekannten behaupteten, seine Handlungen würden in der Stunde seines Todes schwer auf seiner Seele lasten. Die Unglücklichen erkennen ja ihr Unrecht nicht; die Verblendung verläßt sie ja auch im letzten Augenblicke nicht. Sie halten ihre Schlechtigkeit für Klugheit, ihre Hartherzigkeit für Vernunft und männlichen Charakter, den schnödesten Geiz für eine achtungswerthe Sparsamkeit, und haben so für jeden Fehler den Namen einer Tugend bereit, unter dem die Sünde recht mit Liebe gehegt wird. Würde denn nicht auch jeder Mensch eilen, ihn schändende Makel von sich zu thun, wenn er sie als solche erkennte? Aber das ist unsere unglückliche Verblendung, daß wir unsere schlimmsten Fehler für unsere besten Tugenden halten.

Als ich das Standquartier meines Regiments erreichte, bemerkte ich, daß das erwartete, welches sich mit dem meinigen vereinigen sollte, schon eingetroffen war, und da nun kein

Grund zum Verweilen mehr vorhanden war, so wurde beschlossen am andern Morgen aufzubrechen, und wir verließen eine Gegend, die mir gewissermaßen merkwürdig geworden war. Erst nachdem einige Tagesmärsche zurückgelegt waren, ließ ich die Marketenderin und ihren Gatten rufen. Das Gesicht der Frau zeigte deutlich, wie übel sie mit mir zufrieden war, daß ich sie gleichsam in Gefangenschaft unter der Aufsicht ihres Mannes mehrere Tage erhalten hatte, und ich hatte Grund zu vermuthen, daß er das Recht des Mannes der Frau zu befehlen durch sehr ernsthafte Mittel hatte müssen geltend machen, ehe sie sich ihm zu gehorchen bequemte. Ich machte sie nun mit dem Tode ihres Bruders bekannt und versüßte die Nachricht dadurch, daß ich ihr das ihr bestimmte Erbe einhändigte. Die schwere mit Dublonen gefüllte Börse verfehlte ihre Wirkung nicht. Sie trocknete die Thränen und sagte, es sei doch grausam von mir, daß ich ihr jetzt erst den Tod ihres einzigen Bruders anzeigte, der doch in seinen letzten Augenblicken ihrer noch liebevoll gedacht habe, und nun, da wir schon so weit entfernt wären, könne sie nicht einmal den Trost haben, sein Grab mit ihren Thränen zu benetzen. Ich entschuldigte mein Verfahren, so gut ich vermochte, ohne ihr zu sagen, daß ich sie gerade von solchen Beweisen ihrer Zärtlichkeit hatte abhalten wollen, denn ich bin sehr überzeugt, daß der sogenannte



Don Fernando mit diesem Namen gestorben ist, ohne dem Pfarrer in seiner letzten Beichte das demüthige Bekenntniß abzulegen, daß er der Sohn des alten Lorenz und der Bruder der Marketenderin sei, und der gutmuthige, beschränkte alte Mann würde sich mit Gewissenszweifeln darüber gequält haben, daß er einem so verhärteten Sünder die vollständige Absolution gewährt hatte und ein christliches Begräbniß mit allem Prunke, den seine kleine Kirche bieten konnte, wenn er diesen Umstand erfahren hätte. Die Schwester des Verstorbenen nahm meine Entschuldigung kalt auf; der Unteroffizier, ihr Gatte, aber sagte lächelnd: Ich habe Sie, mein Obrist, niemals hart gefunden; im Gegentheil, Ihre Milde erkennt das ganze Regiment dankbar an; wenn Sie also dieß Mal für nöthig gefunden haben, eine Ausnahme zu machen und sich gegen meine Frau hart zu zeigen, so müssen Sie dazu wichtige Gründe haben, die uns weiter nichts angehen. So sehe ich die Sache an, und damit kann sich meine Frau ebenfalls beruhigen. Was aber die Erbschaft anbetrifft, fuhr er fort, indem er die Börse aus den Händen seiner Gattin nahm und sie wohlgefällig in seiner braunen Hand wiegte, so gestehe ich, daß sie mich freut, denn dieses Geld soll unserm kleinen Eugen zu Gute kommen. Ich habe die Ueberzeugung, fügte er hinzu, indem er die funkelnden Augen auf mich richtete, daß Niemand im Regimente meinen



Muth bezweifelt; ich stand immer mit den Braven und würde es weit in der Armee gebracht haben, wenn nicht die Armuth meiner Eltern es ihnen unmöglich gemacht hätte, auch nur die geringste Sorgfalt auf meine Erziehung zu wenden. Jetzt habe ich die Mittel in Händen meinen Sohn so gut unterrichten zu lassen, wie den Sohn eines Generals, und wir können es noch erleben, sagte er freudig lächelnd, indem er seiner Gattin derb auf die Schulter schlug, unsern Eugen als General kommandiren zu sehen. Das denke ich, so oft ich ihn in seinem Korbe schreien höre, und mich quälte nur die Sorge, woher ich die Mittel zu seiner Erziehung nehmen sollte; doch jetzt, Dank meinem verstorbenen Schwager, bin ich von dieser Unruhe befreit. Nach diesen Worten führte der brave Soldat seine Gattin hinweg, und mir traten bald so viele ernsthafte Sorgen entgegen, die die Erinnerung an diese Begebenheit in den Hintergrund meiner Seele zurückdrängten, daß ich nur jetzt, indem ich Ihnen schreibe, dieselbe wieder lebhaft in mein Gedächtniß zurückrufe.

Evremont ging nun wieder zu den öffentlichen Begebenheiten über, die er fortfuhr dem Grafen zu berichten, in wie weit er selbst eine handelnde Person dabei war, bis zu dem Augenblicke, wo er Gelegenheit fand seine großen Pakete abzusenden.

IX.

Es war ein schöner, heiterer Frühlingstag des Aprils achtzehnhundert und zwölf, als der Graf Hohenthal in dem Pavillon seines Gartens saß und gedankenvoll hinaus schaute. Wolkenleer glänzte das reine Blau des Himmels, die sommerlich warme Sonne spielte mit blinkenden Lichtern in den Wogen des Rheins. Die Bäume wiegten theils noch schwellende Knospen, theils schon entfaltete Blüthen an den schlanken Zweigen, die Wohlgerüche der Kräuter und der frühen Blumen schwebten in der Luft. Die Aurikeln hatten ihre vielfarbigen Augen geöffnet und ergötzten duftlos durch ihre bescheidene Schönheit. Von den Höhen der Berge schauten die Ueberreste alter Schlösser, die Zeichen entschwundener Macht, herab, an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge ernsthaft mahnend, und die Lerche wirbelte ihren heitern Gesang tröstend aus der reinen Höhe herab. Doch es schien nicht, als ob der Graf den Reiz des erwachenden Frühlings beachtete. Die Stirn in die flache Hand gelehnt und den Arm auf die Lehne des Sessels gestützt, schaute er hinaus in das glänzende, tönende, blühende Leben, doch der wehmüthige Zug des Mundes, der ernste Blick der Augen zeigten, daß seine Seele sich mit trüben Gegenständen beschäftigte.

Die Gräfin war eingetreten, ohne von ihm bemerkt worden zu sein. Sie betrachtete ihren in tiefes Sinnen verlor-



nen Gemahl, und ein leiser Seufzer entrang sich der beklemmten Brust. Der Graf bemerkte sie und reichte ihr liebevoll die Hand. Theilnehmend forschte die Gräfin nach der Ursache seines tiefen, finstern Sinnes. Finster, antwortete der Graf, waren meine Gedanken wohl nicht, aber ich gestehe, ernst und wehmüthig. Ich muß es oft bedenken, fuhr er fort, wie wir beglückt sind vor Millionen Menschen, wie viele tausend Augen sich mit Neid auf uns richten mögen, und doch, wie wenige glückliche Stunden hat uns dieß Leben geboten? Schlägt nicht stündlich unser Herz in ängstigenden Sorgen? Haben wir nicht immer gehofft, nun solle das Leben beginnen, und werde in der nächsten Zukunft das wahre Glück eintreten, und mit diesem ängstlichen Hoffen auf die Zukunft ist in der Pein der Gegenwart das Leben verschwunden, und wir haben es in lauter Anstalten zum Leben verloren. Wenn dieß nun unser Loos ist, wie beklagenswerth muß das Geschick des Armen sein, der alle diese Pein duldet und noch durch heftige Anstrengungen in bitteren Sorgen die Mittel herbei schaffen muß, sich in der kläglichen Gegenwart zu erhalten.

Die Thränen träufelten über die Wangen der Gräfin, indem sie sagte: Das Geschick gewährt die guten Stunden wie ein Karger, den seine Gabe, nachdem er sie kaum gegeben, gereut, und der sie dem Armen mit rauher Hand so=



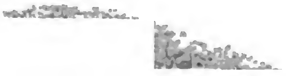
gleich wieder entreißt. Auch ich, setzte sie hinzu, betrachte mit Wehmuth den Frühling, die erwachende Natur. Wie vieles ist dahin, das nicht mehr erwachen wird, und ich läugne nicht, der Gedanke an meinen Bruder erfüllt meine Seele mit Schmerz. Wie oft habe ich in der Verhärtung meines Herzens gefürchtet, er möchte wiederkehren und sein Anblick würde mich verletzen — und der war schon Staub, dessen Dasein ich fürchtete. Ach! wie gering ist die Tugend des Menschen! Können wir doch immer nur wahrhaft vergeben, was uns nicht tief und wahrhaft verletzte; aber die ewig schmerzlich blutenden Wunden unseres Herzens verzeihen wir nicht! Der gemeine Rachsüchtige verfolgt seinen Beleidiger und strebt ihm wo möglich noch mehr Böses zuzufügen, als er durch ihn erlitten hat. Wir verzeihen mit dem Munde, wir thun, wenn wir können, unsern Beleidigern Gutes und gefallen uns in der Großmuth unserer Gefühle, ohne wahrhaft zu vergeben; denn nie wird uns der, von dem wir uns tief verletzt fühlten, wieder das sein können, was er uns vor der Beleidigung war, und wir bereuen unsere Härte nur dann, wenn der Gegenstand derselben Staub ist.

Ich glaube, wir haben uns gegen diesen Bruder nichts vorzuwerfen, sagte der Graf mild tröstend. Wir haben ihm unsern Umgang versagt, den er unfehlbar zu nicht löblichen Zwecken würde mißbraucht haben, und unsere Liebe, die doch



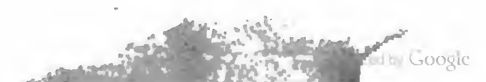
der nur fordern kann, dessen Herz fähig ist, sie zu empfinden. Was mich aber heute besonders in trübes Sinnen versenkte, fuhr er fort, ist die Nachricht, die dieser Brief mir brachte, daß unser alter Freund, der Obrist Thalheim, sein Leben in den Armen seiner Kinder sanft geendigt hat. Er reichte nach diesen Worten der Gräfin den Brief. Sie las mit inniger Theilnahme, wie sanft der Greis zu der letzten Ruhe in den Armen seiner Kinder entschlummert war, und wie er ihr und dem Grafen seinen väterlichen Segen kurz vor dem Hinscheiden gesendet habe, und wie er Beiden seine dankbare Liebe versichern ließ, von der er die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen hatte, daß sie über das Grab hinüber reichen würde.

Möge unser Ende so sanft sein, sagte die Gräfin, indem sie, die Thränen trocknend, ihrem Gemahle das Blatt zurückreichte. Mögen wir einst, wie er, unser Leben in den Armen unserer Kinder beschließen. Der Graf wendete sich ab, um sein kummervolles Gesicht zu verbergen. Beide Gatten schwiegen; Keiner wollte die Sorgen aussprechen, die sein Herz zernagten, denn Keiner wollte den Kummer in der Brust des Andern erwecken. Seit den letzten Nachrichten von Evremont waren abermals Monate verflossen. Mehrere Gefechte in Spanien waren vorgefallen, und kein Wort seiner Hand hatte die ängstlichen Eltern über sein Geschick beru=



higt, und nun strömte die große französische Armee in furchtbaren Massen über den Rhein, einem Feinde entgegen, den in seinem eigenen Lande zu bekämpfen, den Franzosen selbst noch vor Kurzem ein abentheuerlich vermessenes Unternehmen gedünkt haben würde; und alle die Tausende, die vorüber zogen, ahneten nicht, wie sehnsüchtige Blicke oftmals den langen Reihen folgten. Niemand brachte Kunde von dem geliebten Sohne.

Das trübe Sinnen der bekümmerten Eltern wurde auf einen Augenblick durch das Rasseln eines Reisewagens unterbrochen, der eilig vorüber flog und ihren Blicken bald entzogen wurde durch eine Beugung, die die Straße hinter dem Garten des Grafen machte. Das vorige sorgenvolle Schweigen war wieder eingetreten, wurde aber bald von Neuem durch freudig rufende Stimmen unterbrochen. Der Graf und seine Gemahlin sahen zugleich auf und richteten den Blick auf einen Baumgang, der zu dem Pavillon führte, in dem sich Beide befanden. Eine junge Frau flog mit leichten Schritten durch diesen Baumgang; der Wind spielte mit dem zurückgeworfenen Schleier, so daß das leichte Gewebe in den Lüften flatterte. In der Ferne zeigten sich noch andere Personen, die sich mit langsamen Schritten näherten. Ehe noch der Graf oder die Gräfin eine Vermuthung über die Hereileende äußerten, lag diese schon mit schlagendem Herzen,



mit glühenden Wangen und seligen Thränen in den Armen der Gräfin. Emilie! stammelte diese in der Ueberraschung des Entzückens und sank aus Freude entkräftet auf einen Sessel, als die junge Frau sich aus ihren Armen riß, um den Grafen mit demselben zärtlichen Ungestüm zu umschlingen. Indeß hatten sich auch die übrigen Personen genähert und Emilie verließ schnell den Grafen, nahm aus den Armen der Wärterin ein schlafendes Kind und legte es in den Schooß der Gräfin, indeß sie selbst vor ihr nieder kniete. Mit bebenden Händen erhob die Gräfin das schöne, wie ein schlummernder Engel ruhende Kind und drückte zärtlich leise ihre Lippen auf den rosigen Mund, auf des Knäbleins unschuldige Stirn, indeß ihr unbewußt die heiligen Tropfen entzückender Rührung niederthauten. Der Graf entriß mit einer Bewegung ungestümer Liebe seiner Gemahlin das Kind, hob es in seinen Armen empor und überließ sich ohne Rückhalt dem Gefühle der höchsten Freude. Ach! wie so reich an seligen Genüssen dünkte in diesem Augenblick denen das Leben, die noch vor wenigen Minuten die dürftigen Freuden kurzer Stunden beklagten.

Das Kind war durch die heftigen Liebkosungen erwacht und erhob in nicht melodischen Tönen seine klagende Stimme. Zwei Personen drängten sich hinzu, um es aus den Armen des Grafen zu empfangen, die Wärterin und der alte





vor Freude zitternde Dúbois. Dem Letztern gelang es, sich des Kindes zu bemächtigen, indem er zum ersten Male in seinem Leben alle Scheu und Ehrerbietung vor denen bei Seite setzte, die er seine Herrschaft nannte und von denen er wie ein Glied der Familie betrachtet wurde. Es ist mein Recht, sagte er, indem er die Wärterin wegdrängte; es ist der vierte Graf Evremont, dem ich dienen werde, und der dritte, den ich in meinen Armen halte. Er entfernte sich etwas mit dem Kinde, indem er Segen und Gebete über dasselbe sprach, und überließ es nur dann erst der Wärterin, als die immer stärker sich erhebenden Klagetöne desselben ihm die Nothwendigkeit weiblichen Beistandes bewiesen. Indeß war eine Frau zur Gräfin getreten, die, indem sie den Schleier zurückschlug, in Thränen lächelnd sagte: Seid Ihr denn im Glücke so selbstsüchtig geworden, daß Ihr außer Euch Niemanden bemerkt? Adele! rief die Gräfin und preßte die schwesterliche Freundin an ihre Brust.

Als der erste Sturm des Entzückens vorüber war, heftete die Gräfin einen ängstlichen Blick auf Emilie, indem sie halb leise fragte: Und Adolph? Er kömmt, jauchzte Emilie. Morgen zieht sein Regiment durch diese Gegend, morgen wird er hier sein!

Der Taumel der Freude legte sich endlich, und als man einige Stunden beisammen gewesen war, hatte man sich so



weit verständigt, daß die Eltern nun wußten, das Regiment des Sohnes sei ebenfalls in Bewegung nach Rußland, er habe Emilien die Bitte abgeschlagen, ihm in diese unwirthbaren Länder zu folgen, und bestimmt, daß sie den Ausgang des Kampfes bei seinen Eltern erwarten solle, und auch ihre liebevolle Tante habe sich an sie zu diesem Zwecke angeschlossen, weil sie hoffte, das Leid der neuen Trennung und die damit verknüpften Sorgen leichter mit den Freunden vereinigt zu ertragen.

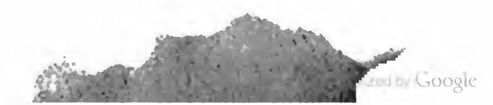
Ein leichter Schatten trübte den hellen Glanz der Gegenwart bei dem Gedanken, daß Evremont dazu bestimmt war, an einem Kampf Antheil zu nehmen, den man sich nicht anders als höchst gefahrvoll denken konnte. Indeß die Gegenwart war zu schön, und sie trug mit ihrem Glück und ihrer Freude den Sieg davon über die bangen Sorgen für die Zukunft, die sich eindrängen wollten.

Der nächste Tag erschien und mit ihm, um das Maaß des Glücks zu füllen, Evremont. Wie ganz anders leuchtete dem Grafen der Frühling nun entgegen, dessen Pracht er am vorigen Morgen kaum beachtet hatte, als er am Arme des geliebten Sohnes unter seinen Blüthenbäumen wandelte. Mit väterlichem Stolz bemerkte er die Veränderung, die mit Evremont seit ihrer letzten Trennung vorgegangen war. Sein Körper hatte sich männlicher ausgebildet, die Stimme tönte

etwas tiefer aus der schön gewölbten Brust, die Augen waren befehlender geworden, die Wangen gebräunter und etwas magerer, indeß alle Anmuth der Jugend und die liebevollste Zärtlichkeit um den edel geformten Mund schwebte, dessen rothe Lippen im herzgewinnenden Lächeln die schönsten Zähne entblößten.

Zwei kurze Tage des Glücks waren den Freunden gegönnt. Nie hatte der Graf seine leidenschaftliche Zärtlichkeit für Evremont so ohne Rückhalt gezeigt, als in diesen beiden Tagen, und es war ein rührender Anblick, wie innig der junge Krieger die Liebe erwiederte und mit kindlicher Unterwürfigkeit vereinigte. Endlich führte der Morgen des dritten Tages den Schmerz der Trennung herbei. Der Graf, der sonst immer zur Fassung ermahnt hatte, war dieß Mal ohne Fassung. Er führte den Sohn in den Garten hinaus, und dort mit ihm allein, drückte er ihn lange und schmerzlich an die Brust. Mein Sohn, sagte er endlich mit vor Angst unterdrückter Stimme, mein theurer Sohn, ich fürchte, wir sehen uns nicht wieder.

Mein Vater, rief der Sohn erschreckt, Gott wird Sie uns erhalten; Ihr Alter ist noch nicht so weit vorgerückt, Sie sind gesund. O! um Gottes Willen, erwecken Sie mir solche Angst nicht; Sie sind ein Segen ihrer Umgebung, und der Himmel wird Sie zum Wohle der Menschen erhalten.



Der Graf widersprach ihm nicht. Er wollte ihm nicht sagen, daß er an seinen Tod nicht gedacht hatte und daß ihn diese Vorstellung auch nicht mit solcher Angst erfüllen würde. Er lehnte schweigend die Stirn an des Sohnes Heldenbrust und überließ sich ohne Rückhalt seinem Schmerz, der sich in heißen Thränen ausströmte.

O mein Vater! sagte Evremont, indem er mit inniger Liebe den Grafen umschlang und sich dann vor ihm auf ein Knie senkte, geben Sie mir Ihren Segen auf den Pfad mit, den ich nun wandeln muß, denn ich fürchte, er wird rauh und dornenvoll sein. Der Graf legte seine Hand auf das Haupt des jungen Mannes, indeß seine betenden Lippen und sein nach oben gerichteter Blick den schönsten Segen des Himmels für dieß theure Haupt erflehten; dann küßte er mit langem Drucke Evremonts Stirn und riß den bis zu Thränen bewegten Krieger heftig empor. Laß uns wie Männer scheiden, sagte er dann entschlossen, und nicht mit unserm Jammer Deine Mutter tödten.

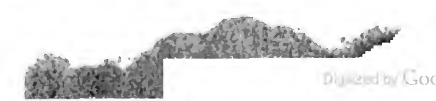
Als der Graf und Evremont zu der Familie zurückkehrten, wurde dem letztern gemeldet, daß Alles zum Aufbruch bereit sei. Die schmerzliche Trennung war nicht mehr zu verschieben. Mit tiefbewegter Seele zog Evremont an der Spitze seines Regimentes hinweg, und in Thränen aufgelöst blieb seine trostlose Familie zurück.



Wie schwere, dunkle Wolken das Blau des Himmels bedecken und die leuchtende Sonne verhüllen, so lastet der Schmerz auf der Seele des Menschen; aber wenn die dunkeln Wolken ihre Wasser ergossen haben, wenn ein frischer Wind die Nebel zerstreut, dann freut sich die Erde von Neuem der goldnen Sonne und das reine Blau des Himmels erglänzt von Neuem. In Thränen löst der Mensch seinen Schmerz auf, nothwendige Thätigkeit zerstreut den Nebel des Kummers, und wir erstaunen oft selbst, daß unsere Schmerzen sich lindern und Hoffnung von Neuem uns tröstend entgegen lächeln kann, und wir müssen uns dann gestehen, wandelbar sind alle Gefühle der menschlichen Brust.

Diese Bemerkungen theilten sich einander die Glieder der Familie des Grafen mit, als der leidenschaftliche Schmerz der Trennung nach einigen Tagen schwieg und die Hoffnung leise tröstend in alle Herzen schlich.

Die Frauen beschäftigten sich fast ausschließend mit dem Kinde, und es wurde auf die Nahrung, Kleidung und Gesundheit des Kleinen eine Sorgfalt gewendet, die er gar nicht zu schätzen verstand. Das erste Aufdämmern von Gedanken, von Besinnung erregte in seinen Angehörigen Entzücken. Der Graf lächelte über dieß Treiben, und doch konnte man bemerken, daß er oft zu dem Kinde schlich und versuchte, ob es ihn noch nicht erkenne. Oft küßte er die dunkeln



Augen und die rosigen Lippen dieses kleinen Abdrucks seines Vaters und eilte, die Rührung zu verbergen, die ihn zu bewältigen drohte. Dubois versicherte, daß der kleine Graf ihn schon verstände; dieß sei auch natürlich, da er nur französisch mit ihm rede, und er zweifle gar nicht, daß dieß auch die erste Sprache sein würde, die der junge Herr sprechen würde.

Noch hatte die Familie die größten Leiden nicht erfahren, die der Schooß der dunkeln Zukunft für sie in sich hegte. Evremont erfüllte sein Wort. Er gab regelmäßig Nachricht und man folgte ihm in Gedanken über den Niemen. Nach jedem bei dem weiteren Vordringen bestandenen Gefechte stiegen die innigsten Dankgebete zum Himmel empor, denn glücklich hatte der junge Held sie alle bestanden und nicht einmal eine leichte Verwundung erschwerte ihm die Mühseligkeiten des Kampfes. In dieser Abwechslung von Freude, die jeder Brief erregte, und von Angst, wenn man bedachte, was alles vorgefallen sein könnte, seit er geschrieben, war der Sommer entschwunden, und der Herbst, so reizend in der Gegend, wo der Graf lebte, erhöhte die Beschwerden dort, wo sein Sohn kämpfte, für eine Sache, der der Vater nach seinen Ansichten keinen glücklichen Fortgang wünschen durfte, und während doch auch der Gedanke an das Mißlingen des überkühnen Unternehmens ihn des Sohnes wegen

mit Furcht erfüllen mußte. Es lastete also zwiefach drük-kend die Sorge, welche Wendung wohl dieser Krieg nehmen werde, auf seiner Seele. Blieben die Franzosen auch in die-sem Kampf Sieger, so war auf lange Zeit jede Hoffnung zur Befreiung Deutschlands verschwunden, und wurden sie dort im hohen Norden vernichtet, welch Schicksal theilte dann sein Sohn?

Diese Gedanken, die dem Grafen immer wiederkehrten und die selbst der Anblick des heiteren, schönen, sich schnell entwickelnden Kindes nicht zerstreuen konnte, raubten ihm die milde, gleichmäßige Stimmung, die sonst in jedem Kum-mer ihn zur Stütze und zum Troste seiner Familie machte, und er war viel allein, um nicht durch seinen Trübsinn den Kummer der Andern zu erhöhen.

Jetzt erfuhr man durch die Zeitung, daß eine große, furchtbare Schlacht bei Borodino geschlagen war, worin sich die Franzosen Sieger nannten und in deren Folge Moskau in ihre Hände fallen mußte. Ein zwiefaches Entsetzen er-regte diese Nachricht in dem Grafen. War dann auch Ruß-land verloren? Und was war in dieser entsetzlichen Schlacht aus Evremont geworden? Denn von ihm trafen keine Nach-richten ein.

Aber noch ein Mal sollte der Balsam des Trostes die ge-ängstigten Herzen erquicken. Ein Courier, der nach Paris



eilte, ein Bekannter Evremonts, erfüllte sein dem Freunde gegebenes Versprechen. Er machte einen unbedeutenden Umweg und stieg einen Augenblick bei dem Grafen ab, um den bekümmerten Eltern ein Paket von der Hand des geliebten Sohnes zu übergeben und zu versichern, daß er ihn gesund verlassen habe, ob dieß gleich beinah ein Wunder zu nennen sei, weil er sich rücksichtslos allen Gefahren des furchtbarsten Kampfes ausgesetzt habe.

In Evremonts Briefen war der Eindruck nicht zu verkennen, den die neuesten Ereignisse auf seine Seele gemacht hatten. Sie waren ernst, und kein Strahl der jugendlichen Heiterkeit leuchtete darin, womit er sonst von überstandenen Gefahren sprach. Nach der Erwähnung des Kampfes bei Borodino sagte er: Ich habe viele Schlachten mitgefochten und habe den Tod in den Reihen der Krieger wüthen sehen, aber niemals bin ich Zeuge so entsetzlichen Blutvergießens gewesen, und ob wir gleich Sieger sind, so glaube ich doch, daß, wenn wir noch öfter ähnliche Schlachten erleben sollten, selbst das große Genie des Kaisers nicht hinreichen würde, um Mittel aufzufinden, bei so großen Opfern, wie solche Siege sie erfordern, nicht unterzugehen.

In mir, fuhr er fort, wurden während der Schlacht und nach dem Kampfe, außer der Theilnahme an dem allgemeinen Leiden, noch Empfindungen erregt, die einen so tie=

sen Eindruck auf mein Gemüth gemacht haben, daß ich mich seitdem ernster fühle und daß es mir wenigstens jetzt noch scheint, als ob die Heiterkeit der Jugend dadurch auf immer in meiner Seele untergegangen sei. Der Kampf hatte schon einige Stunden gewährt, die feindlichen Kugeln streckten ganze Reihen nieder. Ein Regiment in der Nähe des meinigen war beinah vernichtet, als es den Befehl erhielt, sich mit meinen Truppen zu vereinigen und unter meiner Anführung weiter zu kämpfen. Der einzige übrig gebliebene Offizier führte mir den schwachen Rest seiner Mannschaft zu, und indem er sich mir näherte, um meine Befehle zu vernehmen, und ich, indem ich sie ihm geben wollte, ihn anblickte, erkannten wir uns beide und erblichen in demselben Augenblick, er vielleicht aus Schrecken, wie er mich erblickte, ich aus Abscheu und Entsetzen, denn es war Lamberti, der in Gemeinschaft mit seinen Brüdern mich hatte ermorden wollen, mit denen er mich wahrscheinlich in der Ueberzeugung verlassen hatte, daß ich wirklich todt sei, als Ihre Menschenliebe, mein theurer Vater, den schwach glimmenden Funken des Lebens in meiner Brust bewahrte, wie Sie mich, nachdem Jene entflohen, im Walde in Schlesien fanden. Wir starrten uns beide einige Augenblicke schweigend an. Endlich faßte ich mich und sagte ihm: Wir haben uns vielleicht über die Vergangenheit gegen einander zu erklären, doch ist dazu jetzt nicht der Au-

genblick; Sie sind mir zugeordnet und wir bekämpfen heute in Eintracht den gemeinschaftlichen Feind. Er beugte sich ohne weitere Antwort und vernahm eben so stumm meine Befehle, die ich kaum noch Zeit zu ertheilen hatte, als unsere gemeinschaftlichen Regimenter zu einem neuen Angriff beordert wurden. Wir stürmten von Neuem auf die Feinde, und ich hatte Gelegenheit zu bemerken, wie dieser Lamberti mit Löwenkühnheit allen Gefahren Trotz bot, und ich mußte wenigstens den unbeugsamen Muth eines Menschen bewundern, den ich sonst alle Ursache hatte zu verabscheuen. Zuletzt in der Hitze des Gefechtes hatte ich ihn aus den Augen verloren und ich mußte ihn für todt oder verwundet halten, und konnte, da der Kampf bis zum Abend fortwüthete, nicht weiter an ihn denken. Endlich endigte die Nacht das mörderische Gefecht; die Russen zogen sich zurück und wir blieben Herren des blutigen Feldes. Nach einer kurzen Erholung, als kaum der Morgen dämmerte, führten mich Dienstgeschäfte nach der Gegend des Schlachtfeldes zurück. Mein entsetzten Augen suchten den gräßlichen Anblick zu vermeiden, ich bog mit meinen Begleitern etwas seitwärts, wi wollten ein kleines Gebüsch umreiten, als ein Ton unser Oh traf, der uns alle zugleich erbeben machte. Es war ei menschliches Geheul; aber wenn das Wehklagen der Verwun deten, die nicht alle zugleich versorgt werden konnten, scho

herzzerreißend war, so drückte sich in diesem Tone eine so gräßliche Verzweiflung aus, daß sich die Haare unseres Hauptes empor sträubten. Nach kurzem Besinnen näherten wir uns dem Orte, woher die Töne kamen, und fanden im Gebüsch Lamberti so gräßlich verstümmelt, daß mein Herz erkranken würde, wenn ich es beschreiben wollte. Gott weiß, daß bei diesem entsetzlichen Anblick jedes andere Gefühl als das des Mitleids aus meiner Brust schwand. Ich näherte mich dem Unglücklichen, und wollte ihm Trost und Hülfe bringen. Mit wahnsinniger Verzweiflung blickte er mir in die Augen und rief: Kommst Du Dich daran zu weiden, daß ich verdammt bin? Ja wisse es, schon Einer ist zum Abgrunde der ewigen Qual hinunter gefahren, zur Strafe, daß wir Dir Dein armseliges Leben rauben wollten. Mein Bruder starb ohne Vergebung der Sünden und ist ewig verloren, und auch ich muß so schrecklich büßen. Unglücklicher, ich vergebe Dir von ganzem Herzen, sagte ich auf's Heftigste bewegt. Mir hilft Deine Vergebung nicht, rief er in höchster Verzweiflung, Du hast kein Recht mir meine Sünden zu vergeben; ich habe nicht meine Missethat gebeichtet, mir fehlt die Absolution des Priesters. Meine Kraft strömt aus allen meinen Wunden, und der Trost der Kirche lindert nicht meine Qual. Ich athme das Leben aus und die Seele fährt zum Abgrunde hernieder!

Ich fühlte wohl, daß es vergeblich sein würde, ihm in seinen letzten Augenblicken andere Begriffe von der Gnade Gottes beibringen zu wollen, als die ihn durch sein ruchloses Leben begleitet hatten. Wie die meisten Italiener war er fest überzeugt, daß er ohne Vergebung der Sünden durch den Mund eines Priesters ewig verloren sei. Ich erinnerte mich, daß ich einen polnischen Geistlichen bemerkt hatte, der französisch redete und die fromme Pflicht ausübte, den Sterbenden Trost zuzusprechen. Ich bat den mit Verzweiflung Ringenden sein Gemüth zu beruhigen, weil ich mich bemühen wolle, ihm geistlichen Trost zu verschaffen, und ließ einige meiner Begleiter bei ihm, denn sein Zustand war so schrecklich, daß ihn Niemand aufheben, ja daß man ihn kaum berühren konnte, und er muß eine ungewöhnliche Lebenskraft besessen haben, daß er nicht schon geendet hatte, ehe wir ihn fanden. Ich war glücklich genug den Geistlichen nicht sehr weit von dem Orte zu treffen, wo Lamberti lag, und ich führte ihn von einem Todten hinweg, dessen letzte Augenblicke er erleichtert hatte, zu einem Sterbenden, dessen Seele schwarze Thaten belasteten. Als Lamberti den Priester in meiner Gesellschaft erblickte, milderte sich der Ausdruck der Verzweifluug in seinen Zügen; der fromme Vater aber schauderte, als er den verstümmelten Krieger erblickte. Ich entfernte mich mit meinen Begleitern so weit, daß Lamberti,

ohne von uns gehört zu werden, seine Beichte ablegen konnte, die der Geistliche selbst abkürzte, denn es war deutlich, daß sein Ende nahe war. Ich sah aus der Ferne, wie er dem Sterbenden Absolution und Segen ertheilte, worauf er sich dem Orte näherte, wo ich ihn erwartete. Thränen glänzten in den Augen des Geistlichen, als er mir sagte: Kommen Sie und sprechen Sie es jetzt aus, daß Sie dem Unglücklichen den beabsichtigten Mord vergeben, damit seine Seele in Frieden scheiden möge. Ich zögerte nicht und wurde von Wehmuth überwältigt, als ich in den nun ruhigen Zügen des bleichen Gesichtes den Ausdruck wiedererkannte, der früher mein Herz zur Liebe bewegt hatte. Alle niederen Leidenschaften waren nun geschwunden. Vergib mir jetzt, Adolph, sagte er mit demselben weichen Tone der Stimme, der früher mein Herz traf, und füge Deine Verzeihung der Vergebung der Sünden hinzu, womit Christi Stellvertreter mein Herz erleichtert hat. Du bist gesund und glücklich, und sieh, ich bin hart gestraft für den versuchten Mord. Die letzten Worte sprach er schon mit schwindender, dahinsterbender Stimme. Antonio! rief ich mit dem wahrsten Gefühl, ich vergebe Dir von ganzem Herzen. O! möchtest Du leben, daß ich Dich davon überzeugen könnte. Ein mattes Lächeln schwebte um den blassen Mund. Er versuchte es vergeblich die Hand zu mir zu erheben, ein dumpfes Röcheln tönte aus der schwer ath-

menden Brust, ein leichtes Zucken überflog das Gesicht, und das Dasein des Unglücklichen war geendigt. Als er gestorben war, ließ ich den Leichnam aufheben, um ihn zu beerdigen, wobei der Priester, so weit es sich auf der Stelle thun ließ, alle frommen Gebräuche beobachtete. Nachdem auch diese Pflicht erfüllt war, fragte ich den Geistlichen, ob ihm Lamberti nicht die Ursache vertraut hätte, weßhalb er und seine Brüder mir nach dem Leben getrachtet hätten, zu einer Zeit, wo sie mir die innigste Freundschaft bewiesen. Der gute Vater sagte mir, daß er alle näheren Erörterungen vermieden habe, um den Sterbenden noch mit dem Troste der Kirche stärken zu können, weil er es erkannt habe, daß das Leben des Sünders nur noch wenige Minuten währen konnte. Ich mußte mich also beruhigen und werde es nun wahrscheinlich niemals erfahren, was Menschen, die mir so oft die zärtlichste Freundschaft schwuren, bestimmen konnte, so grausam und treulos gegen mich zu verfahren. Es ist gewiß, daß der Anblick eines Schlachtfeldes, wo der Tod eben so furchtbar gewüthet hat, uns das Leben des Einzelnen nicht so bedeutend erscheinen läßt, und wir würden uns selbst als engherzig und kleinlich verachten müssen, wenn in solchen Augenblicken Beleidigungen, die wir erfahren haben, Verrath, der an uns geübt wurde, uns so wichtig erschiene, wie in friedlichen Stunden in unsern ruhigen Häusern; und so war es

auch ohne Zweifel meine wahrste Empfindung, die die aufrichtigste Versöhnung mit dem sterbenden Lamberti aussprach, und doch fühle ich nun bestimmt, da ich ruhiger geworden bin und der Anblick seines Leidens mich nur noch in der Erinnerung bewegt, daß ich ihm mit dem besten Willen nicht Wort halten könnte und alles, was ich, lebte er noch, für ihn thun möchte, würde doch gewissermaßen Heuchelei sein, denn das Zutrauen, die Liebe und Achtung gegen ihn sind auf ewig in meiner Brust vernichtet, so daß auch die wahrste Reue sie nicht wieder in mir zu wecken vermöchte. Diese Betrachtungen sind niederschlagend, denn sie belehren mich, daß die edelsten Empfindungen eben so flüchtig durch unsere Brust ziehen, wie die engherzigen, selbstsüchtigen, und daß der Mensch einer großmüthigen Erhebung über alle seine Schwächen nur in einzelnen Augenblicken fähig ist.

Noch viele ähnliche Betrachtungen enthielten Evremonts Briefe, die von einer ernsten Stimmung seiner Seele zeugten, und die Worte der Liebe, die er sonst voll freudiger Hoffnung aussprach, klangen dieß Mal wehmüthig, so daß dieses Schreiben nach der ersten Freude die Familie des Grafen in eine trübe Stimmung versetzte, die in demselben Maße zunahm, als sich die Zeit ausdehnte, in der sie ohne alle Nachricht blieben. Moskau war in Napoleons Hände gefallen, ohne daß eine Sylbe von Evremont seine Freunde über

sein ferneres Schicksal beruhigt hätte. Eine drückende Schwüle lag auf allen Gemüthern, während Napoleon in der alten Hauptstadt Rußlands weilte. Endlich ward ein Rückzug angetreten, den so schauderhaftes Elend begleitete, daß die Herzen derer erbebten, die die unermeßlichen Leiden in der Ferne vernahmen, durch die ein so großes Heer vernichtet wurde.

Jetzt erfuhr die Gräfin, daß es noch neue Qualen für sie gab, deren furchtbaren Schmerz sie in ihrem leidenschweren Leben nicht kennen gelernt hatte. Sie wagte nicht zu hoffen, daß der schrecklichste Tod, der so viele Tausende dahin gerafft, ein ihr so theures Haupt verschont haben würde. Die Angst preßte ihr Herz zusammen, und dennoch wagte sie nicht die Qual auszusprechen, die sie erlitt, denn es schien ihrer peinlich gereizten Phantasie, sie könne den Sohn dadurch tödten, wenn sie nur die Möglichkeit seines Todes ausspräche. Zuweilen zeigten ihn ihr fieberhafte Träume lebend, und ihre Seele bebte schaudernd vor dem Anblick zurück, den ihr solche Träume boten. Das bleiche, starre Antlitz des geliebten Sohnes blickte dann mit Todesschmerz auf die verzweifelnde Mutter, und die von dem Elend verwüstete Gestalt erschien ihr in einer schmählichen Erniedrigung, die dem Zustande des jungen Wertheim und seines Freundes glich, wie ihn der Graf beschrieben hatte, als sie dem Tode nahe von dem Grafen auf seinen heimischen Ber-

gen gefunden wurden. Auch der Graf versank in düstre Schwermuth. Alle Versuche, Nachrichten über Evremont einzuziehen, waren vergeblich gewesen, und die Furcht, daß das blühende Leben des geliebten Sohnes unter dem rauhen Himmel Rußlands erloschen sei, wurde beinah Gewißheit in seiner Seele. Aber auch er schwieg über seinen Gram, er wollte nicht den letzten Funken der Hoffnung in dem Herzen seiner Gattin tödten. Doch oftmals verschleierten Thränen sein Auge, die er nicht unterdrücken konnte, wenn er den kleinen Adalbert, Evremonts Sohn, auf seinen Knieen hielt, und aus dem kleinen Gesicht das dunkle Auge des Vaters ihn sinnig anblickte, und rosenrothe Lippen in Evremonts herzgewinnendem Lächeln die milchweißen Zähnchen entblößten.

So tief bekümmert Emilie auch war, so genoß sie dennoch das schöne Vorrecht der Jugend, lebendig zu hoffen in jedem Drangsal des Lebens. Oft zwar benetzte sie mit heißströmenden Thränen das liebliche Kind, das dann mit ihr zu weinen begann, ohne ihren Kummer begreifen zu können; aber öfter noch sprach sie dem Kleinen vor, wie schön Alles umher sein würde, wenn der Vater erst zurück käme, und der Kleine lallte lächelnd, an ihren Busen gelehnt, den Namen Vater und erfüllte das Herz der Mutter mit wehmüthigem Entzücken.

Die schwesterliche Freundin der Gräfin, die zärtliche

Adele, war mit ihr vereinigt geblieben, und sie war die einzige, die standhaft an Evremonts Erhaltung glaubte und durch die Zuversicht, mit der sie seine Rückkunft erwartete, oft dazu beitrug, den Muth der Andern wieder zu beleben, wenn er ganz ersterben wollte.

So war ein trüber Winter vergangen, und die Wendung, die die öffentlichen Angelegenheiten genommen hatten, lenkte wenigstens zuweilen die Gedanken des Grafen von seinem persönlichen Kummer ab. Preußens König rief die waffenfähige Jugend auf, sich um ihn zu versammeln, und wie ein elektrischer Schlag traf dasselbe Gefühl alle Herzen. Nun sollte wirkend in's Leben treten, was lange vorbereitet war und der Graf erfuhr, daß auch sein Vetter, der Graf Robert, die bewaffneten und wohlgeübten jungen Landleute seinem Könige zugeführt habe, und daß ihn seine Freunde, Wertheim und Lehndorf, auf diesem rühmlichen Zuge begleiteten.

So eifrig die Deutschen sich gegen Napoleon zu vereinigen strebten, eben so große Thätigkeit entwickelte aber auch er, und mit dem neuen Frühlinge strömte ein neues französisches Heer über den Rhein, und harte Kämpfe entflammten stets von Neuem den Muth der Krieger, und mit angstvoller Spannung erwarteten die Völker die Entscheidung ihres Geschicks.

X.

Endlich war der entscheidende Schlag gefallen. Die große, blutige, folgenreiche Schlacht bei Leipzig war geschlagen. Die Franzosen mußten der von Vaterlandsliebe erregten Begeisterung weichen und wurden über den Rhein zurückgedrängt. Doch ehe sie diesen Strom erreichen konnten, mußte Napoleon noch ein blutiges Gefecht bestehen, wo Tapferkeit mit Tapferkeit sich maß, und endlich sahen die deutschen Völker ihren Boden von fremden Bedrückern befreit, und im Taumel der Siegesfreude vergaßen sie willig die schweren Opfer, die sie für diese Befreiung dargebracht hatten.

Seit dem letzten Kampfe bei Hanau fielen noch täglich kleine Gefechte vor mit versprengten französischen Truppen, die noch nicht über den Rhein zurück gekonnt hatten, und viele dieser kleinen Corps wurden von den Deutschen weit seitwärts gedrängt, und mußten oft mit einer überlegenen Macht kämpfen und zuweilen fast untergehen, ehe sie einen Punkt fanden, wo sie durch erkaufte Schiffer oder andere Mittel über den Rhein nach Frankreich zurück gelangen konnten. Auch in der Nähe des Landsitzes, wo der Graf Hohenthal mit seiner Familie lebte, hallten oft die Berge den Donner des Geschützes zurück, und als dieser endlich schwieg, hörte man doch noch täglich kleines Gewehrfeuer, oft ganz in der Nähe des friedlichen Wohnsitzes. Unter solchen Um-

ständen fand es der Greis Dúbois angemessen, alle Pforten und Thore wohl verschlossen zu halten, und es war sein strenger Befehl, Niemandem, der klopfen möchte, zu öffnen, ohne ihn vorher zu rufen, damit er erst vernehmen könne, ob Freund oder Feind Einlaß begehre. In den ersten Tagen des Novembers war die Familie des Grafen wieder geängstigt worden, weil man gegen Abend ganz in der Nähe hatte schießen hören, und Dúbois hatte an diesem Tage seine Vorsicht verdoppelt. Die Dämmerung des Abends wich beinah der Dunkelheit der Nacht; ein leichter Nebel schwebte über dem Rhein und deckte die Häupter der gegenüber liegenden Berge. Die Familie des Grafen war in einem Saale versammelt, dessen bis auf den Boden reichende Fenster nach dem Garten zu gingen. Die milde Luft lockte zuweilen ein Mitglied derselben hinaus auf eine kleine Terrasse, die längs den Fenstern hinlief, und wenn die Thüre zu diesem Zweck geöffnet wurde, strömte der Duft von Reseda und spät blühenden Blumen in den Saal, wo ein schwaches Kaminfeuer brannte. Der Antheil, den Alle an der Befreiung Deutschlands nahmen, erfüllte doch, wie lebhaft er auch sein mochte, nicht so ganz ihr Herz, daß nicht auch die Trauer über den abwesenden Sohn und Gatten, über dessen Schicksal ein düsteres Schweigen ruhte, Raum darin behalten hätte, und so wechselten Gespräche über die nächsten Hoffnungen des Va-

terlandes und über Evremont mit einander abwechselnd ab, und obgleich nichts vorgefallen war, was die Sorge über sein Geschick hätte lindern können, so schlich doch die Hoffnung leise in jedes Herz; denn es ist ein im Gefühl ruhender Glaube, daß eine glückliche Begebenheit ein Unterpfand sei, durch das uns das Schicksal verbürge, daß sich nun Alles zu unserm Heile gestalten werde.

Diese friedlichen Gespräche wurden plötzlich durch ein lautes Klopfen an die äußere Pforte unterbrochen. Der Einlaß Begehrende schien ungeduldig, denn er wiederholte nach kurzen Zwischenräumen lauter und heftiger die Schläge mit dem metallenen Klopfer an das Thor, so daß der Schall weit durch die Nacht tönte.

Dübois, in dem diese Zeichen der Ungeduld Besorgniß erregten, näherte sich in Begleitung des Gärtners und eines starken, breitschultrigen Bedienten dem Thore, und gab dem Gärtner den Auftrag zu fragen, Wer draußen sei und Einlaß begehre, und er hoffte, daß dessen tiefe Baßstimme dem etwaigen Feinde Achtung einflößen würde, indem er daraus schließen werde, daß wehrhafte Männer vorhanden wären, die das Haus gegen eine geringe Anzahl zu vertheidigen im Stande wären. Um Gottes Willen macht doch auf, rief eine etwas kreischende Stimme in Thüringer Mundart von draußen, und gebt christlichen Menschen eine vernünftige

Antwort. Ueberrascht horchte Dùbois auf diese Töne; doch wollte er seinem Ohre nicht trauen und befahl dem Gärtner leise, noch ein Mal zu fragen, wie viel Personen Einlaß begehrten. Für jetzt bin ich allein, lautete die ungeduldige Antwort, und ich begehre nichts von Euch, als daß Ihr mir aus Menschenliebe gegen gute Bezahlung einen Boten verschafft, der mich und meine Begleiter, die wenige Schritte von mir sind, nach dem Wohnorte des Grafen Hohenthal führt.

Alle Zweifel waren bei dem würdigen Haushofmeister verschwunden. Mit freudiger Eile wollte er selbst den schweren eisernen Riegel zurückschieben, doch seine schwachen zitternden Hände verursachten nur eine unnütze Verzögerung, da drängte der starke Bediente ihn hinweg und schob mit unbedeutender Anstrengung das Eisen zurück, worauf sich das Thor öffnete und der Außenstehende das silberweiße Haupt des Greises erblickte. Dùbois, werther alter Freund, rief er in freudiger Ueberraschung, indem er den Haushofmeister mit solcher Gewalt in seine Arme schloß, daß der entkräftete Alte nur mühsam die Worte an seiner Brust keuchte: Bester Herr Doktor, gewiß ich bin entzückt, aber Sie werden mich ersticken. Erschrocken ließ der Arzt, denn es war Niemand anders als der würdige Doktor Lindbrecht, den Greis plötzlich aus seinen Armen los, der in Folge die-

ser unerwarteten Befreiung beinah zu Boden getaumelt wäre, und streckte ihm die Hand entgegen. Dübois senkte seine schmale Hand in die kräftige des Arztes und empfand einen Druck der Freundschaft, der ihm Thränen des Schmerzes aus den Augen preßte. Doch überwand der höfliche Franzose dieß neue Ungemach und erwiederte das Zeichen der Liebe so stark er es vermochte.

Ist dieß der Wohnsitz des Grafen? fragte endlich der Arzt, nachdem er sich von seiner freudigen Ueberraschung erholt hatte. Gewiß, erwiederte Dübois, und den Herrn Grafen wird Ihre unvermuthete Ankunft höchlich erfreuen. Ich komme nicht allein, versetzte der Arzt mit listigem Lächeln; ich komme mit Freunden und auch mit Feinden, und sehen Sie, alter Freund, da sind sie schon. Ich war nur voran geeilt, weil ich hier Licht erblickte, wollte die nöthigen Erkundigungen einziehen und fand mich unvermuthet im Hafen. Mit einem kräftigen Schlage auf die Schulter verließ er den Alten und eilte den Ankommenden entgegen. Obgleich Dübois den Sinn der Rede des Arztes nicht verstanden hatte, so war er doch überzeugt, daß keine Gefahr zu besorgen sei, und erwartete also im offenen Thore neugierig die Ankommenden, denen der Arzt schon von fern entgegen rief: Nur hieher, hier ist das Land der Verheißung, hier ist der Wohnort des Grafen. Eine dunkle Masse

näherte sich und Dübois vernahm deutlich das Klirren der Schwerter, und seine Besorgnisse erwachten von Neuem. Endlich konnte man die Ankommenden unterscheiden. Ein junger Mann schwang sich vom Pferde und Dübois, der von einer freudigen Ueberraschung zur andern überging, fand sich in den Armen Gustav Thorfelds, den er in dem jungen Krieger erkennen mußte. Auch der Graf Robert drückte die Hand des vor Freude weinenden Alten, der endlich, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, Alle einzutreten bat und dem Grafen die Freude zu gewähren, einen theuern Verwandten zu umarmen und werthe Freunde zu begrüßen.

Noch einen Augenblick gewartet, rief der Arzt, dort kommt unser Gefangener. Haben Sie einen französischen Gefangenen in Ihrem Gefolge, fragte Dübois mit Theilnahme. Freilich, freilich, sagte der Arzt, wir kommen nicht mit leeren Händen, und, fuhr er fort, indem er die kleinen Augen halb zudrückte und den Greis listig lächelnd anblinzelte, strengen Sie einmal Ihren Scharfsinn an, und errathen Sie, Wen wir bringen. Dübois dachte flüchtig an Evremont, aber überzeugte sich sogleich, daß dieß unmöglich sei, und sagte daher seufzend: Wie kann ich wissen, wer von den Franzosen in Ihre Hände gerathen ist. Wer anders, antwortete der Arzt, als der General, der sich damals auf Schloß Hohenthal so viele ungebührlichen Freiheiten her=

ausnahm, bis es sich ergab, daß er ein alter Freund des Grafen war. Wie, der General Clairmont? rief Dúbois erstaunt. Derselbe, sagte der Arzt, und hier ist der junge Held, der ihn gefangen genommen hat und dem er sein Leben verdankt. Durch einen Schlag auf Thorfelds Schulter bezeichnete er diesen als den Gegenstand seines Lobes.

Während dieses kurzen Gesprächs hatte sich ein Wagen unter der Bedeckung von einigen Kriegern genähert, der in den Hof fuhr. Mühsam stieg der General Clairmont ab, wobei ihn der Graf Robert und Thorfeld unterstützten. In Folge eines starken Blutverlustes war er sehr bleich und ermattet; den Arm trug er in der Binde. Er erkannte Dúbois sogleich und bat ihn, ihm ein ruhiges Zimmer anzuweisen, wo er sich erholen könne, und den Grafen zu bitten, ihn erst morgen sprechen zu wollen, weil er sich heute zu entkräftet fühle. Dúbois eilte mit gewohnter Gutherzigkeit diese Wünsche zu erfüllen, und der Graf Robert sendete die militairische Bedeckung nach dem Dorfe zurück, wo seinen übrigen Truppen die Nachtquartiere angewiesen waren, und Alle setzten sich in Bewegung, um den Grafen freudig zu begrüßen.

Das verworrene Getöse im Hofe, das sich nun auch im Hause verbreitete, begann die Familie des Grafen zu beunruhigen. Der Graf hatte einige Male die Klingel gezogen,

um von den Bedienten Auskunft zu erhalten. Da aber die Neugierde alle um die Ankommenden versammelt hatte, so erschien Niemand auf den Ruf der Glocke, und als nun auch im Vorzimmer ein lautes Geräusch von Eintretenden und klirrenden Sporen entstand, eilte der Graf mit einiger Bestürzung auf die Thüre zu, indem sie sich eben öffnete und der Graf Robert mit inniger Freude seinen Oheim zu umarmen eilte. Kaum von seiner angenehmen Ueberraschung etwas zu sich selbst gekommen, bemerkte der Graf den jungen Thorfeld, der bescheiden seitwärts stand. Er wollte ihn eben freundlich begrüßen, als er daran durch den Arzt verhindert wurde, der sich vordrängte und in doppelter Hinsicht das Erstaunen des Grafen erregte. Er hatte es nicht erwartet, daß sich der Doktor Lindbrecht von seiner Braut trennen und an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen würde; deßhalb setzte es ihn in Erstaunen, ihn in der Gesellschaft seines Vetters zu erblicken, aber mehr noch, als sein Erscheinen selbst, erregte die Art, wie er auftrat, die allgemeine Verwunderung. Der Krieg, die Gefahren der Schlachten hatten einen ganz neuen Menschen aus dem Arzte gemacht. Er hatte es angemessen gefunden, den feinen Weltton, in dessen Besitze er zu sein vermeinte, mit den freieren Sitten des Soldaten zu verbinden, wie er sich überhaupt ein kriegerisches Ansehen zu geben gesucht hatte. Ein an=

sehnliches Schwert hatte er um seine Hüften gegürtet, einen Stutzbart hatte er sich wachsen lassen; sein von der Luft gebräuntes Gesicht trug er mit einer ihm sonst fremden Dreistigkeit emporgerichtet, und dieß alles machte einen so überraschend komischen Eindruck, daß selbst der Graf, wie ernst er auch in der letzten Zeit immer gestimmt war, sich des Lächelns nicht erwehren konnte. Dabei erhob der Arzt seine Stimme jetzt mehr, als früher, wodurch sie oft in ein unangenehmes Kreischen überging; er trat fester auf als ehedem und hatte es nicht ungern, wenn Schwert und Sporen bei jeder Bewegung klirrten.

Es waren endlich viele eilige Fragen von allen Seiten beantwortet worden. Der Graf hatte erfahren, daß sein Vetter ganz in seiner Nähe ein kleines Gefecht mit einem französischen Haufen bestanden hatte, der ihm seitwärts in den Schluchten, die die Berge bildeten, entkommen war, daß er sich während dieses Gefechtes von Thorfeld getrennt gefunden, aber bald durch schnell aufeinander folgende Schüsse wieder auf seine Spur geführt worden sei, und eben, als er hinzugekommen, habe sich ein hitziges Gefecht siegreich für seinen jungen Freund geendigt, der das Leben eines französischen Generals dabei gerettet, den eben Wertheim in der Wuth des Kampfes habe niederhauen wollen. Der General, der in Folge starken Blutverlustes beinah ohnmächtig



gewesen sei, habe sich ihm hierauf ergeben, und, schloß der Graf Robert seinen Bericht, nachdem die kunstfertige Hand unsers heldenmüthigen Arztes seine Wunden verbunden hatte, schafften wir einen Wagen und brachten unseren Gefangenen hieher unter Ihr gastliches Dach, weil wir um so mehr eine freundliche Aufnahme für ihn hofften, da wir Ihnen in seiner Person einen alten Freund zu führen.

Wer ist es? fragte der Graf, von Neuem in Verwunderung gesetzt.

Wer wird es sein, rief der Arzt, sich mit der Antwort vordrängend, als der unbescheidene Mann, der mit seiner lustigen Begleiterin damals das ganze Schloß Hohenthal in Besitz nahm, der mir geradezu in's Gesicht lachte wegen meiner französischen Aussprache. Ei! er dachte damals nicht, daß ihm mein Anblick noch einmal so tröstlich sein würde.

Wie, Clairmont! rief der Graf. Derselbe, erwiederte sein Vetter. Da ihn der Arzt erkannte und wir die Absicht hatten, Sie, bester Oheim, auf diese Nacht zu besuchen, so brachten wir ihn hieher, wo er hoffen darf, allen Beistand zu finden, den er bedarf.

Der Graf wollte seinen Freund sogleich besuchen; da man ihm aber mittheilte, daß der General diesen Abend allein zu bleiben wünsche, um sich zu erholen, so fügte er sich in den Willen seines Freundes und überließ es Dübois, für

dessen Bequemlichkeit zu sorgen. Doch befolgte er den Wink des Arztes und schickte nach einem geschickten Wundarzte, denn der Doktor Lindbrecht erklärte, daß er morgen mit den Truppen weiter rücken würde und also für den General nichts weiter thun könne, als am nächsten Morgen den Verband erneuern, denn seine Pflicht rufe ihn hinweg.

Die durch vielfache Ueberraschungen erregte unruhige Bewegung der Gemüther hatte sich gelegt. Die Freunde freuten sich ruhiger des kurzen Beisammenseins, und auch die Frauen nahmen Theil an den Gesprächen. Man erfuhr nun, daß der Graf Robert auf dem Marsche begriffen sei, um mit einer Abtheilung preußischer Truppen sich zu vereinigen, daß er hoch erfreut gewesen, als er erfahren, daß die ihm anbefohlne Richtung nah bei des Grafen Wohnsitz vorbeiführe, daß er seine Einrichtungen so getroffen, daß er einige Stunden früher hätte eintreffen können, wenn das Gefecht nicht einen Aufenthalt verursacht hätte.

Die Gesellschaft saß endlich ruhig um den Kamin und Thorfeld hatte sich des schönen Kindes bemächtigt, dessen Aehnlichkeit mit Evremont, den er aufrichtig liebte, ihn innig bewegte; doch hielt ihn seine Bescheidenheit zurück, nach dem Freunde zu fragen, der ihm auf Schloß Hohenthal so viel Wohlwollen bewiesen hatte. Aus seinen Armen nahm der Graf Robert den kleinen Adalbert, und indem er ihn



herzlich küßte, pries er laut seine auffallende Schönheit, worüber die Mutter aus innerer Freude sanft erröthete. Der Kleine hatte nicht die gewöhnliche Blödigkeit der Kinder; er wuchs unter Erwachsenen auf und war es gewohnt, fremde Gesichter zu sehen. Als aber auch der Arzt ihn an sich riß und ihn mit halb geschlossenen Augen anblinzte, dann einen heftigen Kuß auf seine Wange drückte, wobei der scharfe Bart ihn unsanft berührte, da verzog sich der liebliche Mund des Knaben zum Weinen und er streckte die kleinen Arme Hülfe suchend nach der Mutter aus.

Der Graf konnte seine wehmüthigen Gefühle nicht beherrschen; er dachte mit Schmerzen an Evremont, als er dessen Sohn von allen Freunden geliebkoset sah. Er war aufgestanden und trat auf die Terrasse hinaus, um sich unbemerkt seinem Kummer zu überlassen. Sein Vetter folgte ihm und fragte in leisem, ängstlichem Tone: Haben Sie Nachrichten von Adolph, bester Onkel? Seit der Schlacht von Borodino keine, antwortete der Graf, indem er die Hand des Verwandten heftig drückte. Ich fürchte, setzte er mit beinah versagender Stimme hinzu, ich fürchte, wir werden nie mehr Nachrichten von ihm hören. Um Gottes Willen, hegen Sie nicht solche Gedanken, rief sein Vetter im wahrsten Mitgefühl; der Himmel erhält ihn Ihnen gewiß. Es wäre zu hart, wenn Sie, theurer Onkel, der Sie so viel

Glück und Segen um sich verbreiten, so schmerzlich verwundet werden sollten. Laß uns davon schweigen, sagte der Graf sich ermannend, ich zeige seiner Mutter und Gattin nie meinen Schmerz; ich spreche zu ihnen immer nur von Hoffnungen, die ich oft selbst nicht mehr den Muth habe zu hegen. Aber Du kannst es der Mutter ansehen, ihr Leben hängt an diesem zarten Faden; die Gewißheit, daß der Sohn dahin ist, führt auch ihren Tod herbei.

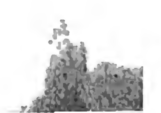
Es ist wahr, sagte der Graf Robert, ich finde die Tante sehr verändert. Wir haben vielen Kummer in dieser Zeit erduldet, antwortete der Graf seufzend, indem er mit dem Vetter in den Saal zurück trat, wo er den Arzt mit auffallend lauter Stimme sprechen hörte.

Die Gräfin hatte sich während der Abwesenheit beider Grafen nach der Familie des Predigers erkundigt, und zur Verwunderung der Frauen hatte diese Frage den Arzt in so heftigen Zorn versetzt, daß die kleinen Augen funkelten und die gebräunten Wangen sich dunkel rötheten. Ich werde nie mehr ohne Zorn an meinen ehemaligen Freund denken, hatte er eben heftig geantwortet, und als er den Grafen wieder eintreten sah, wendete er sich sogleich an diesen und rief: Denken Sie, Herr Graf, welch ein schönes Beispiel von Vaterlandsliebe unser Herr Prediger gegeben hat! Ich machte ihm den sehr vernünftigen Plan, er solle uns

als Feldprediger in diesen heiligen Kampf begleiten. So lange er die Sache für Scherz hielt, ging er darauf ein, und da er mit verstellter Ernsthaftigkeit darüber sprach, so glaubte ich seinen trügerischen Werten. Denken Sie sich mein zürnendes Erstaunen; als es nun zum Aufbruch kam, und ich ihm dieses bekannt machte und ihn aufforderte, sich uns anzuschließen, da antwortete mir der Schalk, indem er die dünnen Lippen zu einem spöttischen Lächeln verzog: Sind Sie denn so thöricht gewesen im Ernst zu glauben, daß ich meine Gemeinde verlassen werde? Ich war ganz erstarrt über diese Falschheit, nahm mich aber zusammen und sagte: Auch ich habe hier gleichsam eine Gemeinde, an die meine Pflicht mich bindet. Es kann sein, daß während meiner Abwesenheit Mancher meine Hülfe entbehren und darunter leiden wird, dieß ist ein möglicher Fall: aber mich ruft die Pflicht dahin, wo ich, wie ich gewiß kann, Hunderten, ja vielleicht Tausenden nützlich sein werde. Eben so ist es mit Ihnen. Ein bejahrter Amtsbruder, dem man nicht mehr zumuthen darf, die Beschwerden eines Feldzuges zu theilen, der mag Ihre hiesigen Pflichten mit versehen; darum auf! rüsten Sie sich, und folgen Sie wie ein Mann dem Ruf der Ehre! Sind Sie denn ganz besessen von Ihrer Thorheit? antwortete er mit beißiger Grobheit auf meine wohlgemeinte Rede. Könnte ich es vor meiner zahlreichen

Familie verantworten, wenn ich sie wie ein Unsinniger verlassen wollte? Da der Arzt im Laufe seiner Erzählung immer heftiger wurde, so suchte der junge Thorfeld ihn zu unterbrechen, der sichtlich bei der Anklage des Predigers litt, und sagte: Aber zu berücksichtigen ist es doch gewiß, wenn ein Vater für eine zahlreiche Familie zu sorgen hat.

Weil Sie in die Tochter verliebt sind, antwortete der Arzt ohne schonende Rücksicht, so wollen Sie Ihre falsche Ansicht zur allgemeinen erheben. Der junge Mann schwieg erröthend, und der Arzt fuhr triumphirend fort: Was hat das Vaterland mit seiner großen Anzahl Kinder zu schaffen, und hätten sie nicht alle nützlich beschäftigt werden können? Die erwachsenen Söhne hätten mit in's Feld rücken müssen und die jüngeren hätten mit den Töchtern Charpie bereiten können, wie ich diese heilsame Einrichtung mit meiner Braut und künftigen Schwiegermutter getroffen habe. Die Stimme des Arztes wurde sanfter, als er dieser Personen gedachte, und er fuhr zwar mit Selbstgefühl, aber mit einer Art von Wehmuth fort: und habe ich denn nicht größere Opfer gebracht, als ich ihm zumuthete? Ich habe eine schöne Braut verlassen, die in Schmerz bei unserer Trennung vergehen wollte, aber doch mit Stolz auf mich blickte, daß ich im Stande war, das Vaterland selbst meiner Liebe vorzuziehen. Meine Verwandte und künftige Schwiegermutter weinte, daß





sie im Schluchzen die Sprache verlor, und winkte mir noch tausend Grüße vom Balkon unseres Hauses herab, so lange wir uns sehen konnten. Alle meine Studien müssen unterbleiben, ausgenommen die praktischen, die ich täglich an Verwundeten mache, die mir unter die Hände kommen, und vergeblich ist meine Bibliothek in schönster Ordnung aufgestellt. Mein botanischer Garten wird in meiner Abwesenheit zu Grunde gehen. Den Jammer kann ich mir schon denken, denn die gute Frau, meine Base, versteht nichts davon, und der Schloßgärtner wird nachlässig werden, wenn er sich selbst überlassen bleibt. Und was wäre vergangen oder verloren, wenn der Prediger mit uns gezogen wäre, wie es seine Pflicht war? Würde er nicht Alles wieder gefunden haben, wie er es verließ? Und ist es nicht unendlich schwerer, sich von einer Braut als von einer Frau zu trennen?

Das kommt auf die Ansicht an, sagte der Graf besänftigend. Und wenn Sie auch darin Recht haben, daß es im Allgemeinen nur ein Vorwand der Selbstsucht ist, die keine Opfer bringen will, wenn die Pflichten für die Familie vorgeschoben und als ablehnende Antworten die Redensarten gebraucht werden: ich bin meiner Familie diese Rücksicht schuldig, oder, ich kann dieß vor meiner Familie nicht verantworten, so müssen Sie doch auch bedenken, daß nicht Jedermann

mit solchem Heldenmuth geboren wird, daß es ihm, wie Ihnen, möglich ist, der Pflicht jedes Opfer zu bringen.

Der Arzt wurde durch die Anerkennung seines Verdienstes besänftigt, und die wenigen Worte des Grafen, die ihm schmeichelhaft waren, machten ihn mehr zur Versöhnung mit dem Prediger geneigt, als alle Versuche Thorfelds, der den Geistlichen zu vertheidigen und so die Vereinigung der alten Freunde zu bewirken suchte; und als der Graf im Laufe des Gesprächs noch die Bemerkung machte, daß eine Gemeinde, die von ihrem Prediger verlassen sei, Gefahr laufe, moralisch zu verwildern, so gab der Arzt zu, daß sein Freund andere Pflichten zu erfüllen habe als er, und die Versöhnung ward in seinem Gemüthe beschlossen. Unter andern kleinen Begebenheiten, die der Arzt bei der nun ruhiger fortgesetzten Unterhaltung erwähnte, theilte er auch die Nachricht mit, daß der alte Lorenz wenige Tage vor seiner Abreise völlig kindisch gestorben sei, und fragte, ob der Pfarrer nicht die schuldige Anzeige gemacht habe. Der Graf erwiederte, daß er seit der ersten Bewegung der Truppen gar keine Briefe erhalten habe, und man ging leicht über das Ende eines Menschen hinweg, der durch sein Leben weder Achtung noch Theilnahme verdient hatte.

Adele fragte den Arzt, warum er sich so kriegerisch gerüstet habe, da doch sein Beruf selbst auf dem Schlachtfelde

nur friedlich und heilbringend sei. Meine Absicht ist, erwiederte der Angeredete, Wunden zu heilen und, wenn ich es vermeiden kann, keine zu schlagen, aber, setzte er hinzu, indem er stolz um sich blickte und den Griff seines Schwertes faßte, es ziemt sich in Zeiten der Gefahr, daß der Mann gewaffnet ist, und muß es sein, so werde ich mein Leben theuer verkaufen.

So sehr es dem Arzte mit diesen Gefühlen Ernst war, so hatte doch sein ganzes Thun etwas so Komisches, daß, als er nach seiner Meinung wie ein Held in der Mitte seiner Freunde stand, Niemand eines leichten Lächelns sich erwehren konnte.

Die vorgerückten Stunden der Nacht erinnerten endlich Alle an die Nothwendigkeit einen kurzen Schlummer zu suchen, denn mit dem frühesten Morgen mußte der Graf Robert mit seinen Begleitern aufbrechen, um zur gehörigen Zeit an dem ihm bestimmten Vereinigungspunkte einzutreffen, und man trennte sich mit erneuerten Gefühlen der Freundschaft und des Wohlwollens.

Am andern Morgen war der Arzt der erste, der sich vom Lager erhob, und nachdem er den fremden Wundarzt geweckt hatte, der in der Nacht angekommen war, führte er ihn zum General Clairmont und ließ ihn in seiner Gegenwart den Verband um dessen verwundeten Arm erneuern,

um sich von seiner Geschicklichkeit zu überzeugen. Als das Geschäft zu seiner Zufriedenheit beendigt war, fragte der General finster: Werden Sie mit Ihren Freunden heute noch weiter rücken? In einer halben Stunde, antwortete der Arzt. So empfehlen Sie mich dem jungen Grafen und seinem Freunde, und entschuldigen Sie es, so gut Sie vermögen, daß ich sie nicht vor ihrer Abreise zu sehen wünsche. Es ist nicht Mangel an Achtung, fuhr der General fort, als er die Verwunderung des Arztes bemerkte, es ist meine finstere Stimmung, die mich eine völlige Einsamkeit wünschen läßt, deßhalb entschuldigen Sie mich, ohne Jemanden zu beleidigen.

Der Arzt versprach seinen Auftrag auf die beste Art auszurichten, und der General fuhr fort: Da ich großmüthigen Feinden in die Hände gefallen bin, so besitze ich die Mittel Ihnen ein Andenken anzubieten. Er reichte dem Arzte einen werthvollen Ring, und auf dessen ablehnende Gebehrden setzte er hinzu: Beleidigen Sie mich nicht, indem Sie diese Kleinigkeit ausschlagen; ich will Sie nicht damit belohnen. Es soll Sie dieser Ring nur erinnern, wenn Ihnen andere Franzosen in die Hände fallen, daß ich Sie bitte, diese eben so menschlich als mich zu behandeln. Der General hatte die letzten Worte mit bewegter Stimme und abgewendetem Gesicht gesprochen, und der Arzt nahm den Ring mit dem großmüthigen Gefühl, einen besiegten Feind nicht

kränken zu wollen. Er erhob seine Stimme, um dem General zu versichern, daß jeder Hülfsbedürftige aufhöre sein Feind zu sein. Doch eine unmuthige Gebehrde des französischen Kriegers verschloß ihm die Lippen, und er entfernte sich, als dieser kurz und trocken sagte: Und nun leben Sie wohl, Herr Doktor, und überlassen Sie mich der Ruhe, die ich vielleicht noch durch einige Stunden Schlaf finde.

Auf dem Gange vor den Zimmern des Generals konnte sich der Arzt nicht enthalten, die blinkenden Steine des Ringes zu betrachten und zu berechnen, wie er sie zum Schmuck für seine Braut verwenden wolle, als er in diesen angenehmen Gedanken durch Dûbois gestört wurde, der ihn hier erwartet hatte, um ihm dieselbe Bitte für die verwundeten Franzosen an's Herz zu legen, die der General mit einem so ansehnlichen Geschenk begleitet hatte. Aber, lieber alter Freund, rief der Arzt halb beleidigt, was quälen Sie sich und mich mit so unnützen Sorgen? Ich habe Ihnen ja den Beweis, wie ich handle, recht eigentlich in die Hand gegeben; ich habe Ihnen ja einen verwundeten Franzosen selbst in's Haus gebracht, nachdem ich auf's Beste für ihn gesorgt hatte. Sie haben sich also selbst davon überzeugen können, wie roßmüthig ich unsere heillosen Feinde behandle. Dafür wird Gott Sie segnen, sagte Dûbois mit bewegter Stimme, denn wenn der Krieg auch ein nothwendiges Uebel ist, so

ist die Grausamkeit doch gewiß nie zu entschuldigen. Der Arzt reichte dem Greise zum Abschiede die Hand und drückte dabei dessen Hand so heftig, daß er den Schmerz wieder von Neuem aufregte, der sich bei dem alten Manne seit der nachdrücklichen Begrüßung des vorigen Abends noch nicht aus diesem Gliede verloren hatte.

Als sich der Arzt von Dúbois getrennt hatte, suchte diesen der junge Thorfeld auf, um in der Stille von seinem väterlichen Freunde Abschied zu nehmen. Der alte Mann hatte den jungen Krieger nicht mehr Du nennen wollen und ihn mit Sie angeredet; doch Gustav Thorfeld forderte alle Rechte der Liebe zurück, und man sah, daß es dem Greise erfreulich war, sich wie ein Vater geehrt zu fühlen und das Verhältniß früherer Vertraulichkeit zu erneuern. Ich kann es nicht tadeln, sagte er beim Abschiede dem jungen Mann, daß Du Dein Vaterland zu vertheidigen strebst; aber bedenke, daß Frankreich das meinige ist, wenn Du seinen Boden betreten solltest, und sorge dafür, daß Deine Krieger menschlich verfahren. Thorfeld versprach dieß um so bereitwilliger, da sein eigenes Gefühl ihn aufforderte, Schonung zu üben, wo es sich irgend mit seiner Pflicht vereinigen ließe.

Der Graf Robert hatte von den Frauen Abschied genommen, die noch kaum Zeit gefunden hatten, alle Fragen



nach seiner Gattin und seinen Kindern an ihn zu richten, die ihnen am Herzen lagen. Er umarmte noch ein Mal seinen Oheim, der ihn in den Hof begleitete, wo die Pferde hielten, reichte dem alten Dubois freundschaftlich die Hand und schwang sich in den Sattel. Ihm folgte Thorfeld, der mit derselben Leichtigkeit zu Pferde saß, indeß der Arzt etwas mehr Mühe verwenden mußte, um sein Thier zu besteigen, wobei ihm besonders das große Schwert hinderlich war. Die begleitenden Diener folgten, und bald hatte der Graf Alle aus den Augen verloren, und der kurze Aufenthalt der Freunde dünkte den Bewohnern des Hauses wie ein Traum, als dieselbe Stille nun wieder in den Sälen und Zimmern herrschte, die auf kurze Zeit so erfreulich war unterbrochen worden.

XI.

Es waren einige Stunden seit der Abreise der kriegerischen Freunde verflossen, als sich der Graf nach dem Zimmer des Generals begab und, indem er freundlich an dessen Lager trat, ihn lächelnd fragte: Willst Du mich noch länger von Deinem Angesicht verbannen? Die Frage kann nicht Dein Ernst sein, antwortete der General, indem er sich auf seinem Lager empor richtete und dem Grafen die Hand des gesunden Armes bot. Er zwang sich zum Lächeln, indem er hinzusetzte: Sehr verschieden von dem ersten Male siehst

Du mich jetzt zum zweiten Mal unter Deinem Dache. Daß dieß möglich sein könnte, würde ich noch vor Kurzem nicht geglaubt haben.

Der Graf hatte während dieser Rede seinen Freund genauer betrachtet, und er erstaunte über die große Veränderung, die er bemerken mußte. Auffallend alt war der General in den wenigen Jahren geworden, und die Heiterkeit, die sonst unzerstörbar in seinen Augen glänzte und um seine Lippen spielte, war durch eine finstere Schwermuth verdrängt worden, die dem Gesichte einen für den Grafen fremden Ausdruck gab. Auf die mit einiger Bitterkeit ausgesprochene Bemerkung des Generals erwiederte der Graf, um dessen trübe Stimmung zu mildern, daß der Krieg so manchen Wechsel des Geschicks herbei führe, daß man sich eigentlich über keinen wundern dürfe. Der General schwieg unmuthig und fragte endlich: Sind Deine siegenden Freunde weiter gezogen?

Sie sind alle abgereist, antwortete der Graf. Aber vergib, fuhr er fort, ich kann es nicht mit dem ritterlichen Charakter eines französischen Kriegers vereinigen, daß Du so finster grollend einen glücklichen, tapferen Feind betrachtest. Du hast weder meinen Vetter noch seinen Freund sehen wollen, die doch, wie Du zugeben mußt, nur ihre Pflicht erfüllten, indem sie Dich bekämpften, und ich gestehe



Dir, daß es mich befremdet, zu sehen, daß Du Feindschaft bewahrst, wenn der Kampf geendigt ist, denn das ist gegen alle mir bekannte französische Sitte.

Du beurtheilst mich ganz falsch, sagte der General; ich müßte eine lange Geschichte erzählen, um Dich darüber aufzuklären. Es ist das Tragische des Krieges, daß gerade die bravsten Leute sich gegenseitig erschlagen, denn die Feigen suchen sich in Sicherheit zu bringen. Man gewöhnt sich an solche Erschütterungen wie an jede andere und achtet den braven Feind, der unsere braven Kameraden vernichtet; aber zuweilen ist ein solcher Fall mit so schmerzlichen Nebenumständen verbunden, daß man doch, wenn es möglich ist, den Anblick des Gegners meidet, wo man nur friedlich mit ihm zusammen treffen darf und ihm noch obendrein verpflichtet ist.

Es trat ein neues Schweigen ein. Der Graf hielt die Hand seines Freundes und betrachtete ihn stumm, denn er mochte nicht durch eine Frage, die zudringlich hätte erscheinen können, das Gespräch wieder erneuern. Endlich begann der General wieder die Unterredung, indem er sagte: Wenn ich Dir die letzten Ereignisse meines Lebens mittheile, wirst Du es natürlich finden, daß ich ernster gestimmt bin als früher.

Der Graf drückte die Hand des Freundes zum Zeichen, daß er bereit sei zu hören, und dieser fuhr fort: Du weißt,

daß ich mich in Paris verheirathet hatte. Ich besaß eine junge, schöne, reiche und liebenswürdige Frau, und dieß wäre ein großes Glück gewesen, wenn uns Napoleon verstattet hätte, ein solches Glück zu genießen; aber bald in Spanien, bald in Deutschland und im hohen Norden kämpfend lebte ich getrennt von meiner Gattin, und das kurze, flüchtige Beisammensein, das die Umstände zuweilen erlaubten, diente nur dazu, den Schmerz der Trennung zu schärfen. Indem ich mir bewußt war ein großes Vermögen zu besitzen, mußte ich Entbehrungen erdulden, die zu schauderhaft sind, um sie zu wiederholen; und nicht allein in meiner Brust entstand ein Unwillen über Kriege, deren Zweck wir nicht einzusehen vermochten, sondern die Stimmung wurde ziemlich allgemein in der Armee, besonders, als der entsetzliche Rückzug aus Moskau angetreten werden mußte. Die furchtbarste Kälte, der schauderhafteste Mangel wüthete mehr als der Feind in unseren Schaaren, und der Einfluß dieses Elends war so mächtig, daß alle Bande der Ordnung und des Gehorsams sich auflösten. In diesem Zustande war jedes Gefecht für uns verderblich, und als endlich der Uebergang über die Beresina möglich wurde, drängte sich Alles ohne Ordnung hinzu, Heil und Rettung am jenseitigen Ufer hoffend. Auch ich, zu Fuß, in Lumpen gehüllt, auf mein Schwert wie auf einen Stab gelehnt, drängte mich der

Brücke zu, um hinüber zu gelangen, und hielt mich vorsichtig in der Mitte des Menschenstroms, um nicht, wie viele Andere, seitwärts in den Fluß gedrängt zu werden und in den Wogen zu versinken. Die furchtbare Kälte, mit dem Mangel vereinigt, hatte jedes andere Gefühl als die dumpfe Sehnsucht, sich selbst zu erhalten, in der Brust der Menschen ersterben lassen, und auch ich dachte nur an mich und sah mit wahrhaft thierischer Fühllosigkeit Viele in den Strom sinken. Endlich traf ein kreischender Ton mein Ohr, der mir bekannt klang, wie rauh und scharf das Elend auch die Stimme gemacht haben mochte, die ihn klagend ausstieß. Ich blickte unwillkührlich nach der Seite hin, von woher er schallte, und meine Augen trafen auf ein Weib, die mühsam in der Menge den Durchgang zu erkämpfen strebte und ein Kind hoch empor hielt, um es im Gedränge gegen Verletzung zu sichern. Die Unglückliche konnte, umringt von Menschen, nicht bemerken, daß sie gerade nach dem Flusse hingedrängt wurde. Die Vorderen stürzten hinein und erhoben ein Klagegeschrei. Sie wendete den Kopf, um wo möglich die Ursache zu erspähen, die sie von ihrem Standpunkte aus nicht entdecken konnte, und ihre Augen trafen auf mich. An diesen dunkeln, glänzenden Augen, die als letzte Spur der Schönheit ihr geblieben waren, erkannte ich die Arme. Tausend Mal hatte ich diese Augen geküßt, tau=

send Mal hatten die süßen, halb schalkhaften, halb zärtlichen Blicke ein warmes Gefühl in meiner Brust erregt und mein Herz heftiger schlagen machen, und nun erblickte ich sie im höchsten Elend und in augenscheinlicher Todesangst wieder. Denn obgleich, als die Vorderen in den Fluß stürzten, sich ein Geschrei des Entsetzens erhob und die Nächsten zurück zu drängen versuchten, so war die Masse der Folgenden, die die Gefahr nicht erkannten und immer meinten, sie drängten auf die Brücke zu, zu groß; immer mehr mußten ihrem Schicksal erliegen, und auch die Unglückliche, die in diesem Augenblicke meine ganze Theilnahme erregte, war ihrem Verderben nah. Sie bemerkte jetzt die Gefahr und ein furchtbarer Schrei tönte zu mir herüber. Ich weiß nicht, ob sie mich in dieser Angst erkannte, aber mir schien es, als richte sie den Ruf um Hülfe an mich, und ich weiß noch nicht, wie es geschah, ich stand in demselben Augenblicke an ihrer Seite. Ich wollte sie vom Ufer des Flusses zurückreißen und faßte in der bis zur fürchterlichsten Angst gesteigerten Theilnahme ihr Kind, das sie in demselben Augenblicke losließ, indem sie vorwärts gedrängt wurde in den nassen Tod. Sie richtete noch einen letzten Blick flehender Zärtlichkeit auf mich — und die Wogen rissen sie hinweg.

Der General schwieg eine kurze Zeit und fuhr dann mit bewegter Stimme fort: Es schien, als ob dieß das letzte Opfer

sein sollte, das in den Wogen unterging. Man kam zur Besinnung; die Nachstrebenden erkannten die Gefahr, und es gelang mir mit dem Kinde mich zurück zu kämpfen und die Brücke zu erreichen. Kaum hatte sie mein Fuß berührt, als ein Mann sich herbeidrängte, mit allen Zeichen der Verzweiflung wild um sich blickte und in fast heulendem Tone schrie: Mein Weib! mein Kind! mein armes Weib! mein unglücklicher Sohn! Er erblickte endlich das Kind in meinen Armen, riß es an sich und rief mit erlöschender Stimme: Wo, wo ist mein Weib? Ich vermochte nicht zu antworten und deutete stumm auf den Strom. Er erbleichte wie ein Sterbender; doch kehrte nach einigen Augenblicken das Blut in seine Wangen zurück; er schlug heftig auf seine Brust und sagte mit männlicher Stimme: Ertrage auch das, mein Herz! Er küßte hierauf das Kind und sagte: Jetzt, Eugen, mußt Du mein einziger Trost sein. Es schien, als ob er, das Kind in den Armen, alle männliche Kraft der Seele und des Körpers wieder gewonnen hätte. Er drang, mir Bahn brechend, wie ein Verzweifelnder vorwärts, und wir erreichten das jenseitige Ufer.

Ich will Dir nicht, fuhr der General nach einigem Schweigen fort, eine Beschreibung von dem Elende machen, das wir auf diesem ganzen unglücklichen Rückzuge erdulden mußten. Der Soldat, dessen Kind ich gerettet hatte, schloß

sich an mich an, und ich gestehe Dir, ohne ihn wäre ich im Elende verschmachtet. Die Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war, hatten ihn sinnreicher als mich gemacht, Mittel aufzufinden, um unser Dasein zu fristen. Als wir uns zum ersten Male wieder geordneten Truppen anschlossen und er erfuhr, daß er einem Generale die Erhaltung seines Kindes verdankte, wurde dadurch seine Anhänglichkeit noch gesteigert, und er war mir mit wahrhafter Schwärmerei ergeben. Ich sorgte jetzt für ihn und es ging uns einige wenige Tage besser; aber als auf diesem unglücklichen Rückzuge alle Hoffnungen untergingen, da brach von Neuem ein Elend auf uns herein, das ich vergeblich zu beschreiben versuchen würde, und ich muß es wie ein Wunder betrachten, daß sowohl ich, als er und das Kind den deutschen Boden erreichten. Durch übermäßige Anstrengungen gelang es dem Braven, unser Dasein zu fristen, und durch Entbehrungen aller Art bis zum Tode ermattet, trugen wir abwechselnd sein Kind, denn es war nicht mehr möglich uns ein Pferd zu verschaffen; die beklagenswerthen Geschöpfe waren längst vernichtet. Als wir den deutschen Boden erreicht hatten, beschlossen wir uns einige Tage Ruhe zu gönnen, und die Bequemlichkeiten, die der elende Gasthof eines kleinen Städtchens an der polnischen Gränze bot, dünkten uns köstlich. Mein braver Soldat hatte sich auf kurze Zeit entfernt und

das vor Hunger weinende Kind bei mir zurückgelassen; jedoch er kehrte bald zurück mit Wein und allen guten Dingen beladen, die in dem kleinen Orte zu erreichen waren. Ich betrachtete ihn mit Erstaunen; doch der Reiz einer so lang entbehrten guten Mahlzeit brachte alle anderen Empfindungen zum Schweigen und erst, nachdem wir alle gesättigt waren, fragte ich meinen Unglücksgefährten, woher er die Mittel zu nehmen gedenke, um solchen Aufwand zu bestreiten. Listig lächelnd verriegelte er die Thür unsers schlechten Zimmers von innen, ergriff dann ein Messer und trennte die Näthe seiner in Lumpen verwandelten Kleider auf, und zu meinem Erstaunen wurden mehrere Goldstücke sichtbar. Als er sein Geschäft beendigt hatte, legte er das Geld vor mir auf den Tisch und sagte, indem eine Thräne in seinem kühnen Auge glänzte: Auch dieß verdanken wir der guten Frau, der Mutter meines Kindes. Du glaubst nicht, wie tief mich diese einfachen Worte erschütterten. Ich muß mir jetzt zwar sagen, daß die Unglückliche auch ohne mich vielleicht ein leichtsinniges Geschöpf geworden wäre; aber läugnen kann ich mir nicht, daß ich sie auf die Bahn des Verderbens geführt habe, und die ich mit Hohn behandelte, als ich sie das letzte Mal sprach, reichte mir nun gleichsam aus ihrem nassen Grabe die Mittel zum Leben. Die Noth des Augenblickes besiegte jedes andere Gefühl; das Gold gewährte

uns nun Mittel um Frankreich zu erreichen, denn die schwachen Reste meiner Regimenter früher zu treffen, durfte ich nicht hoffen, da sich alle Ordnung aufgelöst hatte und Jeder fortzukommen suchte, wie er konnte. Jetzt, da wir uns wieder gekleidet hatten und bequemer reisten, erfuhr ich von meinem treuen Begleiter, daß er in Evremonts Regiment als Unteroffizier gedient habe, und daß er dessen Vorsorge die Mittel verdanke, die uns so wohl zu Statten kamen, weil er seiner Gattin dieß Geld als Erbschaft von einem hartherzigen Bruder verschafft habe.

Der Graf hatte mit höchster Spannung die Erzählung seines Freundes gehört. Schon lange war es ihm gewiß, daß der Begleiter des Generals derselbe Unteroffizier sei, dessen Evremont in seinen Berichten aus Spanien gedachte. Jetzt aber, da sein Freund den Namen des betrauerten Sohnes aussprach, hielt er sich nicht mehr zurück und unterbrach die Erzählung mit dem heftigen Ausrufe: Um Gottes Willen, sage mir, was wußte Dein Begleiter von meinem Sohne? Wenig, erwiederte der General; sein ganzes Regiment war kurz vor dem Uebergange über die Beresina aus einander gesprengt worden, und der brave Soldat hatte seinen tapferen Obristen seitdem gänzlich aus den Augen verloren. Doch war er, so lange er etwas von ihm wußte, unerwartet glücklich ohne Wunden geblieben, trotz der Kühnheit, mit welcher

er sich allen Gefahren aussetzte, und, was noch mehr sagen will, ohne erfrorne Glieder, und er ist wahrscheinlich in russische Gefangenschaft gerathen. Es lag ein Trost für den Grafen in diesen dürftigen Nachrichten und er hinderte den Fortgang der Erzählung nicht, die sein Freund wieder begann. Wir erreichten endlich Paris, sagte er mit einem tiefen Seufzer, und hier erwartete mich neuer Jammer. Ich betrat mein Haus und fand es verödet. Meine Gattin, die ich in der Hoffnung zurückgelassen hatte, mir zum zweiten Mal Vaterfreuden zu gewähren, war durch die Geburt einer todten Tochter so angegriffen worden, daß sie wenige Tage danach starb, und man schrieb dieß Unglück der immerwährenden Angst um mein Schicksal zu. Man brachte mir meinen Sohn, dessen lächelndes Gesicht einen seltsamen Gegensatz gegen die Trauerkleider bildete, in die man das kleine Geschöpf gehüllt hatte. Ich hob meinen kleinen Napoleon zu mir empor, und indem ich ihn küßte, wiederholte ich unwillkührlich die Worte des braven Soldaten und sagte: Ertrage auch das, mein Herz; Du mein Sohn mußt künftig mein einziger Trost sein. Mein Begleiter stand neben mir, und seine eigenen Worte aus meinem Munde rührten ihn bis zu Thränen.

Gab uns der Kaiser nicht Zeit, um uns zu erfreuen, so gewährte er uns auch keine, um verlorne Güter zu betrauern,

und die Bildung des neuen Heeres, das dem Feinde entgegengestellt werden mußte, entriß auch mich meinem Kummer. Ich sorgte in Paris für meinen Sohn, und indem ich seine Erziehung nach bester Einsicht ordnete, gab ich ihm den Sohn des Unteroffiziers, des braven Bertrand, zum Gespielen und befahl, ganz dieselbe Sorgfalt der Pflege und Erziehung auf dessen Kind wie auf das meine zu wenden. Diese Anordnung fesselte die treue Seele noch inniger an mein Geschick und er ward mir ganz das, was der alte Dúbois Dir ist, nur, möchte ich sagen, nach Art eines Soldaten, da im Gegentheile Dein alter Freund immer den würdigen Hofmann zu spielen sucht.

Wir waren wieder über den Rhein gegangen, wir kämpften wieder, wenn auch blutige, doch glückliche Schlachten, und die stolze Hoffnung hatte uns nicht verlassen, unsere Macht in ihrer ganzen Ausdehnung wieder herzustellen. Da endeten endlich die unglücklichen Tage bei Leipzig diese ehrgeizigen Träume und der Kaiser mußte nach Frankreich zurück. Bei Hanau mußte noch ein Mal gekämpft werden, und unter den kleinen Abtheilungen, die von der Hauptarmee hinweggedrängt wurden, war auch ich mit einem Theile meines Corps. Der alte Bertrand wich nicht von meiner Seite; er hatte in kleinen Gefechten mehrmals mein Leben gerettet, und wenn ich ihn ermahnte, sich nicht so tollkühn in alle Gefah-

ren zu stürzen, so sah er mich mit glänzenden Augen an und sagte: Was habe ich zu fürchten? Sie haben mein Kind gerettet, Sie erziehen meinen Knaben, wie Ihren Sohn; Napoleon und Eugen, unter diesen mit Ruhm bedeckten Namen werden künftig unsere Kinder fechten. Alles dieß danke ich Ihnen und Ihnen gehört bis zum letzten Tropfen mein Blut. Ich stand oft beschämt vor diesem braven Soldaten; er hielt meine Handlungen für den Ausfluß hochherziger Menschenliebe, er ahnete nicht, welches Band mich früher an seine Gattin gefesselt hatte, und ich fühlte mich gegen ihn einer fortwährenden Falschheit schuldig. Mein kleines Corps war nach und nach zusammengeschmolzen, wir hatten mehrere Gefechte bestanden, Viele waren geblieben und Viele hatten mich verlassen, um, wie sie vermochten, über den Rhein zurückzukehren; und so geschwächt wurden wir gestern von Preußen angegriffen, an einer Stelle, wo die Wege in zwei verschiedene Bergschluchten führten. Ein Theil meiner kleinen Macht wurde von mir hinweggedrängt, und ich wurde mit den Wenigen, die mich umringten, heftig von den Feinden bedrängt. Der brave Bertrand sah unsere Kameraden fallen, er sah mein Blut fließen und kämpfte mit einer Erbitterung, die ihn nicht mehr auf die Stimme der Vernunft hören ließ. Ein junger Offizier forderte uns auf uns zu ergeben; statt der Antwort führte Bertrand, der sich zwischen uns gewor-

sen hatte, einen wüthenden Streich auf die Brust des jungen Mannes, und dieser — ich weiß, es war Gegenwehr, ich weiß, er konnte nicht anders, aber es ist entsetzlich — er hieb meinen alten Freund nieder, so nahe vor mir, daß das treue Blut auf meine Kleider spritzte und sich mit dem meinigen vermischte, das so heftig aus meinen Wunden floß, daß mir die Kräfte entschwanden. Der brave Bertrand starb sogleich. Die Wunde, die sein Leben endigte, war mit jugendlich kräftiger Hand zu tief geschlagen, als daß er lange daran hätte leiden können; ein halb lächelnder zärtlich stolzer Blick traf mich noch und schien zu sagen: Siehst Du, daß ich nicht prahle, all mein Blut habe ich für Dich vergossen. Mir wurde es dunkel vor den Augen, und nur wie im Traume bemerkte ich, daß ein Eisen über mir funkelte, und wie aus der Ferne hörte ich, daß eine rauhe Stimme rief: So fahre auch Du zur Hölle! Zurück Wertheim! rief der junge Offizier, der meinen Freund getödtet hatte, sie sehen, er kann sich nicht vertheidigen, und sein Schwert schlug die Waffe, die über meinem Haupte blinkte, zurück. Dieß alles war die Sache weniger Augenblicke. Ergeben Sie sich mir, sagte der junge Mann darauf zu mir; Sie sehen, Sie können nicht mehr fechten. Ich reichte ihm meine Waffen und sank ermattet zu Boden. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich unter den Händen eines Mannes, dessen Gesicht mich an ferne

Zeiten erinnerte. Seine Hand war sanfter, als seine rauhe Zunge, denn indeß er mit schonender Sorgfalt meine Wunden verband, verletzte seine kreischende Stimme mein Ohr mit barbarischem Französisch, und doch begreife ich nicht das wunderbare Gefühl; ich fühlte mich so schwach durch Trauer, Schmerz und Blutverlust, ich kam mir so verloren vor, und diese rauhen Töne berührten verletzend und tröstend mein Ohr. Es stieg in meiner Seele bei ihrem Klange das Bild Deiner Bäume, Deines Hauses auf, und Dein edles Antlitz blickte mich tröstend an durch die dunkle Verwirrung meiner Gedanken hindurch.

Der General schwieg und heftete den traurigen Blick auf eine stark mit Blut befleckte Uniform, die über der Lehne eines Stuhles hing. Endlich sagte er seufzend: Das Uebrige weißt Du; ich bin nun hier, und finde Liebe und Beistand bei Dir. Trost wird vielleicht die Zukunft gewähren.

Der Graf war selbst zu bewegt, als daß er es hätte versuchen sollen, die Gefühle seines Freundes durch die gewöhnlichen Trostgründe zu bekämpfen, und vielleicht trug seine wahre Theilnahme mehr dazu bei, dessen Gemüth wieder zu erheben, als es Worte vermocht hätten. Da die Wunde des Generals nicht gefährlich war und nur der starke Blutverlust seine große Entkräftung veranlaßt hatte, so hatte er sich nach einigen Tagen in so weit erholt, daß er sein La-

ger verlassen durfte, und der Graf beredete ihn, wenigstens einige Stunden des Tages in der Gesellschaft der Frauen zu verleben. Seitdem so viele ernste Sorgen den Grafen beunruhigten, war die Furcht in seiner Seele schwächer geworden, daß sein Freund seine Gemahlin wieder erkennen möchte, und seit ihr Gemahl alle ihre Schmerzen kannte, hatte sich die scharfe Reizbarkeit der Gräfin verloren, und da sie wenigstens den Sohn wieder gewonnen hatte, so erbebte sie nicht mehr vor dem Klange der französischen Sprache.

Viel leichter als früher konnte also der General Clairmont ein Mitglied des Kreises werden, der sich täglich im Saale um die Gräfin versammelte, und ob gleich durch die letzten Ereignisse seines Lebens seine Stimmung ernster geworden war, als sie es ehedem zu sein pflegte, so ließ sich nicht verkennen, welche Gewalt auf ihn, wie auf alle Franzosen, der Umgang mit Frauen ausübte. Es währte nicht lange, so wachte ein schwaches Verlangen wieder in ihm auf, witzig, heiter, geistreich in diesem liebenswürdigen Kreise zu erscheinen, und da von Seiten der Frauen Alles versucht wurde, um seinen Kummer zu zerstreuen, so kehrte nach und nach Gesundheit, und mit ihr größere Ruhe des Gemüths in die Seele des Generals zurück, wodurch die Heilung seiner Wunden sichtlich erleichtert wurde.

Durch die Bemühung den Freund zu erheitern wurde

der Graf und seine Familie mehr von dem eigenen Kummer abgezogen, und Emilie machte sich oft ernsthafte Vorwürfe darüber, wenn sie auf die Bitte des Generals sang, daß die Musik die gewohnte Macht auf ihre Seele ausübte und die Sorge auf kurze Zeit aus ihrem Herzen verdrängte. Adele, die nie den Muth gehabt hatte, an Evremonts Rückkehr zu zweifeln, und der die dürftigen Nachrichten, die der General geben konnte, eine Bestätigung ihrer Hoffnung waren, tadelte die liebende, zärtliche Emilie ernstlich über solche Selbstanklagen und behauptete, daß ihre Liebe für Evremont weit erfreulicher sein würde, wenn sie sich durch dieselbe bestimmen ließe, auf ihre Schönheit und Gesundheit zu achten, und alle vom Himmel verliehenen Fähigkeiten auszubilden, damit, wenn er nach unendlichen Mühseligkeiten endlich zurückkehrte, sie ihm jugendlich froh, mit ihrem schönen Kinde an der Hand, entgegen eilen könnte, und ihn durch neu erworbene Kenntnisse und durch erhöhte Ausbildung früherer Fähigkeiten auf's Angenehmste zu überraschen vermöchte. Die Gräfin war wenigstens zum Theil derselben Meinung und sagte oft: Ich fühle, daß wir besser thun würden, uns für Evremont zu erhalten, als daß wir uns aus Gram um ihn zerstören, der ihm nicht helfen kann, und der ihm, wenn wir daran untergehen, bei seiner Wiederkehr neuen Jammer bereitet. Aber ich bin zu schwach geworden, ich kann nicht mehr ausüben, was ich als

vernünftig erkenne, meine Seele hat die Jugendkraft verloren.

Der General Clairmont konnte oft lange den kleinen Adalbert auf den Knieen schaukeln und ihm von seinem braven Vater erzählen. Das früh entwickelte Kind ergötzte ihn durch unschuldige Fragen, die mehr Geist verriethen, als sonst bei Kindern von so zartem Alter gewöhnlich ist. Ob wohl mein Napoleon auch so klug sein wird! rief dann der General. Mir schien es immer, als ob der kleine Eugen des armen Bertrand mehr Geist verriethe, als mein eigener Sohn.

Tage und Wochen waren entschwunden, und der General, dessen Wunden beinahe geheilt waren, fühlte sich täglich einheimischer in der Familie seines Freundes. Ja, er würde heiter geworden sein, wenn Frankreichs Geschick nicht den Frieden seiner Seele getrübt hätte; aber Frankreich war in Gefahr, seinen Ruhm verdunkelt zu sehen, den Ruhm, wofür das Blut so vieler Tausende geflossen war. Bei dem Gedanken daran kehrte ein finsterer Mißmuth in sein Herz zurück, und als mit dem Beginne des neuen Jahres die Verbündeten über den Rhein schritten und den Krieg auf Frankreichs Boden führten, da gränzte seine Stimmung an Verzweiflung, und ob er gleich hoffte, daß jeder Franzose fühlen würde wie er, und daß jeder Bewohner des schönen Landes den geliebten Boden bis auf den letzten Blutstropfen verthei-



digen würde, so machte ihn doch seine eigene Ohnmacht trostlos, und er fand es schmachvoll, aus der Ferne zusehen zu müssen und nicht um die theuersten Güter mitkämpfen zu dürfen. Dabei bildete er sich ein, die Freude über die für Frankreich unglücklichen Ereignisse auf der Stirn des Grafen zu lesen, und so zog er sich heimlich grollend zurück und war beinah immer in seinen Zimmern allein. Da auf diese Weise der Zweck, weßhalb man zerstreuende Unterhaltungen veranlaßt hatte, nicht mehr erfüllt wurde, so behauptete die herzzernagende Sorge wieder ihr Recht und schien jede Hoffnung erdrücken zu wollen. So ängstlich preßte sie Aller Herzen zusammen, so trübe und schwer lastete sie auf jedem Sinn, und das Jahr achtzehnhundert und vierzehn begann sehr düster für die trauernde Familie.

XII.

Es war ein heiterer Wintertag in der ersten Hälfte des Januars. Die Familie des Grafen war ohne den General, der in seinem Zimmer einsam mit dem Schicksale grollte, im Saale beim Frühstück versammelt. Der Graf sprach von den Fortschritten der Verbündeten in Frankreich und las einen Brief seines Vetters, des Grafen Robert, vor, den dieser Gelegenheit gefunden hatte dem Oheim zu senden, und aus dem sich ergab, daß die Stimmung in Frankreich gar

nicht so allgemein für den Kaiser wäre, wie es der Gereral auf's Hitzigste zu versichern pflegte. Diese friedliche Unterhaltung wurde unterbrochen, indem Jemand mit Heftigkeit die nach dem Vorzimmer führende Thür aufriß.

Die Schwäche des Alters hatte den Haushofmeister vermocht, darauf Verzicht zu leisten, seine Herrschaft beim Frühstück zu bedienen, denn er mußte länger ruhen, als es sich mit diesem Geschäft vereinigen ließ. Nichts konnte ihn aber dahin bringen, daß er nicht die wenigen Ueberreste seiner silberweißen Haare jeden Abend in Papilloten gelegt, und am andern Morgen gehörig frisirt und gepudert hätte, um alsdann im stattlichsten Anzuge gegen Mittag vor der Gräfin zu erscheinen, ihre Befehle zu vernehmen. Wie sehr mußten also alle Anwesenden erstaunen, als sie Dübois erblickten, der mit einem ihm fremden Ungestüm die Thüre aufriß und dessen Anblick bewies, daß er das Werk, sein würdiges Haupt mit einer anständigen Frisur zu schmücken, erst halb vollendet habe, denn nur die rechte Seite war in gewohnter Ordnung; über dem linken Ohre aber flatterten noch die Papilloten, die seine wenigen Haare gefesselt hielten. Auch trug er noch seinen Morgenrock und erschien in gelben Pantoffeln. Das Ungewöhnliche dieses Anblicks wurde noch durch die unnatürlich funkelnden Augen des Greises und die tiefe Röthe seiner Wangen erhöht. Erschrocken waren alle An-

wesenden aufgestanden, und der Graf trat dem alten Manne besorgt entgegen, der nicht sprechen konnte und um dessen Lippen ein ängstigendes Lächeln schwebte. Endlich keuchte er mühsam hervor: Nachrichten, Nachrichten von unserm Grafen! Wo? durch Wen? tönte es von allen Lippen, und Alle umringten den Greis, der auf die Thür deutete. Der Graf stürmte nach dem Vorzimmer und führte gleich darauf einen jungen Husarenoffizier in russischer Uniform in den Saal. Lebt er? Ist er gesund? Nicht verstümmelt? Haben Sie ihn gesehen? so tönten die Fragen, ihn betäubend, rund um den jungen Mann. Ich habe, sagte er endlich, für Sie, Herr Graf, Briefe von Herrn Evremont.

Vom Grafen Evremont, verbesserte Dúbois laut, der sich etwas erholt hatte, aber noch nicht so sehr, daß er das Unschickliche seiner Kleidung hätte bemerken können.

So lebt mein Sohn! sagte die Gräfin mit bebender Stimme und drängte sich zu dem jungen Krieger. O! sprechen Sie, wo lebt mein Sohn, und ist er gesund? Werden wir ihn mit reiner Freude in unsere Arme schließen?

Der junge Mann, den, wie es schien, die vornehme Umgebung und alle die Anzeichen des Reichthums, die er vielleicht mit Evremont in seinen jetzigen Verhältnissen niemals in Verbindung gedacht hatte, etwas in Verwirrung setzten, sagte: Wenn es derselbe ist, von dem ich Ihnen Briefe

bringe, der lebt, und ich habe ihn gesund bei meinen Eltern verlassen. Er ging hierauf nach dem Vorzimmer zurück und brachte ein versiegeltes Paket, das er dem Grafen reichte. Alle drängten sich hinzu, auch Dúbois; Alle erkannten sogleich die Züge der geliebten Hand. Ein allgemeiner Ausruf der Freude entschwebte allen Lippen. Der Graf hielt seine Thränen nicht zurück und sagte: Sie sind uns ein Bote des Himmels, Sie bringen nach jahrelangen Leiden Trost und Ruhe meiner kummervollen Familie.

Die Gräfin faßte mit ihren bebenden Händen die Hand des jungen Mannes und sagte fast schluchzend: Im Hause Ihrer Eltern lebt mein Sohn? O! wenn Sie nach überstandenen Gefahren zu Ihrer Familie zurückkehren, dann wird Ihre Mutter fühlen, welchen Trost Sie mir heute gebracht haben. Emilie hob ihr schönes Kind empor und sagte, indem sie die Thränen ungehindert fließen ließ, die wie Perlen über die in erhöhter Farbe brennenden Wangen flossen: Sieh, Adalbert, dieser Herr bringt Nachricht von Deinem Vater. Der Kleine mißverstand die Mutter, und indem er die zarten kleinen Arme um den Nacken des jungen Mannes schlang und mit den rothen Lippen, wie mit frischen Rosen, die gebräunten Wangen des fremden Kriegers berührte, fragte er: Bringst Du meinen Vater mit?

Vom Gefühle der Rührung überwältigt, zog der junge

Mann das Kind von den Armen der Mutter, und dessen schöne Augen küssend, sagte er: Wie sprechend sieht er seinem Vater ähnlich! Das Kind, das die Frage, die es eben gethan, schon wieder vergessen hatte, spielte ruhig an der Brust des Fremden mit den sich vielfach kreuzenden Schnüren an dessen Uniform, die seine ganze Aufmerksamkeit erregte.

Der Sturm des Entzückens legte sich endlich. Der übermäßig quellende Strom der Freude floß sanfter, und Dübois bemerkte mit Entsetzen, wie sehr er durch seine unanständige Kleidung die gewohnte Ehrerbietung gegen die gräfliche Familie verletzt habe. Er entfloh beschämt, um seinen Anzug eilig zu vollenden.

Der fremde Offizier machte endlich eine Bewegung sich zu entfernen, doch die ganze Familie bestürmte ihn mit Bitten diesen Tag zu bleiben. Er gestand, daß er zwei Nächte gereist sei, um seinem Freunde Evremont Wort halten zu können und dessen Briefe selbst zu überreichen, daß er aber nun einiger Ruhe bedürfe und dann schleunig aufbrechen müsse, um zur bestimmten Zeit bei dem General einzutreffen, der ihn nach Petersburg gesendet habe und zu welchem er nun zurückkehre. Der Graf berechnete die Zeit, und versprach für Courierpferde zu sorgen und eine ziemliche Strecke ihn durch eigene Pferde zu befördern, und so ließ es sich

machen, daß der junge Mann bis zum andern Morgen bleiben konnte. Dúbois, der nun völlig gekleidet und gehörig gepudert wieder eingetreten war, übernahm mit großer Freude den Auftrag, für die Bequemlichkeit des Fremden zu sorgen, und es versteht sich, daß er diese Pflicht auf's Beste erfüllte.

Als der junge Offizier sich entfernt hatte, um einige Ruhe zu genießen, ergriff ein Jeder die für ihn bestimmten Briefe, um nur Einiges flüchtig zu lesen, und sich vorläufig von Evremonts Wohl und der Fortdauer seiner Liebe zu überzeugen. Der Graf besonders konnte das an ihn gerichtete Schreiben nicht so bald beendigen, da es den ganzen Lauf der Begebenheiten enthielt, die den Schreiber seit der Schlacht bei Borodino betroffen hatten. Man beschloß also, dieß alles in seinem ganzen Umfange gemeinschaftlich nach der Abreise des Fremden zu lesen, um gegen den, der so hoch beglückende Nachrichten gebracht hatte, die Erfüllung der Gastfreundschaft nicht zu versäumen.

Auf seine Erkundigungen erfuhr der Graf, daß sein Gast in einen sanften, tiefen Schlaf versunken war. Er befahl ihn nicht zu stören, da der junge Krieger dieser Erholung vor Allem zu bedürfen schien, und begab sich zu dem General Clairmont, um ihm die Freude mitzutheilen, die so eben die Familie beglückte. Gott sei gelobt, daß er lebt!

rief der General, den eigenen Trübsinn bei dieser Nachricht vergessend. Ich gestehe Dir, fuhr er fort, ich habe oft im Stillen gefürchtet, wir würden nie wieder von ihm hören, und mochte nur meine Furcht nicht zeigen, um Euch nicht die Hoffnung zu nehmen, die Ihr, wie es mir schien, aller Wahrscheinlichkeit zuwider hegtet.

Willst Du nun nicht wieder Theil an der Gesellschaft nehmen? fragte der Graf; willst Du nicht den jungen Mann selbst über Evremont sprechen?

Nein! rief der General verdrüßlich nach kurzem Schweigen. Ich will den Russen nicht sehen. Nun eilen sie alle nach Frankreich, und meinen dort leicht Lorbeeren zu gewinnen und unsern Ruhm zu verdunkeln; ich mag solchen anmaßenden Menschen gar nicht sprechen. Morgen, wenn er abgereist ist, dann theile mir aus Evremonts Briefen alles mit, was nicht allein für die Familie gehört, und Du wirst sehen, daß ich mich Euers Glückes freuen kann; aber heute erlaube mir allein zu bleiben. Der Graf, der die Freiheit seiner Gäste nicht zu beschränken wünschte, fügte sich in den Willen seines Freundes, und als er diesen nach einiger Zeit verließ und in den Saal zurückkehrte, fand er die Gesellschaft dort versammelt und den fremden Krieger durch den kurzen Schlaf gestärkt, von den Frauen umringt, die alle verlangten, er solle von Evremont erzählen, und ihn deßhalb

mit tausend Fragen bestürmten. Der junge Mann wußte eigentlich nichts weiter zu sagen, als daß er als Courier nach Petersburg gesendet worden, und da ihm die Zeit bestimmt sei, in welcher er wieder bei seinem General eintreffen müsse, und man ihn in Petersburg sehr schnell wieder abgefertigt, so habe er durch angestrengte Eile es so einrichten können, daß ihm Zeit geblieben sei, einen kurzen Besuch auf zwei Tage bei seinen Eltern zu machen, deren Güter in unbedeutender Entfernung von der Straße lägen, die er habe verfolgen müssen. Hier habe er Evremont als Hausgenossen gefunden, indem ihn sein Vater als Kriegsgefangenen bei sich aufgenommen habe. Den Abend vor seiner Abreise habe ihn der liebenswürdige, von der ganzen Familie geliebte junge Mann dringend gebeten, ein Paket an den Grafen Hohenthal zu besorgen, und da er sich überzeugt habe, daß sein Weg ihn nahe bei dessen Schlosse vorbeiführen müsse, so habe er sich entschlossen, das Paket, an dessen Beförderung dem Hausgenossen seiner Eltern so viel zu liegen schien, selbst zu besorgen, obgleich ihm dieser nicht gesagt, daß er der Sohn des Hauses sei.

Die Frauen waren über diese Zurückhaltung Evremonts sehr erstaunt. Den Grafen, der das an ihn gerichtete Schreiben flüchtig durchgesehen hatte, schien sie weniger zu befremden; er sagte nur lächelnd: Die Umstände, unter welchen



mein Sohn das Haus Ihres würdigen Vaters betrat, würden vielleicht Zweifel an seiner Wahrheitsliebe erregt haben, wenn er sich Obrist und den Sohn eines Grafen hätte nennen wollen. Ich habe sein Schreiben noch nicht ganz gelesen, aber ich glaube nach dem, was ich schon daraus ersehen habe, daß wir nie im Stande sein werden, die ganze Schuld der Dankbarkeit gegen Ihre Familie abzutragen. Der junge Mann schwieg etwas verwirrt; er mochte es nicht sagen, daß ihm während des kurzen Aufenthalts im Hause seiner Eltern Evremonts Dasein völlig unbedeutend vorgekommen war, daß er kaum ein Wort mit ihm gewechselt habe und nur beim Abschiede erst aufmerksam auf ihn geworden sei, als dieser ihn so dringend gebeten, ein großes Paket Briefe an einen deutschen Grafen zu besorgen, und daß Neugierde mehr als Theilnahme ihn bestimmt habe, selbst der Ueberbringer zu sein, indem er zu erfahren gehofft habe, in welchem Zusammenhange Evremont mit diesem Grafen stehe, ohne daß er irgend erwartet habe, ihn als Sohn des Gräflichen Hauses bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen.

Der Tag verschwand, den man dem Gaste so angenehm als möglich zu machen strebte, und am folgenden Morgen führten ihn des Grafen schnellste Pferde seiner Bestimmung entgegen. Der General, der den Fremden hatte abreisen sehen, erschien nun sogleich und erinnerte den Grafen an sein

gestriges Versprechen, ihm alles über Evremont mitzutheilen, was die Theilnahme des Freundes erregen könne. Der Graf, der die Blätter schon durchgesehen hatte, war bereit sie vorzulesen, da sie Evremont, wie er oft that, in französischer Sprache geschrieben hatte.

Evremont beschrieb seinen Eltern den Einzug der Franzosen in Moskau, wie sie in ihren Erwartungen sich getäuscht gesehen hätten, als sie die beinah gänzlich von den Einwohnern verlassene Stadt betraten, den furchtbaren Brand und den noch furchtbarern Rückzug. Mein Regiment, fuhr er in seinem Berichte fort, war gänzlich auseinander gesprengt und vernichtet, ehe wir die Beresina erreichten. Der Mangel, die Kälte rafften Tausende hin, und die Ueberlebenden dachten nur daran weiter rückwärts zu kommen, ohne mehr dem Befehle ihrer Officiere zu gehorchen. Der alte Bertrand, der Schwager des jungen Lorenz, hatte sich treu mit einem kleinen Haufen an mich angeschlossen; er glaubte mir Dank schuldig zu sein für manche kleine Dienste, die ich ihm geleistet, um mein hartes Verfahren gegen seine Gattin in Spanien wieder gut zu machen. Diese, die uns als Marketenderin folgte, gewährte mir nun viele Erleichterung durch die wenn auch geringen Vorräthe, die sie für ihren Mann und ihr Kind zu bergen gewußt hatte, und die die Familie bereitwillig mit mir theilte. Aber auch diese kleine Milde-

rung der Beschwerden sollte bald für mich aufhören. Wir wurden eines Abends in der Dunkelheit von Kosacken überfallen und da wir, vor Kälte erstarrt, nicht fechten konnten, so suchte Jeder den Feinden, wie er vermochte, zu entkommen.

Ich irrte die Nacht auf einer unermeßlichen Ebene umher; ein scharfer Wind hob den Schnee vom Boden auf und wirbelte ihn in der Luft umher, vom Himmel senkten sich gleiche Massen nieder, die sich mit den vom Boden emporgewirbelten vereinigten. Bei jedem mühsamen Schritt sanken die Füße bis an die Kniee in den Schnee, der den Boden Ellenhoch bedeckte, so daß es schien, als ob alle Lebendigen von der Erde verschwunden und ich einsam den furchtbar aufgeregten Elementen Preis gegeben sei, denn der Wind wurde immer kälter und schneidender, und die dünne Uniform konnte mich gegen dieß Ungemach nicht schützen. Alle meine Besitzthümer wie meine Dienerschaft waren zerstreut, verloren, und ich hatte vor wenigen Tagen auf einer eiligen Flucht vor den Feinden selbst den Mantel zurücklassen müssen, den ich in einer rauchenden Hütte abgelegt hatte, die mir ein augenblickliches Obdach gewährte, um ihn am Feuer und Rauch zu trocknen. In diesem trostlosen Zustande fühlte ich nur noch dunkel die Nothwendigkeit, mich fortwährend zu bewegen, wenn ich mein Leben erhalten wolle. Mit höchster Anstrengung setzte ich meine Wanderungen fort, selbst völlig

erblindet, denn der Wind trieb mir den Schnee in's Gesicht; dieser blieb an den Augenliedern hängen, die sogleich zufroren. Endlich waren meine Kräfte erschöpft; trotz der großen Kälte bemeisterte sich eine unwiderstehliche Schläfrigkeit meiner, und ich glaube, ich würde nach wenigen Minuten niedergesunken sein und würde, wie so viele Tausende, mein Leben durch die Gewalt der furchtbaren Elemente verloren haben, wenn nicht eine rauhe Hand die meine ergriffen und mich in eine kleine Hütte gezogen hätte, der ich mich, ohne es in meiner Blindheit zu bemerken, genähert hatte. Die große Hitze in der Hütte ließ den Schnee schmelzen, mit dem mein Gesicht bedeckt war, und meine Augen öffneten sich. Ich erkannte, daß ich mich unter Kosacken befand, die hier die Nacht zugebracht zu haben und der Kälte draußen eine gleiche Hitze in ihrer Hütte entgegensetzen zu wollen schienen. Dieser plötzliche Wechsel der Luft betäubte mich vollends, und ich sah die Gestalten sich nur wie Schatten in dem in der Hütte verbreiteten Rauch bewegen. Der Anführer dieses kleinen Trupps bemerkte es vielleicht, daß ich dem Tode nahe war. Er trat zu mir, schüttelte meine Hand, und das braune, kriegerische Gesicht blickte mich gutmüthig an; er sprach einige Worte, die mich vermuthlich ermuntern sollten; ich verstand aber seine Gebehrden besser; er reichte mir nämlich eine Flasche hin nnd deutete an, ich solle trinken. Ich that

es und fühlte, wie die Wärme des Getränks wohlthätig auf mich einwirkte, zugleich aber meine Müdigkeit sich erhöhte. Auf einige Worte ihres Anführers hatten zwei Kosacken mir die völlig durchnäßte Uniform ausgezogen. Sie bekleideten mich mit einem gemeinen Soldatenmantel und setzten mir eine ähnliche Mütze auf. Ich ließ Alles mit mir geschehen, ich war völlig betäubt und willenlos; ich weiß nur noch, daß ich auf einen für mich bereiteten Haufen Stroh sank und in einen so tiefen Schlaf fiel, daß ich nichts mehr vernahm, was in der Hütte vorging.

Ich mochte mehrere Stunden geschlafen haben, als ich durch heftiges Rütteln aus diesem todtenähnlichen Zustande erweckt wurde. Man deutete mir an, daß wir weiter ziehen müßten, und reichte mir grobes Brod, gesalznes Fleisch und gemeinen Branntwein als Frühstück. Ich verschlang diese dürftige Nahrung und sah mich dann vergeblich nach meiner Uniform um; sie war verschwunden, zugleich vermißte ich meine Uhr, mein letztes Besitzthum von Werth, und die wenigen Goldstücke, die ich bei mir getragen hatte. Ich sah also wohl, daß mein tiefer Schlaf von den behenden Kosacken nicht unbenutzt gelassen war. Da ich aber den Kriegsgebrauch kannte, so erhob ich keine vergebliche Klage und bequemte mich, in der demüthigen Kleidung eines gemeinen französischen Soldaten mit meinen Ueberwindern, die sich im

Uebrigen aber menschlich zeigten, den Weg in eine trostlose Gefangenschaft anzutreten.

Ein kurzer Schimmer von Hoffnung leuchtete mir noch ein Mal. Wir stießen auf einen Theil eines französischen Regimentes. Die Kosacken wurden angegriffen, sprengten nach ihrer Art zu fechten sogleich aus einander und entflohen einzeln mit Blitzesschnelle dem überlegenen Gegner, und ich blieb in der Gewalt der Franzosen. Ehe ich aber noch Gelegenheit finden konnte, mich mit dem Officier zu erklären, stießen wir auf neue Feinde, und nach einem kurzen Gefecht, in welchem der Officier blieb, geriethen wir in deren Gewalt, und meine Befreier waren meine Mitgefangenen geworden.

Ich will nichts von dem Elende erwähnen, das ich auf den endlosen Märschen erdulden mußte, ehe wir das Armeecorps erreichten, dem das uns führende Regiment zugeordnet war. Ich verdankte es der Kraft der Jugend, daß ich diese Mühseligkeiten überstand, denen die meisten meiner Unglücksgefährten unterlagen. Endlich war dieß traurige Ziel erreicht, und die wenigen noch lebenden Gefangenen, die der Obrist des russischen Regimentes, das uns genommen hatte, vorstellen konnte, wurden einer großen Anzahl zugesellt, die nach dem Innern des Reiches geführt werden sollte. Hier traf ich Franzosen, Deutsche, Italiener und Spanier im bunten

Gemisch, aber Alle in gleichem Elend. Unsere Namen wurden hier flüchtig verzeichnet, und da meine höchst armselige Erscheinung in der zu Lumpen gewordenen Kleidung eines gemeinen Soldaten, hätte ich die Wahrheit angegeben, meine Glaubhaftigkeit verdächtig gemacht haben würde, so nannte ich mich bloß Evremont, Officier des Regimentes, das ich geführt hatte. Aber auch dieß konnte bei der unglaublich großen Anzahl Gefangener, die stündlich eingebracht wurden, nicht weiter beachtet werden. Da ich nur mein Wort dafür hatte und meine Erscheinung dem widersprach, auch unter den gegenwärtigen Gefangenen Niemand war, der mich kannte, so traf mich das Loos, als gemeiner Soldat mit einer Anzahl, worunter wenige Franzosen waren, meist Italiener, einen Weg anzutreten, dessen ich mich mit Schauder erinnern werde, so lang ich lebe.

Unsere Nahrung war der Masse nach zwar hinreichend, aber von der gröbsten Art, so daß sich meine Natur dagegen sträubte und ich beinahe dem Hunger unterlag, und ich gestehe, daß ich, wenn wir durch kleine Städte zogen, in welchen Bäcker wohnten, die schlechte Waizenbrote zum Verkauf ausgelegt hatten, alle Kraft der Seele aufbieten mußte, um meine Hand nicht danach auszustrecken, und mich hielt nur die Furcht vor den schimpflichen Folgen davon zurück, denn auch in diesem Elende blieb mir das Gefühl, daß

ich Ihnen, meine verehrten Eltern, meiner angebeteten Emilie und meinem geliebten Knaben ein makelloses Leben schuldig sei, und daß ich keine Handlung begehen dürfe, worüber mir so theure Wesen jemals erröthen müßten.

So, in täglich zunehmender Noth, hatten wir die Ostseeprovinzen erreicht, und mehrere der unglücklichen Gefangenen waren so entkräftet, daß sie auf Schlitten fortgebracht werden mußten, um in der nächsten Stadt, wo Lazarethe eingerichtet waren, zur Pflege abgegeben zu werden. Die Furcht vor einem ähnlichen Schicksale vermochte mich alle Kräfte aufzubieten, um meinen Weg zu Fuß fortsetzen zu können, und das Unglück der Kranken erleichterte selbst ein wenig den Zustand der Gesunden, denn das Bedürfniß Pferde zu haben, um die Hülflosen fortzuschaffen, hatte die Einrichtung nothwendig gemacht, daß die an der Straße wohnenden Edelleute die nöthigen Pferde zu stellen verpflichtet wurden, und so zogen wir von einem Edelhofe zum andern, indem in jedem neue Pferde bereit gehalten wurden, die die Kranken wieder bis zum nächsten brachten, und ich muß es dankend rühmen, wie bereitwillig die Menschenliebe die Noth des Augenblicks zu lindern strebte. Freilich war der wohlthätige Beistand mehr meinen Gefährten als mir zu Theil geworden, denn ich konnte mich nicht hinzudrängen, um meinen Theil von den Lebensmitteln, die uns gereicht wurden, zu

erhalten. Da mich die Gefangenen selbst für einen gemeinen Soldaten hielten, so glaubten sie mir keine Rücksicht schuldig zu sein, und da die Noth den von Natur selbstsüchtigen Menschen noch selbstsüchtiger macht, so rafften die Andern Alles an sich, ohne daran zu denken, daß ich beinah verschmachtete.

Trotz dieser großen Noth hatte ich oft Gelegenheit zu bemerken, daß das im Allgemeinen feine und gebildete Aussehen der meisten Edelleute einen seltsamen Gegensatz zu der Rohheit bildet, in die die ursprünglichen Bewohner des Landes, die jetzigen Bauern, versenkt sind, so daß man sich weit weg aus Europa versetzt fühlt, wenn man sie betrachtet, und seltsam überrascht wird, wenn man in dieser Umgebung zierliche Frauen, schöne Fräulein und gebildete Männer, die sämmtlich französisch reden, sich bewegen sieht. Mir wurde später dieses Räthsel gelöst, denn ich hatte Gelegenheit zu bemerken, wie viel eine jede Familie für die Erziehung ihrer Kinder thut, und wie jeder Vater, der es irgend vermag, seine Söhne auf Reisen sendet, um ihnen eine Wohlthat zu gewähren, die er auch selbst genossen hat. Dadurch ist ein gewisser Anstand im Betragen fast allen Familien eigen, der den Fremden angenehm anspricht. Die Ursache dieses anständigen, milden Betragens war mir zur Zeit meiner trau-

rigen Wanderung nicht klar, aber ich sollte die wohlthätigen Wirkungen desselben erfahren.

Ich hatte durch fast übermenschliche Anstrengung mich immer aufrecht erhalten; aber meine Kräfte waren durch lange Entbehrungen aller Art so geschwächt, daß ich mit mir kämpfte, ob ich mich nicht sollte sinken und fühllos, besinnungslos dem neuen Elende eines Lazareths entgegenschleppen lassen, als wir auf einem Edelhofe aufgestellt wurden und hier warten sollten, bis die nöthigen Pferde herbeigeschafft würden. Der Besitzer des Gutes, ein Mann von mittleren Jahren, näherte sich uns mit seinem Verwalter und betrachtete unser Elend mit mitleidigen Blicken. Er sagte dem Verwalter einige Worte, der darauf in's Haus ging, und redete die nächsten Gefangenen französisch an, und als er die Italiener bemerkte, diese auch italienisch.

Mit lärmender Freude ward er sogleich von denen umringt, die die Laute ihres schönen Vaterlandes in so weiter Ferne vernahmen. Indeß war die Gemahlin des Gutsbesitzers auch herab gekommen; sie redete uns freundlich an, und eine Magd trug ihr einen Korb voll wollener Strümpfe nach, die sie unter uns vertheilte, denn das mitleidige Auge dieser Frau hatte sogleich unsere höchst mangelhafte Fußbekleidung bemerkt. Schöne Kinder umringten das würdige Paar, in dessen Augen Thränen des Mitgefühls glänzten.



Die Italiener besonders drängten sich stürmisch heran, um die Gaben den schönen Händen zu entreißen. Ich lehnte mich seitwärts an die kalte Mauer, denn ich konnte mich beinahe nicht mehr aufrecht erhalten. Die Dame bemerkte mich, und vielleicht durch mein bleiches Ansehen gerührt, näherte sie sich mir, um mir ihre Gabe zu reichen, die ich dankbar empfing. Der Verwalter erschien nun wieder und der Herr des Guts lud uns ein in's Haus zu treten, um uns zu erwärmen und uns durch eine einfache Mahlzeit zu erquicken. Alle drängten sich herbei und so auch ich, den die äußerste Noth dazu trieb, so gut ich es vermochte. O! meine theuersten Eltern, wie köstlich dünkte mir nach so langer Entbehrung reinlich bereitete Suppe, die ein mürrischer Koch in Schüsseln von großem Thon vor uns hinstellte, indem er uns hölzerne Löffel dazu reichte. Er zählte, indem er mit seinem großen Messer Jeden berührte, laut seine ihm unwillkommenen Gäste und theilte das uns bestimmte Fleisch, ohne Rücksicht auf einladende Sauberkeit, in eben so viele Theile, als Personen vorhanden waren.

Die Wirthschafterin reichte Jedem mit verdrießlicher Miene ein Glas Branntwein aus demselben Glase. Alles das störte nicht die Lust des Genusses, und hätte ich nach der Mahlzeit meine ermüdeten Glieder zum erquickenden Schlummer ausstrecken dürfen, so würde ich mich in dem

Augenblicke glücklich gefühlt haben. Doch die Pferde waren bereit und wir mußten scheiden. Ich hatte bemerkt, daß der Gutsbesitzer vor unserer Mahlzeit ernsthaft mit seiner Gemahlin sprach, wobei mich Beide betrachteten. Jetzt näherte er sich mir wieder und fragte, wo wir gefangen genommen wären. Nachdem ich auf seine Frage geantwortet, nahm ich die Gelegenheit wahr, ihm für die Güte, die er uns bewiesen, zu danken. Es schien mir, als ob er gern das Gespräch mit mir fortgesetzt hätte, doch der Unteroffizier, der uns führte, erinnerte, daß es Zeit sei aufzubrechen, und ich verließ mit Schmerz einen Ort, wo ich nach langem Leiden die erste Erquickung gefunden hatte, nachdem ich dem menschenfreundlichen Gutsbesitzer noch meinen Namen gesagt hatte, den er zu wissen begehrte.

Erwärmt und gesättigt faßte ich von Neuem den Entschluß, mich so lange als möglich aufrecht zu erhalten, um der Gefahr, in's Lazareth zu kommen, zu entgehen, und es war auf unserm zweiten Tagesmarsche, den ich mit höchster Anstrengung als Gesunder machte, als ich den Gutsbesitzer, der uns so wohl aufgenommen hatte, bei uns vorbeifahren sah. Er grüßte uns freundlich, und ich weiß nicht, was ich mir daraus Gutes vorhersagte, aber sein Anblick richtete meinen Muth auf und ich erreichte die Stadt als Gesunder, wo unser ferneres Schicksal entschieden werden



sollte. Wir waren auf dem Markte aufgestellt, und sahen nicht ohne schmerzliche Empfindungen uns von den Einwohnern mit Neugierde betrachtet, und erwarteten mit Aengstlichkeit die Entscheidung, wohin wir nun mit kraftlosen Schritten wandern sollten. Ich blickte mit Betrübniß auf das Haus, wo der Obere der Polizei wohnte, der unsere weitere Versendung zu besorgen hatte, als sich die Thür desselben öffnete und der mir so wohlbekannte Gutsbesitzer an der Seite dessen heraustrat, der unser Schicksal zunächst zu bestimmen hatte. Mein wohlwollender Bekannter näherte sich mir und fragte mich, ob ich etwas dagegen hätte, wenn er mir den Vorschlag machte, das Ende des Krieges als sein Hausgenosse zu erwarten und indessen die Verpflichtung zu übernehmen, seine Kinder in der französischen Sprache und, worin ich sonst vermöchte, zu unterrichten, vor Allem aber beständig französisch mit ihnen zu sprechen, damit sie sich die nationale Aussprache ganz eigen machen könnten. Ich ging mit Freuden auf sein Anerbieten ein, und in wenigen Minuten war die Sache zwischen ihm und dem Obern der Polizei abgemacht, und ich folgte zum großen Aerger der Italiener, um die sich Niemand bemühte, dem wohlwollenden Manne, dessen Hausgenosse ich werden sollte. Die wenigen Franzosen unter den Gefangenen waren bald auf eine ähnliche Art wie ich selbst untergebracht, und nur die unglück-

lichen Italiener und Spanier wurden weiter gesendet. Mein neuer Beschützer kaufte mir zu allererst einen Mantel, der, obwohl nichts weniger als fein, mir dennoch höchst erfreulich war, denn ich konnte nun die erstarrten Glieder erwärmen, auch in dem Gasthofe, wo er selbst abgestiegen war, mich durch eine anständige Mahlzeit stärken, und den andern Tag saß ich neben ihm im Schlitten, von wärmenden Decken geschützt, und flog schnell und bequem den Weg nach seinem Gute zurück, den ich so kummervoll und mühevoll vor wenigen Tagen gewandert war.

Im Hause meines Beschützers angelangt, fand ich die wohlwollendste Aufnahme. Der lang entbehrte Besitz eines freundlichen, anständig möblirten Zimmers erfreute mein Herz; ein reinliches, bequemes Lager lockte mich an, doch wurde ich dieses Genusses erst durch ein Bad würdig, das man mir, die Nothwendigkeit erkennend, sogleich bereitete. Die zarte Vorsorge der Gebieterin des Hauses ließ es mir auch an Wäsche nicht mehr mangeln, und da von meinen Kleidungsstücken durchaus keines brauchbar war, brachte man mir für's Erste einen Schlafrock meines Beschützers. In diesem so sehr verbesserten Zustande war ich doch einige Tage ein Gefangener auf meinem Zimmer, bis der Schneider des Gutes, ein Eingeborner des Landes, der die Bedienten des Hauses kleidete, seine Kunst zu meinem Besten ausgeübt

hatte. Da ich nicht mit ihm sprechen konnte, mußte ich mich seiner Willkühr überlassen, doch wären Erinnerungen auch überflüssig gewesen; er kannte nur einen Schnitt der Kleider, den er seit Jahren für alle Bedienten des Hauses benutzte. Der Stoff, aus dem mein neuer Anzug verfertigt wurde, war zwar von feinem Gespinnst, ein Fabrikat des Hauses, worin ich nun lebte, doch aus Mangel an Kenntniß und den nöthigen Vorkehrungen so schlecht bereitet, daß er nur in der Ferne eine Aehnlichkeit mit Tuch hatte. Auf gleiche Weise wurde meine Fußbekleidung durch einen Eingebornen besorgt, und um das Werk zu vollenden, schnitt einer der Bedienten, der dieß Geschäft bei seinen Kameraden besorgte, mein Haar, das auf den mühseligen langen Märschen völlig verwildert war, auf eine Weise zurecht, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich mich im Spiegel erblickte. Und nun war ich fähig, der Familie des Hauses vorgestellt zu werden.

Nennen Sie mich nicht undankbar, verehrte Eltern. Ich erkannte mit dankbarer Seele die wohlthätige Verbesserung meiner Lage, aber ich stand dennoch betrübt vor dem Spiegel und betrachtete mich mit einem erzwungenen Lächeln, durch das ich mich selbst aufzurichten strebte. Ich mußte daran denken, daß ich sonst nur die feinsten, ausgewähltesten Zeuge für würdig hielt meinen Leib zu bedecken, und daß

die vorzüglichsten Kleiderkünstler in Paris oft noch von mir getadelt wurden und mich nicht zufrieden stellen konnten. Meine Haut durfte nur Battist oder höchstens die feinste holländische Leinwand berühren, und ich gestehe, ich war nicht frei von Eitelkeit in Bezug auf mein vorzüglich schön gelocktes Haar, und ich hielt Wohlgerüche für ein unentbehrliches Bedürfniß des Lebens, und nun — wie demüthig umhüllt, ja, wie lächerlich entstellt blickte mich mein Bild aus dem Spiegel an, mir allen Muth benehmend, mich vor den Frauen zu zeigen.

Der Graf hatte viele Stellen dieses langen Schreibens mit bewegter Stimme gelesen. Die Thränen der zuhörenden Frauen waren häufig geflossen; auch der General, der den kleinen Adalbert auf den Knieen hielt, hatte oft mit Mühe die Rührung zurückgehalten, die in ihm die Theilnahme an Evremonts Geschick erregte; aber jetzt schien er mit einer andern Empfindung zu kämpfen, die er einige Augenblicke mit Anstrengung unterdrückte; doch plötzlich brach er in ein herzliches, langes, lautes Gelächter aus.

Der Graf sah seinen Freund bei diesem unerwarteten Ausbruche der Heiterkeit verwundert an. Die Frauen richteten zornige Blicke auf ihn, und die sanfte Emilie sagte, indem sie unwillig ihre Thränen trocknete: Ist es möglich, daß die Kunde von so großen Leiden, von der traurigen

Lage eines Freundes irgend ein Gefühl von Heiterkeit erregen kann?

Werthe Freunde, sagte der General, die Thränen trocknend, die ihm sein heftiges Gelächter erpreßt hatte, sein Sie nicht undankbar, und verschonen Sie mich mit Vorwürfen und zornigen Blicken. Der Himmel weiß, wie oft ich im Stillen für Evremonts Schicksal gezagt habe, und wie herzlichen Antheil ich an seinen Gefahren und Leiden nehme, deren Größe nur der beurtheilen kann, der mit demselben Ungemache gekämpft hat. Aber er lebt, er ist gesund, unverstümmelt weder durch den Feind, noch durch das noch feindlichere Klima, die Gefahren, die ihn noch weiterhin in seiner Gefangenschaft hätten treffen können, sind abgewendet, gegen den furchtbarsten Mangel, dem er noch hätte erliegen können und dem Tausende erliegen werden, schützt ihn der Aufenthalt in einer achtbaren Familie, wohin Du, alter Freund, ihm auf's Schnellste die größten Summen senden kannst, was Du auch nicht unterlassen wirst; dieß ist ein Glück, so groß, so ernsthaft, daß Euer Dank dafür nicht feurig genug zum Himmel emporsteigen kann. Aber nun seid auch gerecht und vergönnt mir, da alle Gefahr und auch alle eigentliche Noth für ihn vorüber ist, das Lächerliche seiner Lage zu fühlen. Können Sie es läugnen, fuhr er fort, indem er sich an Emilie wendete, daß unser Freund die größ-

ten Gedanken in seiner Seele hegen konnte und zugleich daneben doch auch ernsthaft daran dachte, wie er sein Halstuch nach der Mode knüpfen sollte? Wollen Sie behaupten, daß das weiche, dunkle, schön gelockte Haar ihm nie eine angenehme Beschäftigung gewährt habe? Und nun ist es gefallen unter der plumpen Scheere eines Bauern. Achtete er nicht beinah ängstlich darauf, in seinem Anzuge die Sitte des Tages zu beobachten? Er war die Zierde der Gesellschaften, und dieß bewußtlose Gefühl gab ihm die liebenswürdige Sicherheit des Betragens, die gleich weit von kindischer Schüchternheit entfernt ist, wie von ungezogener Anmaßung. Er war der Spiegel der Mode, alle jungen Herren, die auf guten Ton Anspruch machten, suchten sich ihm ähnlich zu gestalten, und nun, wie sehr sind alle diese Vorzüge für den Augenblick verdunkelt! Aber beruhigen Sie sich, meine Freunde; die großen Geldsummen, die Sie senden werden, erreichen ihn bald. Dann wird er die demüthige Hülle eines Kinderlehrers abwerfen und, wie die Sonne aus verschleierndem Nebel, zum Erstaunen seiner Umgebung glänzend hervortreten.

Es konnte Niemand umhin sich einzugestehen, daß der General nicht mit Unrecht Evremont der kleinen Schwächen beschuldigte, deren er gedachte. Sie waren aber so eng mit allen liebenswürdigen Eigenschaften seines Charakters ver-



webt, daß Niemand sie hinweg gewünscht hätte, und das unwillkührliche Lächeln auf allen Gesichtern zeigte dem Freunde, daß man die Wahrheit seiner Bemerkungen anerkannte. Dieser hob den kleinen Adalbert von seinen Knieen auf, küßte ihn herzlich und rief: Ich sage Dir, mein Junge, werde so gut, so brav wie Dein Vater, so edel, so mild, so treu in der Freundschaft und so großmüthig wie er, dann will ich Dir erlauben, Dich noch sorgfältiger zu putzen, wie er selbst, wenn es möglich ist.

Diese Unterbrechung hatte die tiefe Rührung der Familie gemildert, und man vernahm in ruhiger Stimmung, indem man zuweilen auch ein Lächeln sich erlaubte, die weiteren Klagen Evremonts, die der Graf vortrug. Ich wendete mich von dem Spiegel ab, schrieb Evremont weiter, und schritt einige Mal im Zimmer auf und ab, um den unangenehmen Eindruck zu besiegen, den mein Bild in demselben auf mich gemacht hatte; dann faßte ich den Muth mich den Damen vorzustellen.

Des andern Tages, nun völlig hergestellt von allen erduldeten Beschwerden, begann ich mit Eifer mein Geschäft. Ich unterrichtete die Kinder in allen Dingen, worin ich Unterricht zu ertheilen vermochte. Ich lehrte nicht nur französisch, sondern auch Zeichnen, Geschichte und Erdbeschreibung, und unterrichtete die Knaben in der Mathematik.

Die dankbaren Eltern erkannten um so mehr meine Bemühungen an, als sie, wie sie glaubten, ein so vorzügliches Loos getroffen hatten. Denn in allen Nachbarhäusern waren ebenfalls kriegsgefangene Franzosen; da diese aber größtentheils waren, was ich schien, nämlich gemeine Soldaten, so konnten sie weder Sitten, noch irgend eine Wissenschaft lehren, und ich mußte oft lächelnd bemerken, daß sich durch Einige sogar die provinziellen Dialekte unsers schönen Frankreichs zu verbreiten anfingen. Auf diese Art fühlte ich mich bald heimisch bei den guten Menschen, in deren Hause ich lebte, und sie behandelten mich bei sich wie ein Glied ihrer Familie. Anders war dieß freilich in der Gesellschaft, wo ich völlig bis zum Nichts herabsank, denn die Edelleute, zu denen sich die Prediger gesellten, bildeten eigentlich die Gesellschaft. Die verschiedenen Hofmeister und Lehrer waren nur gegenwärtig, ohne dazu zu gehören, und von diesen sonderten sich die Deutschen wieder ab, die natürlich Anspruch darauf machten, Gelehrte zu sein, und deßhalb mit großer Geringschätzung auf die Franzosen herab sahen, die sie ohne Ausnahme für gemeine Soldaten hielten. Den Frauen nähert man sich in Gesellschaften nur beim Tanze, und da es meinem Gefühl zu sehr widersprach, mit fremden Frauen zu tanzen, indeß meine angebetete Emilie vielleicht brennende Thränen des bittersten Kummers über mein Schick-

sal vergießt, und da ich außerdem vermeiden wollte, daß man den Wunsch äußern möchte, ich solle die Kinder auch in dieser Kunst unterrichten, weil ich in meiner abhängigen Lage keinen Wunsch, der geäußert wurde, ablehnen durfte, so läugnete ich hartnäckig, daß ich zu tanzen verstehe, und obwohl man dieß von einem Franzosen lange nicht glauben wollte, hörte man doch endlich auf mich aufzufordern, an einem Vergnügen Theil zu nehmen, das keins für mich sein konnte.

Er hat Recht, unterbrach der General abermals die Vorlesung, er hat Recht. Daß er ernsthafte Wissenschaften zu lehren sucht, in einer Abhängigkeit, die er aus ehrenvollen Gründen erduldet, kann ihn nie beschämen; aber ewig unauslöschlich lächerlich und kränkend würde es mir sein, wenn ich mir einen der bravsten Offiziere der großen Armee denken müßte mit russischen Kindern nach einer armseligen Geige herumspringend, um ihnen Künste zu lehren, womit sie in ihren Gesellschaften glänzen sollen.

So geschah es, fuhr der Graf aus Evremonts Briefen fort, daß ich mich nie so völlig einsam fühlte, wie in den Gesellschaften, die sich hier auf dem Lande bildeten, und ich sehnte mich herzlich nach dem spät beginnenden Frühlinge, um einigen Ersatz für alles, was ich entbehre, in der Na-

tur zu finden. Doch auch diese bietet hier Genuß mit karger Hand. Die Gegend wenigstens, in der ich lebe, ist so völlig flach, daß man den kleinsten Hügel ganz ernsthaft einen Berg nennt, und das Auge schweift, irgend einen Punkt suchend, an den es den Blick fesseln möchte, ermüdet über unermeßliche Kornfelder, die oft nur der Horizont begränzt. Man bekommt ein ängstigendes Gefühl der Trockenheit, weil man mehrere Meilen fahren kann, ohne das kleinste Wasser zu erblicken, und trifft man endlich auf einen Bach, so fließt er träge zwischen flachen Ufern, und ist im Sommer mit Schilf und Binsen bewachsen. Dieß ist im Allgemeinen der Charakter des Landes, und dennoch lieben dessen Bewohner hier die Natur mehr, als ich es an den Bewohnern der glücklichsten Gegenden bemerkt habe. Man kann sagen, sie feiern jeden schönen Tag, den ihnen der hier strenge Himmel etwa gewährt; sie benutzen jeden Platz an einem dieser Flüsse oder der kleinen Seen im Lande, um anmuthige Gärten zu bilden. Ja, sie wandeln zu diesem Zwecke die unwirthbarsten Sümpfe um und ringen mit unglaublichen Anstrengungen der widerspenstigen Natur ein kleines Fleckchen ab, um ihre Sehnsucht nach einer anmuthigen Umgebung zu befriedigen. In solchen kleinen Paradiesen kann man es zuweilen vergessen, daß man so hoch im Norden lebt; nur muß der unter den Blüthenbüschen Wandernde sich hüten, daß sich sein Auge

nicht über die Umzäunung hinaus verirrt, sonst wird ihn die Oede rund umher daran erinnern.

Daß ich nun hier, meine theuern Eltern, troß der Güte, die ich erfahre, ein höchst trauriges Leben führe, werden Sie begreifen, in drückender Abhängigkeit, von der Gesellschaft eigentlich ausgeschlossen, zurückgestoßen von der rauhen Natur, ohne alle Nachricht von allen mir theuern Wesen, und durch die öffentlichen Nachrichten für mein Vaterland mit Recht besorgt! Ich läugne nicht, daß ich mich oft mit aller Anstrengung ermannen muß, um den Kummer, den ich im Herzen trage, denen nicht zu zeigen, die ihn weder verstehen noch theilen könnten, denn sehr begreiflich sind hier viele Dinge, die mich betrüben, eine Ursache zur Freude.

Es war mir ein Trost, in einsamen Stunden diese Zeilen an meine Familie zu richten, ohne daß ich wußte, wie sie bis zu Ihnen, geliebte Eltern, gelangen sollten. Nach Jahren hatte ich gestern das erste Mal wieder das Gefühl lebhafter Freude. Der älteste Sohn des Hauses, in dem ich lebe, überraschte seine Eltern und Geschwister auf seinem Rückwege zur Armee mit einem kurzen Besuche. Er hat mir sein Ehrenwort gegeben dafür zu sorgen, daß diese Briefe sicher in Ihre Hände kämen, mein theurer Vater, und ich betrachte nun meine Noth als geendigt. Evremont fügte noch Vieles hinzu für jedes einzelne Glied der Familie, wel-

ches der Graf nicht angemessen fand dem Generale mitzutheilen, und er endigte die Vorlesung, die Alle mit so inniger Theilnahme angehört hatten.

XIII.

Das Schreiben Evremonts hatte die schmerzliche Trauer in der Familie des Grafen geendigt. An die Stelle der quälenden, alle Lebenskräfte verzehrenden Angst trat die wohlthätige Sehnsucht der Liebe, die zwar innig die Vereinigung mit dem Geliebten herbei wünscht, aber, wenn das Schicksal zögert diese zu gewähren, die Stunden des Erwartens dadurch versüßt, daß sie alle dem Streben gewidmet werden, den schönen Augenblick, wenn er endlich eintritt, auf alle Weise zu verherrlichen. Der Graf hatte leicht Mittel gefunden, da er Evremonts Aufenthalt kannte, ihm solche Summen zu übersenden, daß von einer abhängigen Lage nun bei ihm nicht die Rede mehr sein konnte, und da das ganze Land von Feinden gereinigt war, so konnte ein regelmäßiger Briefwechsel eintreten, der ein großer Trost für Alle wurde. Emilie hatte nun Gemüthsruhe genug den wohlgemeinten Rath ihrer Tante zu befolgen, und sie theilte ihre Zeit zwischen der Sorge für ihren Sohn, den sie schon zu unterrichten anfing, und eigenen Studien und Musik. Die wohlwollende Adele rief oft triumphirend: Hatte ich nicht Recht, daß ihn

der Himmel zu unserm Troste erhalten würde und war nun nicht all die furchtbare Angst unnöthig? Sie liebte Evremont mit der Zärtlichkeit einer Mutter; sie hatte oft verzweiflungsvoll für ihn gezagt, aber sie war nun herzlich froh, mit gutem Gewissen die Last der Traurigkeit abwerfen und sich ihrer angebornen Heiterkeit überlassen zu dürfen. Der Graf gewann den Gleichmuth der Seele wieder, denn er durfte den Schlag des Schicksals nicht mehr befürchten, den er sich bewußt war nicht ertragen zu können, und die Gräfin, die sich dem Grabe sichtlich zugeneigt hatte, kehrte, gestärkt durch die innere Ruhe, noch ein Mal auf den Weg des Lebens zurück. Selbst die Kräfte des alten Dübois schienen sich zu verjüngen, da er den jungen Grafen, wie er Evremont nannte, in Sicherheit wußte; es entzückte ihn, daß der gütige Herr auch seiner in dem langen Schreiben gedachte, und er widmete nun dem kleinen Grafen, wie er den kleinen Adalbert nannte, doppelte Aufmerksamkeit und hatte wenigstens selbst eben so viel Freude daran, als er in Evremont dadurch zu erregen hoffte, daß der Kleine so reines Französisch sprach, daß kein Pariser etwas daran zu tadeln gefunden haben würde, ein Verdienst, welches sich der alte Haushofmeister ganz allein zuschrieb.

Jeder Fortschritt, den die verbündeten Truppen in Frankreich machten, erhöhte die Zufriedenheit der Familie des Gra-

sen, denn jeder führte die Hoffnung des endlichen Friedens näher. Eine ganz andere Wirkung hatten diese Fortschritte auf das Gemüth des General Clairmont. Er hatte gehofft, Frankreich würde der gesammten Macht Europas widerstehen und so auf eigenem Boden den in der Ferne verlornen Ruhm wiedergewinnen. Ihn entzückte daher jeder Vortheil, den die Franzosen erkämpften, und er erklärte es für eine Verwegenheit der Verbündeten, daß sie sich nach Paris wendeten, denn er sagte ihren gewissen Untergang vor dieser Stadt voraus, deren gesammte Bevölkerung, wie er behauptete, die Waffen gegen den eindringenden Feind ergreifen würde. Als nun der entscheidende Schlag gefallen war, Paris in seinen Mauern die fremden Heere aufnahm, gränzte seine Stimmung an Verzweiflung, und als bald darauf Napoleons Abdankung und die Zurückberufung der Bourbons erfolgte, schloß er sich zwei Tage in sein Zimmer ein, ohne selbst dem Grafen Zutritt zu verstatten, der so gern den Freund beruhigt hätte.

Als endlich der General wieder in der Gesellschaft erschien, war er bleicher und ernster als gewöhnlich. Ich werde Dich nun bald verlassen, sagte er dem Grafen, indem er ihm die Hand reichte. Die Erinnerung an Deine Freundschaft, an den langen Aufenthalt in Deinem Hause wird mir um

so wohlthätiger sein, da ich Deinem Beispiel folgen und mich auf meine Güter zurückziehen werde.

Wie kommen Sie zu dem Entschluß? rief Adele unbedachtsam. Wie oft haben Sie behauptet, in Frankreich könne man nur in Paris leben, wenn man das Leben mit allen seinen Vorzügen genießen wolle.

Paris ist nichts mehr für mich, rief der General mit aufflammendem Unwillen. Welchen Reiz könnte Paris für mich noch haben, wo Alles danach strebt, ein ruhmvolles Leben zu vergessen oder als ein Verbrechen zu behandeln, wo selbst jedes Zeichen vertilgt werden soll, das an eine so nahe Vergangenheit erinnert, daß sie beinah noch Gegenwart ist. Nein! rief er, indem er die dreifarbige Kokarde vom Hute nahm, nie werde ich dieses Zeichen gegen das weiße Band vertauschen; und darf ich es nicht mehr öffentlich erheben, so soll es auf meinem Herzen ruhen, so mag es mit mir begraben werden. Er wendete sich ab, um das Gesicht, auf dem Zorn und Rührung mit einander kämpften, zu verbergen.

Wie ist es möglich, sagte der Graf in besänftigendem Tone, daß die Farbe eines Bandes Dich so leidenschaftlich erregen kann? Du sprichst nicht, wie Du denkst, sagte der General nach kurzem Schweigen, während dessen er den Freund zürnend angesehen hatte. Bleibt das ein bloßes Band, woran

sich tausend Erinnerungen der Ehre, der Begeisterung, des Entzückens nach überstandenen fast unglaublichen Gefahren knüpfen? Hätte man uns ein Zeichen nicht lassen sollen, unter dem Frankreichs Name unter allen Himmelsstrichen verherrlicht wurde? Nein, nimmermehr wird der, der dem kühnen Adler unter Egyptens heißen Himmel und nach Rußlands Wüsteneien folgte — — doch, ich vergesse, unterbrach er sich selbst mit Bitterkeit, ich vergesse, daß ich mit Dir rede, dessen Seele an alten eingesogenen Vorurtheilen hängt; der in Ereignissen, die außer aller menschlichen Berechnung lagen, mit Selbstzufriedenheit die richtige Berechnung seiner Weisheit erkennen, und der triumphirend mich daran erinnern wird, daß ja nun Alles so gekommen ist, wie er es vorhergesagt, der nun selbstgefällig in tiefe Einsicht verwandeln wird, was damals nur ein eigensinniges Festhalten veralteter Meinungen war.

Und fühlst Du nicht, sagte der Graf mit Milde, wie sehr Du mir unrecht thust, indem Du ein so treffliches Bild von mir entwirfst? Ich habe nichts vorhergesagt, ja ich gestehe, daß ich nicht erwartet habe, Ereignisse zu erleben, wie sie jetzt eingetreten sind, und wenn ich in früheren Zeiten glaubte, daß sie nicht außer dem Kreis der Möglichkeit lägen, so hatte mich die Geschichte anderer Länder bewogen dieß anzunehmen und keineswegs eigensinniger Dünkel. Und

wenn ich dem Himmel von Herzen dafür danke, mein Vaterland von dem Drucke der französischen Uebermacht befreit zu sehen, so richte ich deßhalb den Blick nicht feindlich nach Frankreich hinüber, und sollte der Traum, den ich jetzt hege, denn nicht eben so wohl wie der frühere in Erfüllung gehen können? Sollten nicht beide Nationen, statt einander feindlich zu vertilgen, ihre gegenseitigen Vorzüge anerkennen? Sollte nicht ein friedlicher Wetteifer eintreten können in der Ausbildung jeder Kunst und jeder Wissenschaft des Lebens? Und sollten nicht beide statt einander feindlich zu berauben, nun lieber durch gegenseitigen Austausch zu gewinnen suchen? Der Haß, der sich jetzt noch durch die aufgeregten Leidenschaften ausspricht, wird sich bald verlieren. Die Deutschen sind zu geneigt fremdes Verdienst anzuerkennen, als daß sie nicht bald wieder auch das französische gehörig würdigen sollten, und den Franzosen, erlaube es mir zu sagen, wird das erlebte Unglück eben so heilsam sein, wie einem in Reichthum, Glück und Gesundheit übermüthigen jungen Manne ein Schlag des Schicksals zuweilen wohlthut. Es wird Euch bescheidener machen und die Idee wird bei Euch Zugang finden, daß es auch außerhalb Frankreich noch etwas Bedeutendes und Wissenswerthes geben kann, daß auch die Bestrebungen anderer Nationen Achtung verdienen, und eine engere und edlere Verbindung wird sich so zwischen Euch und Euern

Nachbaren bilden, als wenn Ihr sie durch die Gewalt der Waffen unterdrücktet.

Der General war zu sehr mit seinen eigenen Gefühlen beschäftigt, als daß er die Worte des Freundes hätte genau beachten können. Er hörte nur im Allgemeinen die wohlwollende Gesinnung heraus, und mehr dem Gange seiner Gedanken folgend, als dem Grafen antwortend, sagte er: Es ist wahr, im Gefolge der Revolution waren empörende Gräuel. Das edelste Blut vergoß man, der Menschlichkeit Hohn sprechend, in Strömen, aber gestehe es, viele große Gedanken wurden auch ausgesprochen und faßten unmerklich Wurzel in jedes Menschen Brust, und wenn Du zurückblickst, wie weit alle Staaten sowohl, als einzelnen Menschen von der Stelle aus weiter geschritten sind, wo sie vor dieser Revolution standen, so wirst Du zugeben müssen, daß sie, wenn sie auch wie ein furchtbar zerstörendes Gewitter über die Länder schritt, doch auch wie dieses Spuren des Segens zurückgelassen hat. Napoleon bändigte dieses Ungeheuer, aber mit ungemessenem Ehrgeiz opferte er den kühnsten Plänen wieder das edelste Blut in Strömen, und doch fand Frankreich Trost in dem Ruhme, der seinen Namen unter den fernsten Himmelsstrichen verherrlichte. Jetzt hat nun wieder das strömende Blut vieler Tausende den Boden der Länder geröthet, um die Ver-

gangenheit zurückzuführen, und welcher Segen wird uns für diese Opfer?

Die Segnungen des Friedens, sagte der Graf, den Euer schönes Frankreich sowohl bedarf, wie alle europäischen Länder. Wir müssen erst erwarten, erwiederte der General, was dieser Frieden für Folgen haben wird, ehe wir seine Segnungen preisen. Ich werde mich auf jeden Fall zurückziehen und in ruhiger Muße für die Erziehung meiner beiden Knaben sorgen. Armer Bertrand! fuhr er seufzend fort, unser Napoleon und Eugen werden diese Namen nicht von Neuem verherrlichen, wie Du hofftest, denn Gott weiß, ob man ihnen nicht die Namen selbst als Verbrechen anrechnen wird.

Wenige Tage nach dieser Unterredung schied der General von seinem Freunde, und Beide trennten sich nicht ohne Rührung, denn wie verschieden auch oft ihre Ansichten waren, so fand doch Jeder in dem Andern so viele Vorzüge anzuerkennen, daß die gegenseitige Achtung das in der Jugend geknüpfte Band der Freundschaft nur dauernder und fester machte, und schon den folgenden Tag, als der General französischen Boden berührte, dachte er: Sollte es denn nicht möglich sein, daß, wie ich Hohenthal liebe und achte, obgleich er ein Deutscher und von den Grillen dieser Nation nicht frei ist, und wie er mich liebt, obgleich er meine

besten Eigenschaften für Thorheiten eines Franzosen hält, eben so einst beide Völker in aufrichtiger Freundschaft einander gegenüberständen? Diese friedlichen Gesinnungen wurden jedoch bald aus der Brust des französischen Kriegers verscheucht, indem er den feindlichen Truppen begegnete, die so gleichgültig auf französischem Boden wandelten, als wäre es gar nichts Besonderes für sie, sich hier als Sieger zu bewegen, und es gereichte ihm nur dieß zu einigem Troste, daß alle wenigstens auf dem Wege waren Frankreich zu verlassen.

Unter den rückkehrenden Kriegern war auch der Graf Robert und seine Freunde, und wenige Tage, nachdem der General das Haus des Grafen verlassen hatte, wurde dieser auf's Angenehmste durch die Ankunft seines Vetters überrascht, der dieß Mal in Begleitung aller seiner Freunde kam, denn auch Wertheim und der Baron Lehndorf kehrten nach Deutschland mit ihren Truppen zurück, und natürlich mit ihnen der Arzt und Gustav Thorfeld.

Die Freude Aller wurde erhöht, als sie erfuhren, daß Evremont lebe, und daß man nun, da alle Kriegsgefangenen frei gegeben wurden, seine baldige Rückkehr erwarten dürfe. Der Graf bemerkte mit Wohlgefallen, daß das scheue, finstere Wesen Wertheims sich verloren hatte, und daß seine Sitten milder, als sonst erschienen. Der Graf Robert löste



dem Oheim dieß Räthsel, indem er ihm die glückliche Veränderung mittheilte, die in der ganzen Lage des jungen Mannes eingetreten sei. Durch eine weitläuftige Verwandte war ihm eine Erbschaft zugefallen, und zwar hatte ihn diese zum einzigen Erben eingesetzt und die entlaufene Schwester gänzlich ausgeschlossen. Dieß Vermögen setzte ihn in den Stand, das kleine Gut kaufen zu können, welches der Graf früher dem Obristen Thalheim eingeräumt hatte; und wenn er sich nun dazu entschließen wolle, dieß dem jungen Manne zu überlassen, so könne er, bemerkte der Graf Robert, dessen Lebensglück begründen, denn alsdann sei er entschlossen, sich dort niederzulassen und sich mit der ältesten Schwester des Grafen zu verbinden, indem Beide, von gegenseitiger Neigung bestimmt, dieß sehnlichst wünschten.

Da Sie, mein lieber Vetter, erwiederte der Graf, Hohenthal als Ihr künftiges Eigenthum betrachten müssen, so ist es mehr Ihre, als meine Sache, und ich gebe im Voraus zu jeder Einrichtung, die Sie dort treffen, meine Einwilligung.

Der Graf gab es nicht zu, daß sein Vetter sich in Danksagungen ergoß, indem er scherzend bemerkte, daß er noch zu lange zu leben hoffe, als daß er jetzt schon Dank für ein Erbe verdiene, das er erst so spät zu überlassen gedenke, und er führte bald seinen Vetter auf das Schicksal

seines Freundes zurück. Wodurch er völlig zur Milde gestimmt wurde, fuhr der Graf Robert in Beziehung auf Wertheim fort, war, daß, als wir nicht weit von Paris in ein artiges Landhaus einquartirt wurden, er in der Besitzerin seine entflohene Schwester erkannte, die hier mit ihrem Gatten, der, in Spanien schwer verwundet, zum Dienst untauglich wurde, in glücklicher Ehe lebte. Drei schöne, in Gesundheit blühende Kinder umgaben dieß Paar, und die Versöhnung war bald gemacht, da Wertheim seine Schwester als Gattin dessen fand, der sie entführt hatte, und da man ihn versicherte, daß der französische Offizier sie in Deutschland schon förmlich geheirathet haben würde, wenn man nicht überzeugt gewesen wäre, der Bruder werde dieß nicht zugeben und im Gegentheil darauf bestehen, daß die Schwester dem Baron Lehndorf ihr übereilt, bloß um seinen Wunsch zu erfüllen, gegebenes Wort halten solle, wodurch sie sich für ihr ganzes Leben höchst unglücklich gefühlt haben würde. Da Wertheim sich gestehen mußte, daß er allerdings so gehandelt haben würde, und da Lehndorf über den Verlust der früheren Braut längst durch die Hoffnung getröstet war, sich mit meiner jüngeren Schwester zu verbinden, so war die Versöhnung von allen Seiten leicht, und Wertheim, der es früher für die Aufgabe seines Lebens hielt, diesen Franzosen von der Oberfläche der Erde zu ver-



tilgen, schied als dessen aufrichtiger Freund von ihm. Er hatte nämlich die Schwester mit dem Tode ihrer gemeinschaftlichen Verwandtin bekannt gemacht, ohne ihr zu sagen, wie feindlich die sie auch im Tode vom Mitgenusse ihres Vermögens ausgeschlossen habe, deren Geiz ihr und der Mutter, als sie noch lebte, auch in der dringendsten Noth selbst die kärglichste Unterstützung versagt hatte. Mein Freund wollte also, fuhr der Graf Robert fort, sein Erbe mit der Schwester theilen, doch deren Gemahl gab dieß nicht zu, indem er dem Bruder seiner Gattin bewies, wie sein Vermögen bedeutend genug sei, daß er leicht diesen Zuwachs entbehren könne, uud nach einem gegenseitigen Kampfe der Großmuth blieb mein Freund der einzige Besitzer des Vermögens, indem er gern als Gabe des Wohlwollens den Vortheil annahm, den ursprünglich nur der Haß ihm hatte zuwenden wollen. Der Baron Lehndorf, berichtete der Graf Robert weiter, hat bei unserer Rückkehr die sichere Aussicht auf eine sehr gute Anstellung bei dem Forstwesen, wodurch er ebenfalls in die Lage kommt, einen Hausstand begründen zu können, was er in Vereinigung mit meiner jüngeren Schwester zu thun beabsichtigt.

So haben Sie ja bei Ihrer Rückkehr, bemerkte der Graf lächelnd, die Aussicht auf eine Reihe von Festen, auf viele fröhliche Hochzeiten.

Gewiß, gewiß, rief der Arzt, der mit seinen großen Sporen im Saale umherklirrte. Sobald ich zurückkehre, wird das große, das heilige Fest begangen. Alle meine Gedanken richten sich nach der Heimat; das Bild meiner geliebten Braut folgte mir überall, und ich habe selbst in Frankreich mancherlei Tand für sie eingekauft, um sie damit zu schmücken, und auch für meine Schwiegermutter, die sich eigentlich noch lieber putzt und bunter kleidet, als es sich, wie mich bedünken will, für ihr Alter ziemt. Aber unschädlichen Thorheiten giebt der Weise nach, und besser zu viel Schmuck an den Bewohnern und im Hause, als daß die Grazien darin fehlen sollten.

Man gab dem Arzte, der diese Rede mit großer Selbstzufriedenheit gehalten hatte, von allen Seiten Recht, und die Frauen verlangten die Geschenke zu sehen, die er für die Braut und Schwiegermutter bestimmt hatte, um, wie sie sagten, seinen Geschmack zu bewundern. Der gutmüthige Arzt, der auf Alles eitel war, wurde durch diese Aufforderung erfreut und brachte nur zu gern alle Gegenstände zum Vorschein, die er, wie er sagte, in Frankreich rechtlich eingehandelt und nicht, wie ihm dieß von Manchem bekannt sei, ohne weitere Zahlung an sich gebracht habe; und die Frauen rühmten scherzend jedes Stück und lobten den zarten Sinn des glücklichen Arztes, der, die Vorliebe seiner Schwieger-

mutter für alles Bunte kennend, ihren Geschmack beinah auf eine übertriebene Weise zu befriedigen gesucht hatte. —

Die Freunde blieben einige Tage bei dem Grafen, der sich ernstlich für den jungen Thorfeld zu verwenden versprach, um ihm eine Stelle als Justizamtmann in der Nähe von Hohenthal zu verschaffen, deren Besitz er so heftig wünschte, wie der Arzt auf seine Weise mit feinem Scherz bemerkte, um in der Nähe zu bleiben und sich gegen Eingriffe in seine Eigenthumsrechte auf das Herz der Tochter des Predigers zu bewahren. Der junge Mann schwieg erröthend, und es ließ sich also annehmen, daß der oft wiederholte Scherz des Arztes nicht grundlos war.

Die Gräfin bemerkte während dieser Zeit gegen den Grafen Robert, daß es wunderbar sei, wie verschieden Glück und Unglück auf verschiedene Charaktere wirke. Viele Menschen, sagte sie, werden durch Ungück erzogen. Es macht sie ernster, milder, theilnehmender gegen Andere, wenn sie selbst die Schmerzen kennen gelernt haben, mit denen dieß Leben uns verfolgt. Andere macht dagegen das Unglück hart, störrisch und roh, wie wir dieß an Ihrem Freunde Wertheim bemerken mußten, und nur das Glück vermag diese zu erziehen, ihren Charakter edler, ihre Sitten milder zu machen. Graf Robert erröthete, denn er erinnerte sich daran, daß auch er zu denen gehörte, die das Glück edler gebildet

hatte, und daß sein erstes Auftreten im Hause seines Oheims keinen vortheilhaften Begriff von seinen Sitten erregt haben konnte. Er sagte endlich verlegen: Auffallender ist es noch, wie sehr der unaussprechliche Haß gegen Frankreich und gegen Franzosen in der Brust meines Freundes gemildert ist, seitdem er in dem Entführer seiner Schwester deren rechtmäßigen Gemahl und einen braven, achtungswerthen Mann kennen gelernt hat.

Es ist überhaupt schwer, bemerkte der Graf, genau zu bestimmen, in wie weit sich Persönlichkeit in unsere Gefühle mischt, wenn wir das Vaterland lieben oder dessen Feinde hassen, und ich glaube, wenn wir recht scharf sondern wollten, würde nicht immer so viel Tugend übrig bleiben, wie man in neuester Zeit in diesen Empfindungen zu suchen gewohnt ist.

Während des Aufenthaltes der Freunde beim Grafen gewann der Graf Robert den kleinen Adalbert so lieb, daß er im Scherze behauptete, er müsse noch einst durch eine Verbindung mit seinem jüngst gebornen Töchterchen sein Sohn werden, und er wiederholte diesen Scherz so oft, daß man leicht bemerken konnte, wie der Wunsch sich ganz ernsthaft in seiner Seele ausbildete.

Die Heiterkeit des Beisammenseins wurde den Freunden nur auf Augenblicke getrübt, wenn sie daran dachten, daß

Evremont in ihrem Kreise fehle, und jedes Mal, indem sie über seine Abwesenheit seufzten, stieg zugleich ein Dankgebet zum Himmel empor dafür, daß er ihnen erhalten war.

Endlich war der Augenblick der Trennung erschienen, und wenn auch ein Gefühl der Wehmuth Alle beim Abschiede ergriff, so eilten doch der Graf Robert und seine Freunde mit freudigem, hochklopfendem Herzen ihren heimathlichen Bergen zu, denn Jeder wußte, daß ihn dort ein sehnsüchtiges Herz erwartete und zärtliche Blicke ihn begrüßen würden. Der alte Dübois wollte seinen Sohn, wie er den jungen Thorfeld nannte, nicht entlassen, ohne ihm ein Geschenk aufzudringen, worin der junge Mann mit Rührung von Neuem die väterliche Liebe des Greises erkannte. Der Arzt verhehlte sein Gefühl höchster Glückseligkeit beim Abschiede nicht. Ich werde, rief er, indem er sich die Thränen der Rührung abtrocknete, die ihn zugleich bewältigte, den Lohn aller der Opfer empfangen, die ich dem Vaterlande gebracht habe. Die erhöhte Liebe und Achtung meiner Braut wird meine Anstrengungen belohnen, und die Lorbeern werden mich ehren, die ich im Kriege gewann, nicht indem ich Menschen tödtete, sondern indem ich manchen braven Mann erhielt.

Es ist wahr, sagte der Graf Robert, mit wahrer Tollkühnheit wagte sich der Doktor jedes Mal auf das Schlacht-

feld, wenn kaum der Feind sich zurückzog, und die Kugeln noch herüber und hinüber flogen; wie ein Geier auf seine Beute stürzte er sich auf die Verwundeten, und Viele danken ihr Leben und die Erhaltung ihrer Glieder nur der schnellen Hülfe, die er ihnen durch diesen Muth gewährte, und da unter den Geretteten mancher bedeutende Mann ist, so glaube ich, daß diese seltene Tapferkeit eines Arztes noch durch eine Auszeichnung belohnt werden wird.

Das eiserne Kreuz, sagte der Arzt, indem er sich sehr in die Brust warf und dadurch einige Aehnlichkeit mit einem indianischen Hahne gewann, das eiserne Kreuz kann mir nicht entgehen, wenn man nicht ganz ungerecht gegen mich sein will.

Endlich trennte man sich, und der kleine Adalbert vermißte noch einige Tage den Grafen Robert und Thorfeld schmerzlich, die sich so viel mit ihm beschäftigt, daß sie die lebhafteste Zuneigung des Kindes gewonnen hatten.

XIV.

Das Leben war auf dem Landsitze des Grafen nach der Abreise der Freunde wieder in seine gewohnten Gleise zurückgekehrt. Die Tage verstrichen gleichmäßig unter ernsten Beschäftigungen, oder im Genusse der Natur, der Poesie und Musik, und dieser einfache Gang des Lebens wurde nur durch

erhöhte Heiterkeit unterbrochen, wenn Briefe von Evremont eintrafen. Man hatte nun nichts mehr für ihn zu fürchten, seine Lage nicht mehr zu beklagen; also gewährten seine Briefe reine Freude, nur mit der kleinen Beimischung von Schmerz, daß die sehnsüchtige Erwartung immer noch getäuscht wurde; er konnte immer noch nicht seine Abreise aus Rußland melden. Obgleich es bekannt war, daß die kriegsgefangenen Franzosen ohne Schwierigkeit Erlaubniß erhalten sollten, nach Frankreich zurückzukehren, so war es doch natürlich, daß bei der weiten Ausdehnung der russischen Provinzen manche Zögerung für viele Einzelne eintrat, und Evremont besonders wollte nun bei seiner Abreise doch einen Paß erhalten, in dem sein wahrer Rang in der französischen Armee verzeichnet wäre. Er hatte sich zum Theil in dieser Absicht nach Petersburg begeben, weil er dort mit Gewißheit hoffen konnte, mehrere Franzosen anzutreffen, denen er persönlich bekannt wäre, und die also sein Gesuch unterstützen könnten. Aber auch in der kaiserlichen Residenz mußte er seinen Aufenthalt länger ausdehnen, als er wünschte, ehe er sein Ziel erreichen konnte, und er schrieb seinen Freunden über diese merkwürdige Stadt:

„Wer Petersburg sieht, wird sich des Staunens nicht erwehren können über das Ungeheure, was menschliche Anstrengung in wenig mehr als hundert Jahren hervorzubrin-

gen vermochte. Wenn man die demüthige Hütte besucht hat, die sich Peter der Erste errichtete, von wo aus er sein Riesenwerk leitete, und wirft dann einen Blick auf die unermeßlichen Straßen, auf die kolossalen Palläste, die seitdem entstanden sind, oder auf die herrliche Einfassung der majestätischen Newa, und die großartigen, reich verzierten Thore und Gitter des Sommergartens, so kann sich die Phantasie nicht daran gewöhnen, sich dieß alles als kürzlich entstanden zu denken. Betrachtet man die ungeheuern Säulen aus Granit, jede aus einem einzelnen Block und wie Edelgestein polirt, die in der Kasanschen Kirche prangen, so darf man diese Werke dreist mit den Werken der Römer vergleichen, und hätte immer ein richtiger Geschmack diese ungeheuern Kräfte geleitet, daß wir eben so wohl den edeln Styl der Baukunst immer bewundern könnten, wie den großen Kraftaufwand, so wäre Petersburg beinah ein Wunder zu nennen, aber nicht zu läugnen ist es, daß sich dem Beschauer oft ein Gefühl aufdrängt, das ihn zwingt, eine solche Verwendung so ungeheurer Kräfte zu beklagen. Auch war es mir, nachdem das erste Anstaunen dieser Schöpfung vorüber war, störend, das lebendig-frohe Gewühl anderer Städte zu vermissen. Die Straßen sind so unermeßlich lang und breit, daß sie immer leer scheinen; die Plätze sind so groß, daß sich Alles darauf verliert, und ich weiß nicht, ob es vielleicht aus

diesem Grunde war, daß die Statue Peters des Ersten nicht den Eindruck auf mich machte, den ich erwartete. Sie sieht in dieser Umgebung klein aus, und selbst der Felsen, auf dem sie steht, kann nicht Bewunderung in dem Beschauer erregen, wenn er es nicht weiß, daß dieser ungeheure Granitblock aus Finnland hieher versetzt wurde, denn hier, wo er jetzt steht, sieht er bei Weitem nicht so groß aus, wie ich ihn mir nach Beschreibungen dachte. Einigermaßen mag der Sommer Schuld sein an dem todten Ansehn, das jetzt Petersburg hat, weil dann Alles eilt, für diese wenigen Monate die reizenden Landhäuser zu beziehen, die die Stadt von allen Seiten umgeben, und in der That, hier kann man es ganz verges-sen, daß man im Norden lebt. Diese verschwenderische Pracht von Blumen und blühenden Stauden entzückt das Auge; die sich auf dem Wasser schaukelnden, bunt geschmückten Gon-deln rufen südliche Bilder in unserer Seele hervor. Die schattigen Baumgänge gewähren anmuthige Kühlung bei dem Brande der Sonne und schützen gegen die rauhen Winde, die tückisch oft auf einmal an den Norden erinnern. Ist man so glücklich, an einem schönen Tage denn auch die nur in Rußland einheimische Hornmusik im Freien zu hören, so muß auch der eigensinnigste Kritiker gestehen, daß die große Kaiserstadt und ihre Umgebung die edelsten Genüsse zu ge-währen vermag. Ich habe niemals Instrumentalmusik ge-

hört, die auf mich einen so tiefen, unerklärlichen Eindruck gemacht hätte. Es ist ein lebendiges aus Menschen zusammengesetztes Instrument, das wir hier hören. Jeder bläst nur einen Ton auf einem der an Größe verschiedenen Hörner, und wenn auch diese Musik ihrer Natur nach wohl nur dazu geeignet ist, ernstere Sachen in gedehnten Tönen vorzutragen, so ist es doch auf's Höchste zu bewundern, wie dieß Menscheninstrument eingeübt ist, denn sie machen die schnellsten Läufe auf und ab mit einer Genauigkeit, die an's Unglaubliche gränzt. Nachdem mir diese Musik den höchsten Genuß gewährt hatte, drängte sich mir doch ein schmerzliches Gefühl auf, denn es drückte mich hart, den Menschen in dem Grade zur Maschine erniedrigt zu sehen.

Noch ergreifender aber und unendlich erhabener ist der Eindruck, den die russische Kirchenmusik auf jeden Menschen hervorbringen muß, dessen Seele für solche Eindrücke überhaupt empfänglich ist. Bekanntlich verbannt der strenge griechische Ritus alle Begleitung der Instrumente, auch verbietet dieselbe Strenge bei Besetzung des Soprans sich der Hülfsmittel zu bedienen, die die lateinische Kirche gestattet, also wird die Diskantstimme von Knaben gesungen, die für die Kapelle zu diesem Behufe ausgewählt werden. Die Seele wird getroffen und das Herz in seinen Tiefen bewegt, wenn diese göttlich schönen Stimmen sich himmelan schwingen, da-

rum, weil eine so süße Kindesunschuld in ihnen tönt, daß man unwillkührlich an die den Thron Gottes umschwebenden Engel denken muß. Freilich, wenn der Gesang verstummt ist und die Bewegung des Herzens sich beruhigt hat, behauptet dann der alte Fehler des Menschen, immer urtheilen und vergleichen zu wollen, sein Recht, nnd ich mußte mir gestehen, als ich die Kapelle verlassen hatte, daß die lateinische Messe kunstreicher ausgebildet ist, auch liegt die Ursache, warum dieß so ist, glaube ich ganz nahe. Da nämlich die Oberstimme in der griechischen Kirche immer von acht- oder zehnjährigen Knaben gesungen werden muß, so kann nie ein Virtuose die echte Kunst des Gesanges oder die ganze Tiefe des religiösen Gefühls darin entfalten, alle andern Stimmen müssen mit bescheidener Mäßigung behandelt werden, damit die Oberstimme nicht unterdrückt wird; deßhalb bewegt die rührende Unschuld in diesem himmlischen einfachen Gesange vorzüglich das Herz, wenn wir bei der kunstreicher gebildeten lateinischen Messe oft noch Gelegenheit haben, die große Virtuosität einzelner Sänger zu bewundern. Vielleicht würden diese Betrachtungen meinen griechischen Christen viel zu weltlich dünken, denn ich glaube, es fällt nur wenigen ein, den Gesang in der Kirche als Kunst zu betrachten; es scheint ihnen bloß unerläßlich zum Gottesdienst zu gehören. Ueberhaupt, glaube ich, hat die Kunst hier noch wenig Eingang ge-

funden, obgleich die Kaiserstadt viele herrliche Kunstwerke besitzt. Kunstgenuß ist hier ein Luxus, den sich nur Wenige erlauben, keineswegs ein Bedürfniß der Seele. Deßhalb durchwandert man die Säle, in denen die Kunstschätze sich befinden, beinah immer einsam, und auch ich habe mir nur einen flüchtigen Ueberblick zu verschaffen gesucht, freilich aus andern Gründen: Die Kunstwerke sind so zahlreich, die Sammlungen so großartig, daß ich nicht lange genug hier verweilen kann, um einigermaßen mit Nutzen sehen und das Gesehene im Gemüth ordnen zu können. Schon allein die Sammlung geschnittener Steine ist so groß, daß ein Studium dazu erforderlich ist, um sie einigermaßen kennen zu lernen, und ich habe mich während meines Hierseins oft darüber gewundert, daß bis jetzt so wenig über Petersburg und seine Kunstschätze geschrieben worden ist, wodurch der Fremde einigermaßen geleitet werden könnte.

Da ich also auf ein Studium der hier befindlichen Kunstwerke mich nicht einlassen kann, so gewährt es mir ein großes Vergnügen, die Stadt nach allen Richtungen zu durchstreifen, und wenn ich auf diesen Wanderungen in der Nähe großartiger Palläste noch hin und wieder armselige Häuser erblicke, so stellt sich mir dadurch die noch nicht lange entschwundene Zeit neben die Gegenwart, und die riesenmäßige Kaiserstadt mit ihren endlosen Straßen, ungeheuern Plätzen

und kolossalen Gebäuden ist, glaube ich, kein übles Bild des ganzen Rußlands überhaupt, dessen schnelle Entwickelung erst künftige Geschlechter ganz unparteiisch werden bewundern können. Bin ich von diesen Wanderungen und den Betrachtungen, die ich anstelle, ermüdet, dann schiffe ich mich auf einer Gondel ein, und die majestätische Newa trägt das leichte Schiffchen auf ihrem glänzenden Rücken; nach dem Takte der Ruderschläge gleitet das Fahrzeug dahin, und ich umkreise die blühenden Inseln, die sich mit ihren Blumen, Bäumen und freundlichen Häusern in der silberhellen, sie umfangenden Newa spiegeln. Fällt mir dann ein, daß dieß Duften und Blühen, dieser dunkle Baumschatten, diese schwebenden Gondeln nur wenige Monate das Auge entzücken, und den größeren Theil des Jahres alles dieß unter Schnee und Eis begraben liegt, so kann ich mir denken, daß es mir wie die Zaubereien in den Märchen der Tausend und Eine Nacht erscheinen würde, wenn ich nach einem hiesigen endlosen Winter alle diese Pracht für eine kurze Zeit auf einmal neu entstehen sähe, denn die Natur muß hier eilen, wenn sie etwas leisten will, und der Frühling wird beinah ganz übergangen; die dürren Bäume sind in wenigen Tagen belaubt, und der Winter geht beinah unmittelbar in den Sommer über.

Alle äußerten nach dieser Beschreibung, daß es ein großer Genuß sein müsse, Petersburg zu sehen, und der Graf

machte im Scherze den Vorschlag, dorthin zu reisen und Evremont abzuholen — ein Gedanke, aus dem vielleicht Ernst geworden wäre, wenn man nicht hätte befürchten müssen Evremont zu verfehlen, der leicht schon abgereist sein konnte, ehe seine Freunde die Kaiserstadt erreichten.

Unter diesen Erwartungen verschwand der Herbst und der Winter. Evremont fand mehr Schwierigkeiten, als er geglaubt hatte. Sein Aufenthalt in Petersburg dehnte sich in die Länge, Napoleon landete unerwartet in Frankreich, ehe er nach Deutschland zurückgekehrt war, und seine Freunde besorgten, daß die Wendung, die die öffentlichen Angelegenheiten nun nahmen, vielleicht auf's Neue seine Rückreise verzögern dürfte.

Evremonts letzte Briefe hatten gemeldet, daß er endlich seine Pässe, so wie er es wünschte, erhalten habe und nun Petersburg verlassen würde, um noch auf wenige Tage nach dem Hause zurückzukehren, das ihn so wohlwollend aufgenommen hätte und dessen menschenfreundlichen Besitzern er gewiß die Erhaltung seines Lebens zu verdanken habe — eine Wohlthat, die er jetzt erst nach ihrem ganzen Umfang zu schätzen begann, da sich das Leben mit allen seinen Reizen von Neuem vor ihm ausbreitete. Dieß waren die letzten Nachrichten, die man von Evremont erhalten hatte, und die, wie sie eintrafen, die ganze Familie in Entzücken ver=

setzten. Sein Schweigen nun gab Allen die traurige Ueberzeugung, daß er neue durch die eingetretenen Umstände veranlaßte Hindernisse gefunden haben müsse.

In solchen traurigen Betrachtungen saßen die Glieder der Familie an einem schönen Sommerabend bei einander im Saale des Hauses. Die Thüren nach dem Garten waren geöffnet und der Duft der Blumen strömte in den Saal; aus dem Garten hörte man den Gesang der Nachtigall und das Plätschern des Springbrunnens. Jeder saß in Schweigen versenkt, halb auf diese Töne lauschend, halb seinen kummervollen Gedanken hingegeben. Eine Bewegung in den nächsten Zimmern erregte endlich die Aufmerksamkeit, und indem Alle die Augen dahin richteten, erblickten sie zugleich Evremont, der hineinstürmte und abwechsend, ohne zu sprechen, Vater, Mutter, Gattin und seine gütige Tante an die Brust drückte. Thränen der Freude erstickten Anfangs alle Worte, und als diese erste Erschütterung vorüber war, machte sich Evremont Vorwürfe darüber, seinen Lieben seine Ankunft nicht vorher gemeldet zu haben, denn seine Mutter und selbst der Graf waren auf das Heftigste von der Bewegung der Seele ergriffen. Doch die Erschütterung der Freude wirkt selten schädlich, und als sich die Eltern ein wenig erholt hatten, blickten seine Augen suchend umher. Emilie verstand den Blick, sprang eilig nach dem

Garten hinaus und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück, Adalbert an ihrer Hand, den sie dem entzückten Vater zuführte. Evremont konnte nicht aufhören abwechselnd seinen Knaben, seine Gattin und seine Eltern zu liebkosen; er tadelte sich selbst, in Thränen lachend, über seinen kindischen Ungestüm und begann doch stets von Neuem. Seine Familie hielt ihn in den Armen und blickte ihm wie selig träumend in die Augen. Man konnte kaum daran glauben, daß der lange Schmerz der Sehnsucht nun wirklich endlich gelöst sei, und es vergingen einige Tage, ehe man sich mit dem Gefühle der Gewißheit des Glücks recht vertraut gemacht hatte.

Nachdem endlich die stürmische Bewegung in jeder Brust gemildert war, nachdem alle Fragen erschöpft und alle Antworten gegeben, und selbst Dübois befriedigt war, dem Evremont alle die Liebe und Achtung bewies, die der Greis verdiente, und für die liebende Aufmerksamkeit den innigsten Dank sagte, die er seinem Knaben gewidmet, fanden ruhigere Gespräche Statt, und die Blicke der Männer richteten sich auf die öffentlichen Angelegenheiten. Aber ehe noch die wichtige Frage zwischen Vater und Sohn entschieden war, ob es Evremonts Pflicht sei oder nicht, sich den französischen Kriegern anzuschließen, war die Schlacht bei Waterloo geschlagen, und Napoleons zweite Abdankung machte jeden Streit hierüber überflüssig.

Der neue Friedensschluß war für Frankreich drückender als der erste, und indem Evremont darüber trauerte, daß seinem Vaterlande Provinzen entrissen wurden, lag ein tröstendes Gefühl darin, daß sein Interesse nicht mehr von dem seiner Eltern verschieden war, denn seine Güter jenseits des Rheins, die er fortan unter preußischer Regierung besitzen sollte, machten ihn wie den Grafen zum Bürger dieses Staates.

Evremont hatte das Leben in so vielfacher Gestalt kennen gelernt, daß er, obwohl noch jung, dem öffentlichen Antheile daran gern entsagte, und sich und seiner Familie zu leben beschloß — ein Entschluß, der Emilien in Entzücken versetzte und von den Eltern höchlich gebilligt wurde, und nur Adele, ob sie gleich erfreut war, alle Gefahr für den geliebten Neffen geendigt zu wissen, empfand es doch schmerzlich, daß sie die still genährte Hoffnung, Evremont noch einst als französischen Marschall zu sehen, aufgeben sollte. Der Graf machte sie auf die Unmöglichkeit aufmerksam, als preußischer Unterthan in der französischen Armee zu dienen. Ja, ja, bemerkte sie seufzend, ich sehe es ein, das sind die traurigen Folgen von Frankreichs Unglück.

Es war noch eine kurze Trennung Evremonts von der Familie nothwendig. Er mußte nach Paris reisen, um seinen förmlichen Abschied aus der französischen Armee sich aus-

zuwirken, den er leicht zu erhalten hoffte, da alle Krieger, die unter Napoleon gefochten hatten, nur zu bereitwillig von der neuerdings zurückgekehrten Regierung entlassen wurden. Aber diese Reise verzögerte sich, weil er sich nicht entschließen konnte, nach so langer Abwesenheit seine Familie sogleich wieder zu verlassen, und weil er seinen Aufenthalt in Paris auf so kurze Zeit zu beschränken dachte, daß er selbst nicht Emilie bereden mochte ihn zu begleiten, denn wenn er auch die Absicht hatte, daß sie Paris und Frankreich sehen sollte, so wollte er dieß doch aufschieben, bis Frankreich erst wieder mehr Ruhe und Würde erlangt hätte und also auch mehr Genuß gewähren könnte.

Es verzögerte sich also Evremonts Abreise von Woche zu Woche, und die Zögerung selbst wurde immer drückender, weil die Nothwendigkeit, sich endlich zu einer unangenehmen Handlung zu entschließen, täglich dringender wurde. In dieser Zwischenzeit trafen Briefe aus Hohenthal ein, an denen sich Jeder auf verschiedene Weise erfreute. Die Schwestern des Grafen Robert waren an Wertheim, dem das kleine Gut unter sehr billigen Bedingungen überlassen war, und an Lehndorf, der die gewünschte Anstellung erhalten hatte, verheirathet, und auch der Arzt hatte seine Verbindung auf's Glänzendste gefeiert, wobei seine Schwiegermutter alle Kunst des Backens und Kochens entfaltet hatte, um

die Gäste gehörig zu bewirthen, und, über die Maßen erhitzt durch die übernommene Anstrengung, bei der Bewirthung in ihrem bunten Pariser Putz eine seltsame Erscheinung gewährt hatte.

Die Freude des Arztes war aufs Höchste gesteigert worden, weil er wirklich das eiserne Kreuz vor seiner Hochzeit erhielt und es an diesem Ehrentage an einem möglichst langen Bande an der Brust tragen konnte. Mit Uebermuth hatte er auf den Prediger geblickt, indem er zwischen den Fingern das Ehrenzeichen hin und herbewegte, und ihm gesagt: Sie hätten es auch haben können, wenn Sie vernünftigem Rathe Gehör gegeben hätten und uns gefolgt wären, um sich wie wir dem Dienst des Vaterlandes zu weihen. Dieser Uebermuth des Arztes hätte beinah eine unangenehme Störung veranlaßt, indem die Antwort des Predigers, der seiner Empfindlichkeit Raum gab, nicht so gemäßigt ausfiel, als seiner geistlichen Würde, besonders an diesem Tage, angemessen war. Ueberhaupt theilte sich der große Kreis der Gesellschaft in und um Hohenthal seit diesen mannigfachen Verbindungen oft in zwei kleinere, wovon der eine sich um den Grafen Robert vereinigte, während in dem andern der Prediger und der Arzt einander, oft nicht ohne Heftigkeit, den Vorrang streitig zu machen suchten. Der Arzt gründete seine Ansprüche auf die Wissenschaft, sein Haus

mit dem Balkon, seinen botanischen Garten, seine Verdienste und vor Allem auf das eiserne Kreuz, und wurde dabei auf's Lebhafteste von seiner Schwiegermutter unterstützt. Der Prediger fühlte die Ueberlegenheit seines Geistes; er war so gewohnt den Arzt zu übersehen, und dieser hatte seine geistige Ueberlegenheit so lange stillschweigend anerkannt, daß nun dem Geistlichen die Anmaßung seines Freundes wie eine Rebellion erschien, die er durch alle Mittel beißenden Witzes und schneidender Verachtung zu unterdrücken strebte, indem er durchaus sich nicht darein finden konnte, daß der Arzt seit seinem Feldzuge ein anderer Mann geworden war. Nicht selten wurde die Spanuung zwischen Beiden so groß, daß der Graf Robert vermittelnd dazwischen treten mußte, um die Versöhnung zu bewirken, die indeß niemals schwer zu bewerkstelligen war, weil beide Freunde zu sehr fühlten, wie sehr sie einander bedurften. Von den verschiedenen Nachrichten, die diese Briefe enthielten, erregte die, die den jungen Thorfeld betraf, Evremonts Theilnahme am Lebhaftesten, denn er hatte den jungen Mann in früheren Zeiten aufrichtig liebgewonnen, und so freute es ihn denn nun, daß auch er hoffen durfte, die Wünsche seines Herzens erfüllt zu sehen, denn er hatte die ersehnte Anstellung erhalten und es ließ sich erwarten, daß er nächstens auch seine Verbindung mit der Tochter des Predigers melden würde.

Endlich ermahnte der Graf selbst Evremont an die nothwendige Reise, und die ganze Familie wurde auf's Höchste überrascht, als, nachdem der Tag der Abreise festgesetzt war, der alte Dübois erschien und den jungen Herrn Grafen um die Ehre ersuchte, ihn begleiten zu dürfen. Alle vereinigten sich den alten Mann zu bewegen einen Plan aufzugeben, den er bei seinem hohen Alter nur mit großer Beschwerde ausführen könne.

Ich kann es nicht, erwiederte der Greis, ich muß die heimathliche Luft wieder athmen; ich muß die Sehnsucht so vieler Jahre befriedigen und meine Gebeine dem geliebten Boden lassen.

Wie, rief die Gräfin erschreckt, Sie wollen uns ganz verlassen? Was haben wir Ihnen gethan, Dübois, daß Sie uns diesen Kummer erregen wollen?

O meine gütige, meine gnädige Herrschaft, erwiederte der alte Mann in Thränen, diese Frage könnte mein Herz zerreißen, denn sie scheint mich des Undanks zu beschuldigen, wenn sie nicht ein neuer Beweis Ihrer Güte wäre. Länger als zwanzig Jahre habe ich in alle Gebete, die ich an Gott richtete, die inbrünstige Bitte eingeschlossen, es möge der ewigen Weisheit gefallen, meinen rechtmäßigen Herrn und König auf Frankreichs Thron zurückzuführen. Der Herr hat mein Gebet und das Gebet von Millionen erhört,

Der achtzehnte Ludwig hat den Sitz seiner Väter eingenommen, und wird Segen und Glück über unser Frankreich verbreiten. Ich habe Niemanden angefeindet, der anders dachte als ich. Ich konnte mein Vaterland verlassen, während es in den Zuckungen der Revolution sich selbst bis zur Unkenntlichkeit entstellte, aber nun, da Glück und Frieden mit dem rechtmäßigen König wiederkehrt, nun zieht es mich gewaltsam zurück und ich muß französische Luft athmen, ehe ich sterbe.

Man sah bald ein, daß es unmöglich sein würde, den Greis zurückzuhalten, ohne ihn auf's Schmerzlichste zu kränken und vielleicht dadurch sein Leben zu verkürzen. Es blieb also nichts übrig, als dafür zu sorgen, ihm die Reise so bequem zu machen, als nur irgend möglich wäre, und Evremont ordnete alles Nöthige mit so zärtlicher Rücksicht an, als ob es sein greiser Vater sei, der ihn begleiten wolle. Die ganze Familie trennte sich mit Thränen von dem würdigen Alten, den am Meisten die Thränen und lauten Klagen des kleinen Adalbert bewegten, und lange, nachdem der Wagen, der die Reisenden hinwegführte, schon aus den Augen der nachblickenden Freunde verschwunden war, konnte die Gräfin sich nicht davon überzeugen, daß Dúbois in der That ihr Haus habe verlassen können.

Evremont hatte mit seinem Gefährten Paris bald er-

reicht, wo er vor allen Dingen seinen Zweck so bald als möglich zu erreichen suchte, denn die glänzende europäische Hauptstadt bot in diesem Augenblicke wenig Erfreuliches für ihn dar. Als Krieger schmerzte ihn die Erniedrigung, in der er Frankreich erblicken mußte, und das traurige Ende bewunderter Feldherren zerriß sein Herz. Die Schritte der Regierung konnte er als Bürger nicht billigen, und die Gesellschaft, die sich in heftig einander bekämpfende Parteien theilte, gewährte ihm keine Erholung. War es nun schon an Evremont zu bemerken, daß ihn der Aufenthalt in Paris nicht befriedigte, so klagte Dübois laut ohne Rückhalt darüber, wie sehr er sich in allen seinen Erwartungen getäuscht fühle. Er fand weder die begeisterte Freude des Volks darüber, daß ihm sein rechtmäßiger König wiedergegeben worden war, die er erwartet hatte, noch die Milde und Politur der Sitten, von der er überzeugt gewesen war, daß sie mit diesem Könige wiederkehren würde, noch von Seiten der Regierung ein ernsthaftes Streben, die Wünsche der Nation zu befriedigen, und die Art, wie die Religion nach Frankreich zurückkehrte, konnte den von Natur milden und edeln Geist des Greises am Wenigsten befriedigen. Die heftig streitenden Parteien, die er allenthalben traf, verletzten sein Gefühl für Schicklichkeit, und nachdem er jeden Tag mißvergnügter geworden war, überraschte er Evremont eines Abends mit der

Erklärung, daß er den andern Morgen nach dem südlichen Frankreich abreisen werde, um sich nach einigen entfernten Verwandten zu erkundigen, die sich dorthin zurückgezogen haben sollten. Evremont konnte ihn von diesen Nachforschungen nicht zurück halten und mußte mit Betrübniß den Greis scheiden sehen, denn er hatte gehofft ihn zu bewegen, mit ihm nach dem deutschen Ufer des Rheins zurückzukehren, und war durch das sichtliche Mißfallen seines alten Freundes an dem jetzigen Zustande der Dinge in Paris in dieser Hoffnung bestärkt worden, und nun mußte er ihn zu seinem Kummer gänzlich aus den Augen verlieren.

Um sich von diesen und andern unangenehmen Eindrücken durch Zerstreuung zu erholen, war er in eins der glänzenden Kaffeehäuser getreten, wo er eine zahlreiche Gesellschaft fand, die, wie dieß damals gewöhnlich geschah, laut die Begebenheiten des Tages beurtheilte und die Schritte der Regierung auf's Heftigste tadelte. Evremont bemerkte bald, daß er sich an einem Versammlungsorte der leidenschaftlichsten Bewunderer und Anhänger Napoleons befand, und nur der aufgeregte Zustand dieser Männer machte es erklärlich, wie ihnen entgehen konnte, was dem Unbefangenen sogleich auffiel, daß viele Mitglieder der Gesellschaft, die am Heftigsten sich zu ereifern schienen, im Grunde nur da waren, um die übrigen zu beobachten.

Kaum hatte Evremont einige Augenblicke hier verweilt und von dem dienstfertigen Aufwärter eine Erfrischung gefordert, als er von mehreren Anwesenden bemerkt wurde, die ihn erkannten, und als einen Mitgenossen entschwundenen Ruhms und vorübergegangener Gefahren begrüßten. Es waren dieß verabschiedete Offiziere, die unter Napoleon mit ihm in Spanien gedient hatten. Zu ihnen gesellten sich mehrere Spanier, die damals die Partei der Franzosen ergriffen und dem König Joseph gedient hatten, und die nun nach der Rückkehr des Königs Ferdinand sich den Verfolgungen im Vaterlande entziehen und unter Frankreichs Himmel Schutz für ihr Leben suchen mußten. Die gegenseitige Wiedererkennung war von manchem Ausrufe der Ueberraschung und der Freude begleitet. Erinnerungen an mit einander bestandene Gefahren und kleine Abentheuer, wie ein solcher Krieg sie bietet, folgten diesen, und einige Spanier erinnerten ihn daran, daß sie ihn im Hause der Wittwe Don Fernandos kennen gelernt hätten, und in dem so fortgeführten Gespräch erfuhr Evremont, daß diese schöne Wittwe sich mit einer Verwandten gegenwärtig in Paris befinde und daß ihr Haus wieder, wie früher in Madrid, der Versammlungspunkt einer glänzenden Gesellschaft sei. Er ließ sich ihre Wohnung sagen und entfernte sich, so bald es sich thun ließ, aus diesem lauten Kreise, weil er bemerkte, daß er seinerseits ein Gegen=

stand der Aufmerksamkeit der beobachtenden Mitglieder geworden war.

Ein gemischtes Gefühl von Theilnahme und Neugierde trieb ihn an, noch denselben Morgen einen Besuch bei Don Fernandos Wittwe zu machen. Er hörte, als er gemeldet wurde, einen Ausruf der Freude, und als er eintrat, kam ihm die schöne Wittwe mit allen Zeichen freudiger Ueberraschung entgegen und begrüßte ihn herzlich als einen Verwandten, worauf sie ihn ihrer Freundin vorstellte, die ebenfalls Wittwe geworden war und noch die Trauer für ihren verstorbenen Gatten trug, und als Evremont auch diese begrüßt hatte und sich nun im Saale umsah, bemerkte er den General Clairmont, der ihm herzlich die Hand drückte, und ihm zum Genusse der Freiheit und wiedergewonnenen Lebensfreude Glück wünschte. Doch was führt Sie hieher? fragte der General im Laufe des Gesprächs. Ich dächte, Paris könnte Ihnen jetzt nichts bieten, was Sie aus den Armen Ihrer Freunde, worunter wunderschöne Arme sind, über den Rhein zu uns hinüber locken könnte.

Evremont theilte ihm die Ursache seines Hierseins mit, und der General sagte: Sie haben Recht sich völlig zurückzuziehen, auch ich habe es gethan. Als unser Stern noch ein Mal aufleuchtete, hoffte ich, er würde von Neuem seine kühne Bahn durchlaufen, und schloß mich ihm mit vielen tausend

braven Herzen an; seit er aber bei Waterloo sich neigte und alsdann auf St. Helena sank, halt ich ihn für völlig untergegangen, und wenn selbst durch ein Wunder Napoleon noch ein Mal erschiene, würde ich mein Schicksal nicht mehr an das seinige schließen. Seine ersten Erfolge waren so glänzend, daß er die Mitwelt in Erstaunen versetzte und sie blendete, seine zweiten gränzten an's Wunderbare und rissen alle Herzen mit ihm fort, günstige Erfolge eines dritten Erscheinens aber halte ich für unmöglich, und da ich gewiß weiß, daß ich ihm nicht mehr dienen kann, so will ich auch meine Ruhe nie wieder aufgeben, ob ich gleich nicht so philosophisch durch den langen Aufenthalt bei Ihrem Vater, meinem alten Freunde Hohenthal, geworden bin, wie ich glaubte, denn ich habe die Einförmigkeit des Landlebens nicht lange ertragen können, und ich denke, ich werde meine beiden Knaben in Paris noch besser als in der Einsamkeit erziehen können.

Da Evremont durch den Grafen das Ende des alten Bertrand und seiner Gattin kannte, für die er lebhafte Theilnahme behalten hatte, weil er sich dankbar erinnerte, wie sehr sie sich bemüht hatten, selbst an Allem Mangel leidend ihm die Beschwerden des Rückzuges zu erleichtern, so äußerte er gegen den General seine Freude darüber, daß der verwaiste Knabe in ihm einen großmüthigen Beschützer gefunden hätte.

Lassen wir die Großmuth beiseit, sagte der General. Sie wissen, was mir der alte Bertrand war, aber Sie wissen nicht, daß ich seine Frau früher unter andern Verhältnissen kannte.

Doch, sagte Evremont lächelnd, ich erinnere mich der schönen Dame recht wohl, die damals in Ihrer Begleitung war, als Sie siegreich in Schloß Hohenthal einzogen, wo ich in der Zeit ein demüthiger Gefangener war, und ich habe nicht ohne Erstaunen erst später erfahren, daß dieselbe Marketenderin — —

Lassen wir dieß alles, sagte der General, ihn ernsthaft unterbrechend; mir thun alle diese Erinnerungen nicht wohl. Genug, Sie sehen, daß es mir aus vielen Gründen wohlthut, Bertrands Knaben mit dem meinigen zu erziehen, und Sie können beide hier sehen, wenn Sie wollen. Die Verwandte unserer Freundin hat zwei Kinder, und da die Wittwe Don Fernandos oder die Baronin Schlebach Kinder sehr liebt, ohne selbst Mutter zu sein, so werden meine beiden Knaben oft hieher geführt als Spielgesellen der andern, und sie sind jetzt eben hier. Auf Evremonts Aeußerung, daß es ihm Freude machen würde, die Kinder zu sehen, die der General der Baronin, wie sie hier genannt wurde, mittheilte, erschienen die beiden Knaben, und Evremont wurde überrascht durch die kühnen Augen Bertrands, mit denen dessen Sohn

ihn anblitzte, und durch die große Aehnlichkeit des übrigen Gesichts mit dem Sohne des alten Lorenz.

Ist es nicht ein sonderbares Spiel der Natur, sagte die Baronin, sich an Evremont wendend und den Knaben unter Liebkosungen in ihre Arme schließend, wie sehr dieß Kind Don Fernando ähnlich sieht?

Evremont hätte ihr die Aehnlichkeit leicht erklären können, doch schwieg er darüber, und lobte nur die Schönheit und den klugen Blick des Knaben, und verrieth auch später dem General nicht, in welchem Zusammenhange dieß Kind mit dem Gemahle der Dame stehe, die sich für Evremonts Verwandte hielt, denn er traute diesem nicht Zurückhaltung genug zu, um ein Geheimniß, das ihm vielleicht komisch dünken würde, ernsthaft zu verschweigen.

Es ließ sich leicht bemerken, daß die Wittwe Don Fernandos ein zärtliches Andenken für ihn im Herzen bewahrte, trotz alles von ihm erduldeten Unrechts, und sie wußte es Evremont Dank, daß er Gefühle des Unwillens und der Verachtung, die sie ihm damals verrieth, als sie in Folge der kürzlich empfangenen Eindrücke noch ihr volles Leben in ihrer Seele hatten, die nun aber die Zeit abgeschwächt hatte, nicht weiter berührte — eine Schonung, die Evremont geübt haben würde, wenn ihn auch nicht die Zärtlichkeit, mit der

sie den ihm ähnlichen Knaben liebkosete, hätte bemerken lassen, daß ihr das Andenken des Gemahls noch theuer war.

Der Sohn des Generals schien die Sorgen des Vaters zu rechtfertigen, denn er verrieth in der That nicht so viel Geist und Feuer als sein ihm in allen Dingen überlegener Spielgeselle, und den sanften Charakter, der sich in dem Kinde aussprach, schien der Vater nicht gehörig zu würdigen.

Es waren alle Gemüther noch zu sehr durch die neuesten Umwälzungen in Frankreich aufgereizt, als daß eine Gesellschaft lange hätte beisammen sein können, ohne daß sich das Gespräch auf die Ereignisse des Tages gerichtet hätte. Der Tod des Marschalls Ney war damals das allgemeine Gespräch. Mit Thränen in den Augen sprach der General von der Hinrichtung des von ihm bewunderten Helden, und alle Aeußerungen, die Evremont hier über diese traurige Begebenheit hörte, waren weit von jeder vernünftigen Mäßigung entfernt, und er selbst sprach, durch sein Gefühl und das Beispiel hingerissen, seinen Schmerz darüber ohne Rückhalt aus. Endlich brach er auf, nachdem er der Wittwe Don Fernandos das Versprechen hatte geben müssen, das Recht eines Verwandten zu benutzen und ihr Haus während seines Aufenthaltes in Paris täglich zu besuchen. Der General Clairmont war mit ihm gegangen und forderte ihn auf diesen Tag ganz mit ihm zu verleben, und Evremont war be-



reit, den Wunsch des alten Freundes seines Vaters zu erfüllen. Im Laufe des mannichfach wechselnden Gespräches, das unter beiden Kriegsgefährten während des Tages Statt fand, bemerkte Evremont scherzend, der General sei so einheimisch im Hause der Baronin, daß die Hoffnung nicht ganz unbegründet erscheine, ihn noch dort als den Herrn des Hauses zu begrüßen. Nein Freund, das ist nichts, sagte der General. Trotz aller Liebe, die Don Fernandos Wittwe noch für den verstorbenen Gemahl äußert, scheint sie doch durch ihn die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Bande der Ehe keine Fesseln aus Rosen sind, und ich, betrachten Sie mich, mein Haupt ist kahl geworden und die übrig gebliebenen Haare beginnen schon stark zu ergrauen. Nein Freund, für mich ist es nicht mehr Zeit an Liebe und Ehe zu denken, für mich ist die Zeit der Freundschaft den liebenswürdigen Frauen gegenüber eingetreten, und diese Meinung scheint die Baronin auch zu hegen.

Evremont mußte in der That bemerken, daß der General sehr alt geworden war, und daß die Beschwerden des Krieges diesen Zustand früher herbeigeführt hatten, als es die verlebten Jahre mit sich brachten. Und dennoch versicherte der General, daß er an dem heutigen Tage ungemein heiter und lebendig gewesen sei, weil ihn die Freude, einen so braven Kriegsgefährten und den Sohn seines alten Freun-

des wieder zu sehen, außerordentlich aufgeregt habe. Auch ihm mußte Evremont, als sie sich endlich trennten, das Versprechen geben, mit ihm während seines Aufenthaltes in Paris so oft als möglich zusammen zu sein.

XV.

Der vergangene Tag hatte in Evremonts Seele vielfache Erinnerungen lebhaft aufgeregt. Der oft erwähnte Tod des Marschalls Ney hatte die Trauer über den Fall dieses Helden schmerzlich erneuert, und er beschloß in der Stille am frühen Morgen die Stelle zu besuchen, wo das bravste Herz, von Kugeln durchbohrt, aufgehört hatte zu schlagen. Er war deßhalb am andern Morgen sehr früh allein ausgegangen, um, von Niemandes Auge bemerkt, sein Herz zu befriedigen und im Geheim diese stille Todtenfeier zu begehen. Er hatte den Garten Luxemburg erreicht und näherte sich der Stelle, wo der Boden das Blut des Helden getrunken, dessen kühne Seele sich auch im letzten Augenblicke nicht verläugnet hatte. Als Evremont sich dem verhängnißvollen Platze näherte, bemerkte er, daß ihm Jemand in gleich liebevoller Erinnerung zuvorgekommen war. Er sah auf der Stelle, wo der Marschall gefallen war, einen Mann in abgetragener Uniform knieen; eine Hand hatte das Gesicht bedeckt, und Evremont bemerkte, daß der linke Arm dem

Krieger fehlte, der hier das Andenken seines Feldherrn verehrte. Er wollte sich zurückziehen, um den Knieenden nicht zu stören und zu überraschen. Das geringe Geräusch aber, das diese Bewegung verursachte, traf das Ohr des Knieenden, der Evremonts Annäherung nicht vernommen hatte. Die das Gesicht verdeckende Hand sank herab, ein mageres, sehr bleiches Gesicht erhob sich; dunkel glühende, tief liegende Augen starrten Evremont an, der einen Schritt zurücksprang und dem das einzige Wort: Lamberti! von den Lippen floh. Kommst Du endlich, Adolph, sagte der so Angeredete, ohne sich von den Knieen zu erheben, mit sanfter Stimme. Lange, fuhr er fort, habe ich diesen Augenblick erwartet und meine Seele darauf bereitet; ich werde Dir nicht widerstreben, und wenn Du auch keinen Zeugen wider mich aufzustellen hast. Ich werde das Verbrechen nicht läugnen, und ich würde mein Leben auch auf dem Schaffot freudig von mir werfen, wenn es meiner armen Mutter verborgen bleiben könnte, ach! und ihr, der Unglücklichen — — er schwieg und die magere Hand bedeckte von Neuem seine Augen.

Wenn ich auch, sagte Evremont, nachdem er sich von seiner Bestürzung erholt hatte, Gefühle der Rache hätte nähren können, so würden sie doch hier aus meinem Busen schwinden, wo sich unsere Herzen wenigstens noch in einer

Empfindung begegnen. Er wollte sich zurückziehen; doch der Knieende erhob sich nun und sagte, indem das glühende Auge auf Evremont ruhte: Und wäre es möglich, könntest Du vergeben, hier, wo das Blut des Helden floß, den wir beide verehrten?

Ich habe schon längst ein Verbrechen verziehen, dessen Ursache ich nie habe enträthseln können, sagte Evremont.

O Gott! rief der verstümmelte Lamberti in Thränen, womit habe ich elender Sünder Deine Gnade verdient? Du nimmst die Last seines Fluches von meiner Seele, nicht ohne Sakrament und Beichte werde ich sterben, denn ich beichte die gräßliche Missethat täglich, und mich, mich Unwürdigen allein, rettet die ewige Gnade von dem Pfuhl der Verdammniß, in die meine unglücklichen Brüder beide gesunken sind, beide ohne Beichte dahin gegangen, beide ewig verloren.

In Evremonts Seele hatten verschiedene Empfindungen mit einander gekämpft. Er hatte das Wort früherer brüderlicher Vertraulichkeit, womit Lamberti ihn anredete, nicht erwiedern mögen und scheute sich doch auch, ihn durch das entschiedene Zurückweisen dieser Vertraulichkeit zu kränken. Jetzt aber übte der Anblick des so völlig zerknirschten Sünders volle Gewalt über sein Herz; und nur großmüthigen Empfindungen Raum gebend, sagte er mit milder Stimme: Du quälst Dich ohne Grund, Francesco, Dein

Bruder Antonio ist nicht ohne Beichte gestorben. Ich selbst habe den Priester auf dem Schlachtfelde von Borodino, wo er verstümmelt lag, zu ihm geführt, und meine Verzeihung und die Vergebung seiner Sünden haben seinen Tod erleichtert, den er kämpfend wie ein Held fand.

Und Du, rief Lamberti, und Du hast diese Großmuth an Deinem Mörder geübt? O! so kröne Dein Werk, nimm die gräßliche Last von der Seele einer verzagenden Mutter, die alle ihre Kinder für die Verdammniß geboren zu haben glaubt. Sie würde mir nicht glauben, fuhr er flehend fort, sie würde meinen, daß ich mir dieß alles, unser Zusammentreffen hier, in Fieberträumen eingebildet habe, die freilich oft meine Seele verwirren. O komm! rief er, als er sah, daß Evremont noch zögerte. O komm! Du hast einem Deiner Mörder in der Stunde des Todes den Priester zugeführt und seine Seele gerettet, Du hast dem andern verziehen, o komm nun auch, ein Bote des Himmels, und tröste die schuldlose Mutter.

Wohl, sagte Evremont, ich will auch dieß thun, um Deiner Seele den Frieden zurück zu geben, der Dir nur zu sehr mangelt, zeige den Weg, ich folge Dir. Ein Blick staunender Dankbarkeit belohnte ihn für den großmüthigen Entschluß. Beide verließen den Garten und ein mißtrauischer Gedanke flog durch Evremonts Seele, als sein Führer

ihn in eine entfernte Vorstadt führte, und sie ihren Weg durch enge, krumme und schmutzige Straßen nahmen. Könnte er, der mich schon ein Mal ermorden wollte, dachte er, nicht auch jetzt einen verruchten Plan entwerfen und mich in irgend einem abgelegenen Winkel vielleicht den Händen seiner Genossen überliefern, und ich verschwände von der Erde, ohne daß eins der mir theuern Wesen die Ursache dieses Verschwindens ahnen könnte, denn diese Unvernunft wird mir Niemand zutrauen, daß ich meinem Mörder freiwillig in seine Höhle folge. Seine Schritte wurden durch diese Gedanken unwillkührlich zögernd und langsam, und Lamberti blickte mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes auf seinen Begleiter und sagte: Ich sehe es, Dich gereut Dein großmüthiger Entschluß, ich fühle nur zu wohl, daß ich Dein Mißtrauen und nicht Deine Güte verdiene.

Ich hege kein Mißtrauen, sagte Evremont, in dem ein Blick auf die Jammergestalt Beschämung über seine Besorgniß hervorrief, aber ich fühle mich seltsam ermüdet; ist Deine Wohnung noch weit? Wir sind zur Stelle, antwortete Lamberti, indem er vor einem schmalen, hohen Hause stehen blieb und die Klingel zog, um Einlaß zu begehren. Nachdem sie eine Zeit lang gewartet hatten, öffnete ein altes, schmutziges Weib die Thüre, und Evremont folgte seinem Führer endlose Stufen vieler Treppen hinauf, und er berei-

tete sein Herz auf den Anblick des tiefsten, von Unordnung, Unsauberkeit und dem ganzen scheußlichen Gefolge der Armuth begleiteten Elends vor. Er wurde also um so angenehmer überrascht, als, nachdem sie endlich die Höhe erstiegen hatten, die Thüre der Wohnung seines Begleiters sich öffnete und sie in ein kleines, aber äußerst reinliches Zimmer traten, dessen schlechte Möbel in gefälliger Weise geordnet waren und aus dem ein angenehmer Wohlgeruch den Eintretenden entgegen strömte, der durch einige blühende Pflanzen, die auf dem einzigen schmalen Fenster im Gemache standen, verbreitet wurde. In der Nähe des Fensters saß ein Mädchen, welches über die Jugend hinaus, und vielleicht durch Kummer noch mehr verblüht war, als durch die Macht der Jahre; vor ihr auf dem Tische stand ein Carton mit künstlichen Blumen, und sie war eben damit beschäftigt, noch andere zu vollenden, die unter ihren geschickten Händen eine treue Nachahmung der Natur wurden. Nachdem sie Lamberti mit Theilnahme und Evremont mit Anstand gegrüßt hatte, fuhr sie mit ihrer Beschäftigung fort, und Lamberti ging, nachdem er seinen Begleiter gebeten hatte hier zu verweilen, in ein anderes noch kleineres Gemach, näherte sich einem Bette, dessen Vorhänge man in dem vorderen Zimmer bemerken konnte, und fragte mit leiser Stimme: Schläfst Du, meine gute Mutter?

Wie könnte ich schlafen, antwortete eine matte, kranke Stimme, wenn ich bemerke, daß Du die Nächte ohne alle Ruhe hinbringst, wenn die Qualen Deiner Seele Dich vor Tage aus dem Hause treiben und ich weiß, daß Du Dich in schrecklichen Bußen abmarterst und doch nicht retten kannst, was ewig verloren ist, ja ich noch fürchten muß, daß Du im Wahnsinne der Verzweiflung Dein Leben selber endest und dann alle meine Kinder auf ewig verloren sind?

Mutter, sagte Lamberti, mir ist heute ein Bote des Himmels erschienen, er hat meiner Seele Frieden gebracht und wird auch die Deinige beruhigen. Der, den ich ermorden wollte, hat mir vergeben, und er ist hier, Dir zu bezeugen, daß auch Antonio wie ein Christ mit seinem Gotte versöhnt gestorben ist. Ja, er selbst hat ihm vergeben und auch selbst den Priester zu ihm geführt, der die Last der Sünde von seiner Seele genommen hat.

Redest Du im Fieber? rief die Mutter. Großer Gott! ist schon eingetreten, was ich so lange befürchtete, hat sich der Wahnsinn Deines Geistes bemächtigt?

Nein, gute Mutter, sagte Lamberti, der seine Thränen nicht mehr zurück halten konnte, er ist hier, er wird an Dein Lager treten und meine Worte bekräftigen. Wo? rief die Mutter, wo? Hilf mir, daß ich mich erhebe, daß ich zu seinen Füßen um Vergebung für meine sündigen Kinder

flehe, daß ich ihm Dank für eine Großmuth sage, die sich nicht oft auf Erden findet.

Das im vorderen Zimmer sitzende Mädchen hatte bei dem Anfange der Unterredung zwischen Mutter und Sohn still fort gearbeitet, und ihre Thränen auf ihren Busen niederfließen lassen. Beim Fortgange derselben erhob sie den feuchten Blick zu Evremont; auf den ersten Laut der Mutter aber, der Beistand forderte, flog sie in das kleine Nebenzimmer, und bald erschien, auf ihren und Lambertis Arm gestützt, eine reinlich gekleidete Alte, die sichtlich an der Gicht litt und sich ohne Stütze nicht wohl bewegen konnte. Laßt mich, sagte sie zu den sie Führenden, laßt mich jetzt, daß ich die Kniee dieses großmüthigen Mannes umschlinge und ihn anflehe, mir zu wiederholen, was Du, mein unglücklicher Sohn, mir verkündetest, damit ich mich von der Wahrheit Deiner Worte überzeuge. Sie wollte sich zu Evremonts Füßen werfen; er gab es jedoch nicht zu, sondern stützte sie mit seinen Armen, führte sie zu dem einzigen im Zimmer befindlichen Lehnsessel und wiederholte ihr alles, was sie beruhigen konnte.

Können Sie bei der Mutter Gottes und ihrem gekreuzigten Sohne schwören, fragte die Alte, daß Sie derselbe sind, gegen den meine Söhne ein so schreckliches Verbrechen ausüben wollten, daß alle Ihre Worte wahr sind, und

daß Sie aufrichtig und von Herzen vergeben? Halb unwillig über dieß Mißtrauen legte Evremont die Finger auf ein Krucifix, auf welches die Alte deutete und das auf einem kleinen Betaltare unter einem mit künstlichen Blumen umkränzten Muttergottesbilde lag, und sagte: Ich schwöre es auf dieß uns allen heilige Zeichen des Kreuzes, daß meine Worte wahr sind und meine Vergebung aufrichtig ist.

So verzeihen Sie auch meine letzte Forderung noch, sagte die Alte mit hervorbrechenden Thränen. Eine Großmuth, wie Sie sie zeigen, ist so selten in unserer sündigen Welt, in den rachgierigen Herzen der Menschen, daß mich nur eine feierliche Versicherung ganz beruhigen konnte. Ach! Sie wissen nicht, fuhr sie fort, indem sie den thränenden Blick und die zitternden, gefalteten Hände zum Himmel erhob, welche Folterqualen Sie von unser aller Herzen nehmen. Da ich weiß, daß mein Sohn Antonio wie ein Christ gestorben ist, so darf ich ja hoffen, daß auch Camillo vielleicht noch diese Gnade Gottes vor seinem Ende gefunden hat, und Francescos Seele wird nun ruhiger werden, und wir werden alle die Trübsale des Lebens geduldiger tragen, und allen diesen Segen bringen Sie in die Hütte der Armen. Es kann für diese Handlung eines wahren, Gott ergebenen Christen die reinste Vergeltung nicht ausbleiben.

Wenn Du glaubst, sagte Evremont, sich an Lamberti

wendend, daß ich irgend eine Vergeltung verdiene, so kläre mich darüber auf, was Dich und Deine Brüder so feindlich gegen mich stimmen konnte zu einer Zeit, wo ich mich Euch mit Liebe und jugendlichem Vertrauen ohne Rückhalt hingab, und Ihr mir diese Empfindungen zu erwiedern schient.

Ich will es, rief Lamberti mit einem tiefen Seufzer, ich will Dir die ganze furchtbare Tiefe der menschlichen Seele zeigen, die Liebe und Verbrechen zugleich hegen, und im Gefühle der Freundschaft auf Mord sinnen kann.

Nein, ich will es, sagte die Mutter, ich will Dein Verbrechen nicht beschönigen, aber Du sollst Dich nicht härter anklagen, als es diese That allein schon thut. Damit Sie den ganzen Zusammenhang dieser Begebenheit einsehen, fuhr sie zu Evremont gewendet fort, muß ich auf mein eigenes Leben zurückgehen.

Meine Eltern waren arme rechtliche Leute, und wir lebten in einer Vorstadt von Florenz, wo wir dadurch reichlichen Unterhalt fanden, daß ein Jeder bemüht war, so viel seine Kräfte erlaubten zu erwerben. Mein Vater trieb einen kleinen Handel, meine Mutter verstand das Flechten der feinen, so beliebten Strohhüte, und ich selbst war dafür bekannt, die schönsten Blumen auf's Künstlichste nachzubilden. So floß unser Leben ruhig dahin, unsere mäßigen Wünsche vermochten wir zu befriedigen und beneideten Niemanden.

Ich war ungefähr siebzehn Jahr alt geworden, als ein Herr Lamberti in Florenz erschien und nicht weit von unserer Behausung seine Wohnung nahm. Die Nachbaren, die mit ihm in Berührung kamen, konnten seine Freigebigkeit nicht genug rühmen; seine Heiterkeit und gute Laune bezauberte Jedermann, und die Mädchen waren entzückt von seiner schönen Stimme und seiner Kunstfertigkeit auf der Guitarre. Das Gerücht verbreitete von ihm, er sei aus dem Römischen und habe sich von dort zurückgezogen, weil, einiger freien Aeußerungen über Religion wegen, er Verfolgungen von der geistlichen Regierung zu erdulden gehabt habe, die ihn so ernstlich bedroht hätten, daß er es vorgezogen, sein Vaterland zu verlassen.

Es währte nicht lange, so suchte er mit meinem Vater in Verbindung zu kommen, der sich in der Gesellschaft des heitern, vielerfahrnen Mannes wohlgefiel, und bald war Herr Lamberti der Freund unseres Hauses, den Jeder schmerzlich vermißte, wenn er einmal eine Stunde über die gewohnte Zeit seines Erscheinens ausblieb. Mir konnte nicht entgehen, daß ich der Magnet war, der ihn herbei zog. Meine Eltern bemerkten es eben so wohl, und da der erfahrne Mann die Neigung wohl erkannte, die er mir einzuflößen gewußt hatte, und von meinen Eltern keine Hindernisse zu besorgen waren, so hielt er um meine Hand an, die ihm mit Freuden be-

willigt wurde. In unserer Nachbarschaft wurde mein glänzendes Glück, wie man diese Heirath nannte, mit Neid gepriesen. Ich fühlte mich in der That selbst glücklich und hatte nichts dagegen, als mir mein Gatte ankündigte, er habe einen Grundbesitz in einem kleinen Orte in den Appeninen erworben. Ich würde ihm mit Freuden dahin gefolgt sein, wenn nicht der Kummer darüber, daß ich mich von meinen Eltern trennen mußte, diese Freude getrübt hätte. In der That sah ich sie auch nach dieser Trennung nicht mehr wieder, denn ein bösartiges Nervenfieber raffte im folgenden Jahre Beide hinweg.

In unserem neuen Wohnorte hatte mein Gatte unser Haus für die dasige Gegend kostbar eingerichtet, so daß es den Neid mancher Einwohner erregte, während andere sich uns mit einer Art von Ehrerbietung näherten, und es schmeichelte mir, daß diese sämmtlich meinem Gatten bei allen Gelegenheiten unbedingt zu gehorchen schienen. Zuweilen besuchten uns hier auch Fremde, von denen mir Lamberti sagte, daß es seine Bekannten aus früheren Zeiten wären, und die er mir bald als reisende Kaufleute, bald als Officiere nannte. Ich bemerkte wohl, daß sie viele geheime Gespräche mit einander führten, aber ich glaubte, es sei die Pflicht einer Frau, da nicht eindringen zu wollen, wo ihr Gatte ihre Theilnahme nicht wünschte. Oft auch entfernte

sich Lamberti nach einem solchen Besuche eine Zeitlang aus der Gegend, und immer kehrte mit ihm neuer Ueberfluß in unsere Wohnung zurück. Bald sagte er mir, er habe einen glücklichen Handel gemacht, bald, er habe einen Proceß oder im Lotto gewonnen, und ich bewunderte sein außerordentliches Glück und dankte Gott mit kindlicher Einfalt für den reichen Segen.

Ich hatte meinem Gatten nach und nach drei Söhne geboren. Die Knaben wuchsen heran und vor allen war Camillo der Liebling des Vaters, denn er behauptete in dessen wilder und rauher Gemüthsart, die mir Thränen des bittersten Kummers auspreßte, die künftige Stütze des Hauses zu erblicken. Ich wurde, nachdem ich drei Söhne geboren hatte, nicht wieder Mutter, und da sich mein Herz nach einer Tochter sehnte, nahm ich mit Lambertis Bewilligung meine gute Lucretia als elternlose Waise zu mir und erzog sie mit mütterlicher Liebe. Bald ließ es sich bemerken, daß sie und Francesko die zärtlichste Neigung verband. Um die Zeit kurz vor der französischen Revolution suchte uns in unserer entlegenen Ortschaft ein Herr St. Julien auf, der in Handelsgeschäften eine Reise nach Italien gemacht hatte, und da ihm in Frankreich keine Verwandten lebten, suchte er diese weitläuftigen Vettern auf, die mit ihm durch seine Mutter, eine Italienerin und geborne Lamberti, im entfern=

ten Grade verwandt waren. Er freute sich der kräftigen Jugend meiner Söhne und wollte ihren Vater bestimmen, ihm einen zu überlassen, der die Handlung bei ihm lernen und nach seinem Tode seine Geschäfte fortsetzen könne.

Mit seltsamem Lächeln antwortete Lamberti auf diesen gütigen Vorschlag, daß er ihm selbst einen Sohn nach Paris bringen werde, und daß er hoffe, er werde sich noch vorher von dessen Brauchbarkeit überzeugen. Der gute Herr St. Julien machte uns allen vor seiner Abreise bedeutende Geschenke, denn er hatte große Summen und viele Juwelen bei sich.

Es war nichts Auffallendes darin, als Lamberti eine Stunde nach der Abreise des Herrn St. Julien ebenfalls aufbrach und dieß Mal seinen Lieblingssohn Camillo mit sich nahm, denn er hatte verschiedene Male gegen mich geäußert, daß ein Geschäft, welches ihm großen Gewinn verspräche, dringend seine Abwesenheit fordere, und daß er seine Abreise nur verschiebe, um einen geehrten Verwandten nicht früher zu verlassen, als bis dieser gesonnen sei seine Reise fortzusetzen.

Nach einer Abwesenheit von drei Tagen kam Lamberti ungemein heiter und mein Sohn Camillo in ausgelassener Fröhlichkeit zurück. Mein Gatte sagte mir, da seine Geschäfte sich weit über seine Erwartung zu seinem Vortheile gewen-

det, so habe er mir ein bedeutendes Geschenk mitbringen wollen, und überreichte mir bei diesen Worten einen kostbaren Ring, den ich im ersten Augenblicke mit Freuden, im zweiten mit Entsetzen betrachtete. Gott! rief ich aus, wie kommst Du zu diesem Ringe? Er gehörte ja dem guten Herrn St. Julien. Wie kann dieß sein? fragte Lamberti verwirrt, indem er die Farbe veränderte, was indeß damals noch keinen Argwohn in mir erregte; woran willst Du dieß erkennen? Es ist kein Zweifel, erwiederte ich. Der gute Mann zeigte mir einige Juwelen und mir gefiel die Fassung dieses Ringes ungemein. Ich würde ihn Ihnen zum Andenken schenken, sagte der treffliche Mann, wenn ihn nicht meine Mutter getragen hätte, zu deren Andenken ich ihn bewahre und deren Haar er enthält. Er drückte auf diesen kleinen Punkt hier, und siehst Du, fuhr ich fort, wie jetzt hob sich der mittlere Stein, und siehst Du, hier ist das wenige graue Haar eingeschlossen. Nimmermehr hätte er diesen Ring freiwillig weggegeben; er ist gewiß in die Hände schändlicher Räuber gefallen und vielleicht gar von ihnen unbarmherzig erschlagen worden.

Warum nicht gar, sagte Lamberti unwillig und setzte gleich darauf ruhig hinzu: Wenn dem aber so ist, wie Du sagst, so muß der Ring zu seinem Eigenthümer zurück, an den ich sogleich deßhalb schreiben werde. Gebe Gott, daß er lebt, sagte ich weinend, indem mein Gatte das Kleinod aus

meinen Händen zurücknahm. Du bist eine Thörin, sagte dieser mit Härte zu mir, nicht jeder wird erschlagen, dem die Last des Reichthums etwas erleichtert wird. Er verließ mich hierauf und winkte seinen Sohn Camillo mit sich hinweg, dessen spöttisches Lächeln mir in diesem Augenblicke durch's Herz schnitt. Seit der Zeit stürmte ich oft mit Fragen auf Lamberti ein, ob er keine Nachricht von Herrn St. Julien habe, bis er mir endlich mürrisch antwortete: Höre auf mich um des alten Spießbürgers Willen zu quälen; er lebt gesund und wohl in Frankreich, und ist dort so reich, daß er den kleinen Verlust hier in Italien leicht verschmerzen kann.

Also ward er doch wirklich von Räubern angefallen? rief ich bestürzt.

Das hat ja meine kluge Mutter gleich beim Anblick des schönen Ringes errathen, sagte Camillo lachend, und zu meinem Erstaunen stimmte der Vater in das Gelächter ein. Es war überhaupt seit dieser Zeit eine Veränderung in unserem Hause eingetreten. Der Vater gab den Söhnen mit Verschwendung alles, was sie begehrten, um jede thörichte Leidenschaft der Jugend zu befriedigen, und meine beiden älteren Söhne überließen sich allen Ausschweifungen, wozu die Jugend nur zu geneigt ist, und vielleicht wurde von ähnlichen Vergehen Francesko nur durch die Liebe zu meiner sanften

Lucretia zurückgehalten. Dabei brachte der Vater seinen Lieblingssohn Camillo in eine solche Stellung gegen seine Brüder, daß er völlig ihr Herr wurde, und er wußte diese Herrschaft durch Klugheit und durch seinen kühnen Geist fortwährend zu behaupten. Auf allen Reisen des Vaters begleitete ihn nur Camillo, und ich bemerkte bald, daß diejenigen Nachbarn, die den Vater zu verehren schienen, dem Sohne beinah die gleiche Achtung bewiesen.

Der Strom der französischen Revolution breitete sich auch über andere Länder aus, und meine Söhne sowohl als ihr Vater wurden von dem allgemeinen Schwindel ergriffen. Mit Entzücken sah der nun alternde Vater, wie alle seine Söhne die Waffen ergriffen, und rief: Recht, meine Kinder, sucht Euer Glück, wo es jetzt Viele finden, ich bin noch rüstig genug, hier unserm Geschäft allein vorzustehen. Ehe sich meine Söhne mit den republikanischen Truppen vereinigten, zu denen sie nun gehörten, hatte sich Lamberti mit meinem Sohne Camillo lange eingeschlossen, und sie hatten, wie es schien, ernste und wichtige Unterredungen mit einander. Francesko benutzte diese Zeit mir seine Empfindung mitzutheilen, und er und Lucretia legten in meine Hand das Gelübde ab, für das ganze Leben einander anzugehören.

O! welche Hoffnungen, unterbrach sich die Mutter der Lambertis weinend, täuschten damals meine liebende Seele! Ich

sah meine Söhne, durch ihren Muth emporgehoben, im Geiste in hohen kriegerischen Ehren; ich sah meinen Francesko, den Liebling meines Herzens, in bedeutendem Range sich mit der schönen Lucretia verbinden, und sah mich als die glückliche Ahnfrau künftiger Geschlechter. Ja sie war eine Schönheit, fuhr die Alte fort, als sie bemerkte, daß Evremonts Blick zu dem still arbeitenden Mädchen hinüberstreifte, der Kummer hat diese Blüte schnell gebrochen, aber sie war damals eine blühende Schönheit.

Evremont bemerkte jetzt erst das griechische Profil und die edeln Formen des Kopfes, wodurch so viele Florintinerinnen ausgezeichnet sind, und die Beschämung, die sie bei Erwähnung ihrer vergangenen Schönheit empfand, zauberte diese auf einen Augenblick zurück, denn die funkelnden, halb niedergeschlagenen Augen, die glühenden Wangen zeigten flüchtig dem Beobachter, was sie in der Blüte der Jugend gewesen sein mußte.

Meine Söhne hatten uns verlassen, fuhr die Alte fort, und ich und Lucretia lebten sehr einsam, denn Lamberti war oft abwesend und kehrte nicht immer so heiter zurück wie früher, ja es entfuhren ihm zuweilen Klagen über die Nichtswürdigkeit feiger Schurken, die ihre Zunge bei dem Anblicke des Todes nicht fesseln könnten und ihre Freunde, denen sie Treue gelobt, dadurch in Gefahr brächten. Zugleich bemerkte

ich, daß viele von unsern Nachbarn ihren Wohnort verließen, indem sie behaupteten, sie könnten anderswo auf eine vortheilhaftere Art sich ansiedeln. Auch Lamberti äußerte oft, es würde ihm in den Gebirgen zu einsam, er wolle nach Florenz oder nach Mailand ziehen, um so mehr, da er vom Kirchenstaate ausgehende Verfolgungen auch hier zu befürchten habe. Um die Zeit hatte er erfahren, daß Herr St. Julien geheirathet und einen Sohn seiner Gemahlin aus erster Ehe adoptirt habe, dem er sein ganzes Vermögen zuwenden wolle. Diese Nachricht versetzte ihn in unglaubliche Wuth und er fluchte dem Verwandten, der seine rechtmäßigen Erben auszuschließen dächte. Ich machte ihn vergeblich darauf aufmerksam, daß unsere Verwandschaft mit Herrn St. Julien so entfernt sei, daß sie kaum diesen Namen verdiene, und wenn wir auch ganz nahe Verwandte wären, so bleibe er ja doch immer Herr seines Vermögens und könne es zuwenden, Wem er wolle. Ich hoffe, erwiederte Lamberti, Camillo wird Mittel für alles dieß finden. Um ihn zu besänftigen sagte ich, der gute alte Mann bewies uns und besonders den Kindern so viel Wohlwollen, daß er sie gewiß nicht übergehen wird, wenn er auch sein Hauptvermögen seinem adoptirten Sohne zuwendet.

O! diese reichen Bürger, antwortete mir Lamberti hierauf mit Bitterkeit, entziehen dem alles Wohlwollen, der

ein wenig dreist von ihrem Ueberfluß fordert. Aber wir sind Herrn St. Julien ja nie zur Last gefallen, bemerkte ich.

Sprich nicht über Dinge, die Du nicht beurtheilen kannst, sagte Lamberti rauh und verließ mich, um an Camillo zu schreiben, der schon Officier geworden war und gemeldet hatte, daß auch seine Brüder dieselbe Auszeichnung in Kurzem zu erwarten hätten.

Als Lamberti seinen Brief abgesendet hatte, verließ er mich, um wieder eine seiner gewöhnlichen Reisen anzutreten, die mich, ich konnte mir nicht erklären weßhalb, zu beunruhigen anfingen, und ich blieb mit Lucretia ganz allein. Nach einigen Tagen in der Dämmerung des Abends hielt ein unbekannter Gebirgsbewohner mit einem kleinen mit Maulthieren bespannten Wagen vor unserer Thür, und als wir heraustraten, sahen wir mit Entsetzen das todtenbleiche Antlitz Lambertis. Er hemmte durch einen Wink den Schrei, der unsern Lippen entfliehen wollte.

Macht keinen unnützen Lärm, sagte er leise, helft mir in's Haus. Der Fuhrmann stand uns bei, den Schwerverwundeten hineinzutragen, und als wir ihn auf's Bett in eine bequeme Lage gebracht hatten, eilte, ohne ein Wort weiter zu sprechen, der Fuhrmann mit seinem Wagen davon.

Der Anblick der dringenden Gefahr hemmte meine Klagen und Thränen, und ich wollte einen Wundarzt rufen.

Laß das, sagte Lamberti, es ist überflüßig, ich fühle, ich sterbe, laß mir, Lucretia, unsern Pater rufen. Lucretia eilte den Geistlichen herbei zu rufen, und wenige Stunden darauf gab Lamberti seinen Geist auf, nachdem er mich vorher dringend ermahnt hatte, alle Papiere, die ich finden würde, zu verbrennen, weil sie mir zu nichts helfen, sondern mich nur in Verlegenheit bringen und auf sein Andenken Schande häufen könnten. Ich versprach dieß, aber im Schmerze über das Verscheiden meines Gatten dachte ich nicht daran, bis mich der Geistliche ernsthaft erinnerte, den letzten Willen des Verstorbenen zu erfüllen. Ich ging also an dieß Geschäft, während der Geistliche und Lucretia alles zur Beerdigung Nöthige besorgten, und als ich die Papiere verbrennen wollte, belehrte mich ein zufälliger Blick darauf, daß diese Briefe sämmtlich in Zeichen geschrieben waren, die ich nicht zu enträthseln verstand. Ein einziger italienisch geschriebener Brief fiel mir in die Hände. Er war von Herrn St. Julien, und das zärtliche Andenken, das ich dem wohlwollenden Manne bewahrt hatte, vermochte mich einen Blick darauf zu werfen. Gleich nach den ersten Worten, die ich las, war meine Aufmerksamkeit schmerzlich gefesselt. Dieser Brief war kurz nach Herrn St. Juliens Besuch bei uns, nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, an Lamberti gerichtet. Er schrieb ihm darin, daß er troß der Dunkelheit der Nacht sehr wohl die



Räuber erkannt habe, die ihm im Einverständnisse mit dem Postillon sein Geld und seine Juwelen in der Lamberti unfehlbar bekannten Bergschlucht abgenommen hätten, daß er es wie eine Gnade des Himmels betrachten müsse, daß er in diesem furchtbaren Augenblicke so viel kalte Ueberlegung gehabt hätte, einzusehen, daß er dieß Erkennen nicht verrathen dürfe, weil sonst das blanke Eisen, mit dem der junge Bösewicht ihn fortwährend bedroht habe, sich unfehlbar in sein Herz gesenkt haben würde, um ihm den Verrath unmöglich zu machen. Ich will die Gerichte nicht zur Rache anrufen, schloß der Brief, aber nur noch bemerken, daß diejenigen, die sich auf Gefahr meines Lebens einen Theil meines Eigenthums angemaßt haben, nie mehr das Geringste von mir erwarten dürfen und sich also jede Reise zu mir ersparen können, weil ich keine Schlange in meinem Busen erwärmen und keinen Räuber in mein Haus nehmen werde.

Ein schreckliches Licht ging mir in diesem Augenblicke auf, und der Geistliche fand mich in Thränen gebadet, den unglücklichen Brief in der Hand. Er nahm ihn, sah ihn flüchtig durch und warf ihn zu den übrigen in's Feuer. Euer Gatte, sagte er mir dann, hat mir gebeichtet und die Vergebung seiner Sünden empfangen; schadet Euch nun nicht selbst und thut, wie er weislich rieth, denn Ihr müßt in

Kurzen eine Haussuchung besorgen, da ihn die Obrigkeit auf die Angabe einiger Genossen vielleicht für das Haupt der Räuber halten wird, die die Gebirge unsicher machen, und deßhalb ist es gut, wenn nichts gefunden wird, was diese Meinung bestätigen könnte. Ich war zu sehr durch schmerzliche Empfindungen betäubt, als daß ich diesen Rath hätte befolgen können. Der Geistliche also verbrannte selbst alles noch Uebrige, ohne noch einen Blick darauf zu werfen, und eilte mit Lambertis Beerdigung, die so feierlich als möglich vollzogen wurde.

Wenige Tage danach rückten Soldaten, von Gerichtspersonen begleitet, in den Ort unseres Aufenthalts ein. Die verlassenen Häuser der Lamberti ergebenen Nachbarn wurden durchsucht und auch das unsrige. Da aber gar nichts Verdächtiges gefunden wurde, und meine und Lucretiens Unschuld einleuchtend war, der Pfarrer auch die Verwundung Lambertis, die sein Ende herbeigeführt hatte, verschwieg, so entfernte sich alles Drohende bald wieder aus unserem Gesichtskreise.

Aber nicht lange genossen wir die traurige Ruhe, die uns geworden war. Die äußere Stille, in der ich meine Tage durchlebte, wurde durch die ganz Italien erobernden Franzosen unterbrochen, und bei einem kleinen Gefechte wurden mehrere Häuser des Ortes, wo wir lebten, angezündet, und auch unser Haus und unsre Habe wurden ein Raub der

Flammen. Der oft wiederholte Schrecken wirkte nachtheilig auf meine Gesundheit und die Gicht lähmte meine Glieder. In diesem traurigen Zustande wendete ich mich mit Lucretia nach Florenz, wo sie durch ihre geschickte Arbeit die Kosten unseres Unterhaltes bestritt. Von meinen Söhnen empfingen wir wenig Unterstützung; denn obwohl Herr St. Julien die Großmuth gehabt hatte, ihnen dennoch bei seinem Tode eine ansehnliche Summe zu hinterlassen, so hatten doch die älteren Brüder nach ihrer wilden Weise zu leben bald alles, was sie besaßen, ausgegeben, dem jüngeren Bruder aber hatten sie keine Rechenschaft darüber abgelegt, und Francesko, der seit des Vaters Tode nichts hatte als seinen Gehalt, konnte uns nur spärlich unterstützen.

In dieser Lage der Dinge schwanden die Jahre dahin, bis auch Sie Kriegsdienste nahmen, und das Unglück wollte, daß Sie den Umgang mit meinen Söhnen nur zu eifrig suchten, deren falsche Freundschaftsbezeigungen Ihr argloses Herz verlockten.

Nein! rief Francesko Lamberti, sie war nicht falsch diese Freundschaft. Ich liebte Dich wahrhaft, auch Antonio war Dir ergeben, und selbst Camillo konnte Deinen offenen, wohlwollenden Charakter nicht verkennen. Es ist ein prächtiger Junge, sagte er oft, Schade, daß er so bald sterben muß. Wir lachten über einen solchen Ausspruch, da Du ge-

sund und blühend warst, und die Gefahren des Krieges Dich nicht mehr bedrohten, als uns. Nun, Ihr werdet sehen, sagte dann Camillo in seiner gewöhnlichen herrischen Weise, daß seine Tage gezählt sind.

Endlich nahte jener verhängnißvolle Tag in Schlesien. Wir wußten, Camillo hatte Dich eingeladen, ihn mit uns zu verleben, und wir freuten uns aufrichtig Deiner Gesellschaft. Camillo miethete einen Wegweiser, mit dem er eine lange, ernsthafte Unterredung hatte. Nachdem dieß alles geschehen war, redete er uns ungewöhnlich ernst und feierlich an, und sagte, er habe von unserm verstorbenen Vater den Auftrag, ein uns zugefügtes großes Unrecht für uns unschädlich zu machen. Er habe feierlich die Verpflichtung übernommen für das Wohl der Familie zu sorgen, weil der Vater ihn als den, der am Fähigsten dazu sei, erkannt habe; er brauche aber jetzt unsern Beistand, um dieß zu vermögen, und er fordere uns auf, ihm in dieser Angelegenheit, die zu unser aller Bestem gereiche, vollkommenen Gehorsam zu leisten. Wir waren es von Kindheit an gewöhnt, unter seiner Herrschaft zu stehen, so daß wir dieß, ohne uns zu bedenken, versprachen. Er nahm eine Reliquie, die er am Halse trug, hervor und ließ uns einen furchtbaren Eid darauf schwören, ihm blind zu gehorchen und, was er befehlen würde, so lange er lebe, selbst in der Beichte zu verschweigen. Ich zögerte

einen Augenblick, doch das Beispiel Antonios riß mich hin, und wie er, leistete ich den entsetzlichen Eid. Darauf setzte unser Bruder Camillo das vermeintliche Unrecht, das uns unser Oheim St. Julien zugefügt habe, auseinander, und ich weiß nicht, ob er wirklich selbst getäuscht war oder ob er uns täuschen wollte. Er versicherte durch einen Rechtsgelehrten den Inhalt des uns nachtheiligen Testaments zu kennen, worin bestimmt sein sollte, daß, wenn Du, Adolph, ohne Erben stürbest, wir drei Brüder in Deine Rechte treten sollten. Ihr seht also ein, schloß Camillo, daß Adolph sterben muß, so leid es mir auch thut, denn ich würde ihn lieben, wenn sein Dasein nicht das unsere verkümmerte, und ich tödte ihn ohne Haß der Pflicht der Selbstvertheidigung gemäß, wie den Feind, der mir im Felde gegenüber steht. Ich schauderte vor diesem Vorsatze zurück, doch Antonio, dem künftiger Reichthum lockender als künftige Seligkeit dünkte, ging sogleich darauf ein. Ich warf mich meinen Brüdern zu Füßen. Memme, riefen Beide, Du weißt, was Du geschworen hast, und ließen mich mit der Verzweiflung ringend auf dem Boden liegen. Du kamst, Adolph; arglos liefertest Du Dich Deinen Mördern aus. Meine Brüder bewachten mich. Ich hätte Dir kein Zeichen geben können, wenn ich es auch gewagt hätte, den entsetzlichsten Eid zu verletzen, den je eines Menschen Zunge gesprochen hat. Du

fragtest mit Theilnahme nach der Ursache meines blassen, verstörten Aussehens. Meine Brüder gaben Dir die Antwort, daß ein kalter Brief meiner Braut, der nächstens eine förmliche Zurücknahme ihres Wortes erwarten ließe, mich so trübe stimme, und Camillo sagte, mir bedeutend zuwinkend, daß der feurige Wein meine gesunkenen Lebensgeister erheben würde. Du selbst zwangst mit gutmüthiger Zudringlichkeit mir mehr Wein auf als gut war, bis sich endlich mein Herz in dem Grade verhärtete, daß ich dachte: Nun, wenn er selbst es nicht besser haben will, so mag es denn sein.

Man hatte auch Dir selbst nur zu viel Wein aufgenöthigt, und als wir nun endlich aufbrechen mußten, saßest Du nicht so sicher wie sonst zu Pferde. Der Bauer führte uns, wie Camillo mit ihm verabredet hatte. Man machte Dich glauben, wir schlügen einen kürzeren Weg ein, um nach der Verspätung mit unsern Truppen zur rechten Zeit in dem Versammlungsorte zusammen zu treffen. Wir hatten eine einsame Stelle im Walde erreicht. Der Führer verschwand und Camillo gab das verhängnißvolle Zeichen. Wie ein Wüthender, mit Thränen in den Augen und Zähneknirschen riß ich Dich von hinten mit der linken Hand vom Pferde; es wurde mir dunkel vor den Augen und in Verzweiflung führte ich Streiche nach Dir, mit denen ich mein eigenes Herz zerfleischte. Ich sah nichts mehr, bis ich Camillos

Stimme hörte, der rief: Es ist genug, er ist dahin! Ich war betäubt, beinah bewußtlos; meine Brüder faßten die Zügel meines Pferdes und rissen mich hinweg. Später hörte ich, Du seist aufgesprungen und habest Dich auf's Aeußerste vertheidigt. Davon habe ich nichts gesehen und es klang mir wie Töne aus weiter Ferne, wie meine Brüder sich unterredeten, Deinen Muth lobten und es beklagten, daß Du uns im Wege habest stehen müssen.

Wir mußten dem Feinde entgegen gehen, und ich hatte nicht Zeit mich den Qualen des Gewissens zu überlassen. Die allererste Kugel, die auf einem Streifzuge der Feind zu uns hinüber sendete, riß mir den linken Arm hinweg, der Dich vom Pferde gerissen hatte. Schleunige Hülfe rettete mein Leben, und als ich völlig zur Besinnung gekommen und der Verband gehörig geordnet war, besuchte mich Camillo und sagte: Du bist zum Dienste unbrauchbar geworden, armer Bruder; um so wohlthätiger wird Dir nun unseres alten Oheims Vermögen sein. Gedenke stets des mir geleisteten Eides, und da Du nun, wenn Du geheilt bist, nach Frankreich zurückgehst, so kannst Du der Wittwe unseres Oheims den Tod ihres Sohnes melden. Er theilte mir hierauf das Mährchen mit, das ich der unglücklichen Frau für Wahrheit verkaufen sollte. Ich bat ihn, mich mit diesem Auftrag zu verschonen. Er rief mir den Eid des blin-

den Gehorsams in's Gedächtniß zurück und sagte zürnend: Ich würde Dich, bebende Memme, nicht zu diesem Geschäft erwählen, wenn es nicht sehr gut wäre, daß die Mutter das Ende ihres Sohnes durch einen von uns erführe, die wir dabei zugegen waren, und Du, fuhr er halb spottend fort, kannst ihr ja sagen, Du habest den Arm in seiner Verthei-digung verloren, und die gute Frau wird alle Zeichen Dei-ner Gewissensqual für zärtliche Theilnahme an dem Geschick ihres Lieblings halten. Er gab mir Deine Uhr und Dein Taschentuch, um es der Mutter einzuhändigen und verließ mich. Noch denselben Abend blieb er in der Schlacht.

Mein fürchterlicher Eid zwang mich trotz seinem Tode seinen letzten Befehl zu erfüllen, und nach meiner gänzlichen Heilung, die mich lange in Berlin aufhielt, machte ich mich, von Reue und Gram erfüllt, nach Frankreich auf. Ich übergab Deiner Mutter die Pfänder Deines Todes und er-zählte das wohl eingeübte Mährchen. Aber von ihr erfuhr ich zu meiner Freude und zu meiner Bestürzung, daß Du wie durch ein Wunder gerettet lebest und in Sicherheit seist. Hier erfuhr ich auch zufällig, daß wir, wenn auch unsere Gräuelthat gelungen wäre, sie doch völlig zwecklos ausge-übt haben würden, denn unser Oheim, mit Recht wider uns aufgebracht, hatte durch sein Testament seiner Wittwe die einzige Beschränkung in der Verfügung über seinen Nachlaß

auferlegt, daß er uns durch keinen denkbaren Fall, der eintreten könne, jemals zufallen dürfe.

Ueberzeugt nun, daß Du uns, sobald es die Umstände erlaubten, zu blutiger Rechenschaft ziehen würdest, bereitete ich mein Gemüth auf diesen Augenblick vor, und als ich später von rückkehrenden, wie ich verstümmelten Kriegsgefährten erfuhr, Du widersprächest dem von Camillo ersonnenen Mährchen nicht, so glaubte ich, Du schwiegest bloß, weil Dir die Beweise wider uns mangelten, und als ich nun endlich auch Antonios Ende erfuhr, und nun meine Seele durch Beichte und Buße erleichtern durfte, legte ich mein furchtbares Geheimniß auch auf meiner Mutter Herz, die mit der liebevollen Lucretia hieher gekommen war, wo ich kümmerlich vom halben Sold lebte, um das Leben eines Sünders zu erleichtern. Seit der Zeit habe ich mich auf Deinen Anblick vorbereitet und den Entschluß gefaßt, durch ein vollkommenes Geständniß Dir jeden nöthigen Beweis gegen mich zu liefern; seit der Zeit lebe ich nur der Reue und Buße.

Ja und einer so furchtbaren Buße, sagte die Mutter klagend, daß meine letzte Hoffnung darüber schwindet. Wir hatten sein Unglück erfahren und seine weinende Braut, meine brave Lucretia, sagte: Um so mehr bedarf er einer treuen Begleiterin durch das Leben, die ihn sein Unglück vergessen lehrt. Wir kamen nach Paris, und das Bekenntniß seines

Verbrechens erfüllte das Herz des armen Mädchens mit Schauder. Sie rang mit Thränen und Gebet vor Gott und der heiligen Jungfrau, und sagte: Wenn er sich selbst verabscheut, wenn die Menschen ihn meiden, Wer soll ihn nach und nach mit sich selbst und mit Gott versöhnen, wenn nicht die treue Freundin seiner Jugend? Aber er legte sich so harte Bußen auf, daß sie seine Seele immer zaghafter machten, und finster entfernte er sich von der Liebe und überlieferte sich gänzlich der Qual, der Geißelung und jeder Marter. Sein strenges Fasten zehrt jede Lebenskraft auf und führt ihn an den Rand des Grabes, und ich, die ich mich lange eine glückliche Gattin eines geachteten Mannes wähnte und mich endlich als die Genossin eines Räubers fand, die die stolze Mutter dreier in Jugendkraft blühender Söhne war, verlor zwei davon, kaum wurde mir der letzte verstümmelt erhalten, und dieser letzte wird vor mir, die ich krank und elend bin, in's Grab sinken und meine arme Lucretia wird zum Lohne ihrer endlosen Liebe einsam vergehen, wenn sie endlich auch die Mutter, die ihr Fleiß ernährt, begraben haben wird.

Das schweigende Mädchen erhob sich jetzt, und indem sie zum ersten Male die Lippen öffnete, sagte sie, ruhig um sich blickend: Ich schäme mich meiner treuen Neigung nicht und ich läugne sie nicht. Ein verächtlicher Bösewicht wird

gewiß das Herz des Weibes, das ihn aus Täuschung liebte, von sich entfernen, wenn sie ihren Irrthum erkennt. Aber was bleibt dem Menschen auf dieser armen Erde, wenn das Herz seiner Lieben ihm nicht bleibt, die das seinige vollkommen kennen und es wissen, wie vieler schönen Empfindungen es noch fähig ist, wenn der schwache Mensch sich auch zu einem Verbrechen hat hinreißen lassen. Ich will, fuhr sie fort, Francesko's That nicht beschönigen, ich erkenne in ihr ein großes Verbrechen, das die Gesetze der Menschen mit dem Tode bestrafen, aber Gott, der die Tiefen seines Herzens kennt, wird sie ihm dennoch vergeben, und so bleibt auch meine Liebe ihm selbst im Tode treu, denn ist er auch ein Verbrecher, er ist kein Bösewicht, und wenn ihn Alles verläßt, so wird mein Herz ihm noch Trost, meine Seele noch Achtung bieten.

Nicht ohne Rührung sagte Evremont, sich an Francesko wendend: Du siehst die Milde der ewigen Liebe abgespiegelt in einer Menschenbrust, aber wie uns dieser Anblick auch innig bewegt und uns zur Ehrerbietung zwingt, glaubst Du nicht, daß Gottes Liebe dennoch milder ist, als die auch der besten Menschen? Darum ermanne Dich Francesko und gelobe mir Eins. Er bot dem reuigen Sünder die Hand, die dieser heftig ergriff, in demselben Augenblicke schmerzlich

zusammenzuckend. Was hast Du wieder? fragte Evremont mit edler Ungeduld.

Es schmerzt und entzückt mich, sagte Francesko, daß Deine reine, großmüthige Hand so arglos in der Mörderhand ruht, die feindlich Dein edles Herz zu treffen suchte. Laß das, antwortete Evremont, ihm die Hand schüttelnd, und antworte mir, willst Du mir geloben, was ich von Dir fordere?

Ich will, sagte Francesko, und Gott sei mein Zeuge, ich will es noch treuer halten, als meinen freventlichen Eid.

So gelobe mir, sagte Evremont feierlich, Dir selbst zu vergeben, wie ich Dir von ganzem Herzen verzeihe. Gelobe mir Deine künftige Buße nur in Werken der Liebe zu üben und es zu unterlassen, Dich selbst zu martern, damit Du den Deinen ein Trost sein und ihre Leiden mindern kannst, statt ihren Jammer zu vermehren. Gelobst Du mir dieß?

Ja, ich gelobe es Dir, sagte Francesko mit hervorbrechenden Thränen; Du hast in dieser Stunde die Qualen der Hölle von meiner Seele genommen, und ich werde mir wieder ein Mensch unter Menschen und nicht mehr ein ausgestoßener Verbrecher scheinen.

Evremont trat zu dem Tische, an dem das Mädchen gearbeitet hatte, und indem er zwei schöne Rosen nahm,

sagte er zu ihr: Nicht wahr, Sie geben mir diese, daß ich sie meiner Gattin als ein Andenken an eine schöne Stunde bringe? Lucretia neigte bejahend das Haupt, denn sie vermochte vor Rührung nicht zu sprechen, und Evremont verließ, von den Segenswünschen der Familie begleitet, die enge Wohnung, worin nun lauter beruhigte Gemüther zurück blieben.

Auf der Straße angelangt nahm Evremont den ersten Miethwagen, der ihm aufstieß, weil er durch dieß Labyrinth von Straßen nicht nach seiner Wohnung zurückgefunden haben würde, und im Fahren überlegte er, was sich für Francesko thun ließe, denn ihm selbst irgend eine Unterstützung anzubieten und so sein Gefühl auf's Tiefste zu verletzen, vermochte er nicht. Er dachte an den General Clairmont und eilte noch denselben Morgen zu ihm, um ihm seine Wünsche vorzutragen, die der alte Freund seines Vaters gern zu erfüllen bereit war, dem er nur sagte, daß er sich eben erst nach einer langen Zwistigkeit mit Francesko versöhnt habe und ihm deßhalb nicht selbst Hülfe anbieten möge.

Es kommt nur darauf an, sagte der General, daß ich, ohne daß es auffällt, mit Lamberti zusammentreffen kann; das Uebrige wird sich machen, denn wenn ich auch selbst jetzt nicht dienen mag, so denken doch nicht alle ehemalige Kameraden wie ich, und ich habe unter den jetzigen Machthabern Freunde genug, die einen armen verstümmelten Krieger ehrenvoll an=

zustellen vermögen, und wenn Ihre Gabe durchaus verschwiegen bleiben soll, so steht es mir doch frei, eine Summe hinzuzufügen, damit ich mich nicht gänzlich mit fremden Federn schmücke.

Eine Gelegenheit mit Francesko zusammen zu treffen, ohne ihn aufsuchen zu müssen, bot sich schon des andern Tages dar. Das in Paris neu gewordene Schauspiel der Einkleidung einer Nonne lockte viele theils andächtige, theils neugierige Zuschauer nach der Kirche, wo die Ceremonie Statt fand. Unter den letztern war der General Clairmont mit Evremont, und unter den ersteren Lamberti und die ihn begleitende Lucretia, die sich aufrichtig an der Handlung erbauten. Evremont hatte dem General den bleichen, abgezehrten Lamberti gezeigt, und als Jedermann die Kirche verließ, wurde dieser freundlich von dem General angeredet, der ihm auf die ungezwungenste Weise darüber Vorwürfe machte, daß er einen alten Kriegsgefährten nicht aufgesucht habe. Er forderte ihn auf, dieß wieder gut zu machen und gleich diesen Mittag bei ihm zu speisen, und als der Angeredete zögerte diese Einladung anzunehmen, sagte er: Sie werden Niemanden bei mir finden als Ihren Freund, den Obristen; wir wollen uns ohne Zwang der vergangenen Tage erinnern. Er reichte ihm hierauf eine Karte mit seiner Adresse und sagte: Ich verlasse mich darauf, daß Sie kom-



men. Verwirrt verbeugte sich Francesko und nahm so die unerwartete Einladung an.

Bei der Tafel konnte der General leicht das Gespräch auf die vielen Veränderungen, die jetzt in allen Zweigen der Staatsverwaltung vorfielen, wenden, und mit Geschicklichkeit erforschte er, wohin sich die Wünsche seines Gastes richteten, und sagte endlich: Ich zweifle gar nicht, daß ich Ihnen eine solche Anstellung werde verschaffen können. Nach der Tafel führte er ihn in sein Kabinet und zwang ihm eine Summe Geldes auf, die die ersten Einrichtungen erfordern würden und die er ihm in späteren Zeiten wiedererstatten könne. Mit freundlicher Gewalt setzte der General dieß durch und duldete weder Ablehnen, noch Widerspruch. Was ist es denn Großes, sagte er, ein verabschiedeter Krieger steht dem andern bei, das ist in der Ordnung. Als Beide in den Saal zurückkehrten, wo sie Evremont gelassen hatten, trat Lamberti zu diesem, der sich an ein Fenster lehnte, und sagte: Ich verdanke Dir auch dieß alles, ich weiß es wohl, der General ist zwanzig Mal an mir vorüber gegangen und hat mich nicht erkannt. Ich weiß wohl, Wer nun die Erinnerung an mich in ihm aufgefrischt hat, und ich ahne, was für einen Zusammenhang es mit seiner Freigebigkeit hat; aber ich habe Deine Vergebung empfangen, Deine Hand hat in der meinen geruht, Du hast mich mit mir selbst versöhnt und mehr als ein Herz

vom bittersten Schmerze erlöst. Nach allen diesen größten Wohlthaten, die ein Mensch dem andern erweisen kann, wie sollte ich nun nicht noch die kleinere auch von Dir empfangen können?

Mit sich selbst zufrieden verließ Evremont die Wohnung des Generals, und er hatte die Beruhigung, noch ehe er Paris verlassen konnte, zu erfahren, daß es dem alten Freunde seines Vaters in der That leicht geworden sei, sein Wort zu erfüllen, denn er hatte Lamberti in wenigen Tagen eine Anstellung verschafft, die ihn mit seiner Familie an die spanische Grenze führte und ihm dort ein anständiges Einkommen sicherte, und da sein Gemüth, von den Schmerzen der Reue geheilt, zum Frieden des Lebens zurückkehrte, so erfuhr Evremont später, daß die ihm so innig ergebene Lucretia ihr Schicksal noch fester mit dem seinen verbunden und ihm nach langer Treue ihre Hand vor dem Altar gereicht hatte.

Endlich war auch Evremonts Geschäft in Paris geendigt. Er hatte seinen Abschied erhalten und eilte mit liebevollem Herzen über den Rhein in die Arme seiner ihn sehnsüchtig erwartenden Freunde zurück.

XVI.

Mit der höchsten Freude wurde Evremont von seiner Familie begrüßt, die ihn nun erst ganz als den ihrigen be-

trachtete, da seine Verbindung mit Frankreich aufgelöst war, indeß er selbst über diesen Grund der Freude seufzte, denn ihn schmerzte es, daß er Frankreich nicht mehr sein Vaterland nennen sollte; doch ging diese Trauer unter den schönsten Empfindungen des Glücks im Kreise der Seinen bald vorüber, und der Strom des Lebens schien nun einen ruhigen Gang zwischen blumigen Ufern nehmen zu wollen und nicht mehr über wilde Klippen zu schäumen. Die Stunden theilten sich zwischen Beschäftigungen und Vergnügungen; Pläne zu kleinen Reisen wurden entworfen, so wie zur Verschönerung der Umgebung, und man gedachte bei diesen friedlichen Beschäftigungen oft des alten Dúbois, dessen eigensinnige Entfernung die ganze Familie beklagte. Es sollten nach den Verschönerungsplänen, die der Graf und Evremont entworfen hatten, auf dem großen Hofe, der nach der Straße zu gewendet vor dem Eingange des Hauses lag, große Pflanzungen von Bäumen, blühenden Sträuchern und Blumen angelegt werden, zwischen denen hindurch ein Weg für die Wagen frei gelassen werden sollte, so daß dieser Hof künftig zur Zierde des Hauses dienen könnte, und die ganze Familie war auf demselben versammelt, wo der Graf und Evremont eben nach ihrem Plane die verschiedenen Plätze ihrer Bestimmung gemäß abstecken ließen. Man hatte mit Theilnahme dieser Arbeit zugesehen, bis ein auf den Hof rollender Wagen die

Aufmerksamkeit Aller auf den Ankommenden lenkte. Die leichte von zwei Postpferden gezogene Equipage hielt vor dem Eingange des Hauses, und hinaus schauten unter weißen Augenbrauen die freundlichen Augen Dúbois. Ein allgemeiner Ausruf der Freude bewillkommnete den zurückkehrenden Greis. Aller Hände streckten sich ihm entgegen und auch die Bedienten eilten, die Theilnahme ihrer Herrschaft nachahmend, herbei; doch Evremont drängte sie zurück und er selbst bot dem Greise die Hand zur Stütze, der mühsam aus dem Wagen stieg, sich entzückt in dem freudigen Kreise umschaute und dann sagte: Hier ist mein Frankreich, ich habe es jenseits des Rheins nicht gefunden.

Wie im Triumph wurde der alte Mann in's Haus geführt und er konnte seine Rührung nicht bewältigen, als Adalbert an seinem Halse hing, die von Alter gebleichten und gefurchten Wangen mit den frischen Rosenlippen zärtlich küßte, und sagte: Endlich habe ich Dich alten Papa Dúbois wieder, nun darfst Du nicht wieder fort, und ich hoffe, Du hast mir schöne Sachen aus Deinem Frankreich mitgebracht. Ja wohl habe ich das, sagte der Alte, die Thränen von den grauen Wimpern trocknend, das wollen wir alles nachher auspacken.

Man bemerkte jetzt erst einen zehn- bis zwölfjährigen Knaben, der dem alten Dúbois gefolgt war und nun, verlegen an der Thür stehend, mit den großen schwarzen Augen

im Saale umher blickte. Dübois erinnerte sich jetzt auch seiner. Er machte sich von Adalbert los, näherte sich ehrerbietig dem Grafen und sagte: Ich habe vielleicht das Vorrecht eines alten Dieners gemißbraucht, indem ich mir die Freiheit genommen habe, diesem edeln Hause einen neuen Diener zuzuführen. Ich habe mich dieser hülflosen Waise angenommen und glaube ihn um so sicherer Ihrem Schutze empfehlen zu dürfen, als ich diesen selbst im Hause des alten Grafen Evremont fand, der mich als hülflosen Knaben bei sich aufnahm und mich zum Diener seines Sohnes, meines seligen Herrn, bestimmte. So, dachte ich, könnte nun dieser Knabe seinem Urenkel, dem kleinen Grafen, dienen, wozu ich ihn selbst noch anleiten kann, wenn Sie ihn Ihres Schutzes würdigen.

Wen Sie, guter Dübois, sagte der Graf, für würdig Ihres Beistandes halten, der ist mir ein willkommener Hausgenosse, und es freut mich, wenn ich für Ihren Schützling etwas thun kann.

Dieß arme Kind, sagte Dübois, hat bei seiner Geburt schon die Mutter verloren. Der Vater ist bei den Verfolgungen der Protestanten kürzlich umgekommen, und es wagte Niemand aus Furcht vor den Geistlichen, die im südlichen Frankreich ihr Wesen treiben und sich Missionäre nennen, sich des armen Kindes anzunehmen, das, den Ermahnungen

seines sterbenden Vaters gehorchend, seinem Glauben treu bleiben und nicht zur katholischen Kirche übertreten wollte. Die Geistlichkeit dort wollte ihn mit Gewalt in ein Kloster bringen, um, wie sie sagten, seine Seele zu retten, und dieß wäre auch wirklich geschehen, wenn ich mich nicht zum Erstaunen aller dasigen Einwohner seiner angenommen hätte. Um mich und ihn den Verfolgungen zu entziehen, gegen die mich auch mein graues Haar nicht geschützt haben würde, beschleunigte ich unsere Abreise, denn mich hielt nichts mehr in Frankreich zurück. Alle, die mir durch die Bande des Blutes jemals angehört hatten, waren theils in der blutigen Revolution, theils in den furchtbaren Kriegen umgekommen, und Frankreich selbst ist durch die unglückliche Revolution so entstellt worden, daß es seinen alten liebenswürdigen Charakter nicht wieder gewinnen kann, und der König selbst will das Alte auf eine Weise, daß es gar nicht mehr das Alte wird. Doch Gott behüte mich davor, daß ich meinen rechtmäßigen König tadeln sollte. Aber an die Stelle der Irreligiosität, die während der Revolution mein Herz erschreckte, soll nun eine Religionsunduldsamkeit treten, von der ich nicht glaube, daß sie Gott gefällig sein kann. Ich hoffe, fuhr der alte Mann mit Wärme fort, als ein ächter Katholik zu sterben, aber ich habe so viel Tugend bei Andersglaubenden gefunden, daß ich nicht befürchten kann, Gott werde sie verstoßen, wenn sie

auch in manchen Punkten irren sollten, und deßhalb kann ihm die Verfolgung nicht wohlgefällig sein.

Der Graf lobte die milde Frömmigkeit des alten Mannes und versprach für das Fortkommen des mitgebrachten Knaben zu sorgen. Als Dúbois sein Zimmer betrat, rührte es ihn von Neuem, hier Alles in der Ordnung zu finden, wie er es verlassen hatte, als wenn seine Rückkehr täglich wäre erwartet worden, und als er sich von der Reise etwas erholt hatte, mußte er dem Dringen Adalberts nachgeben und die für ihn mitgebrachten Geschenke auspacken. Sehen Sie, sagte der alte Mann bei jedem Stück, das er dem neugierig zuschauenden Kinde vorzeigte, dieß ist französisches Spielzeug, dieß sind französische Farben, hier sind französische Bilderbücher, dieß sind französische Confituren, und als alle Herrlichkeiten vorgezeigt waren, deutete er auf den fremden Knaben, der bei dem Auspacken geholfen hatte, und sagte: Und dieß ist Ihr französischer Kammerdiener. Der große Nachdruck, den der Alte auf das Französische legte, bewirkte, daß Adalbert seine großen Augen mit einer Art von Ehrfurcht auf den so Bezeichneten richtete, die sich jedoch bald verlor, als der Angekommene sein Schulgenosse, sein Spielgefährte und sein Aufwärter zugleich wurde, und in keinem dieser Verhältnisse die Achtung aus den Augen setzte, die dem jungen Grafen gebührte, eine Sache, worauf Dúbois streng hielt, denn er be-

hauptete, das künftige Glück seines Zöglings beruhe darauf, daß er seine Herrschaft mit einem religiösen Gefühl verehre, denn alsdann würde es ihm nicht möglich sein, seine Pflichten anders als mit Ergebenheit und strenger Rechtlichkeit zu erfüllen, und wie sehr eine edle Herrschaft dieß anerkenne, lehre sein eignes Beispiel.

Dúbois hatte den heftigen Wunsch befriedigen wollen, sein altes, geliebtes Frankreich wiederzusehen, was vielleicht nie so da gewesen war, wie seine liebende Sehnsucht in der Ferne es sich gedacht hatte, und kehrte, in seiner Erwartung getäuscht, zu seinen wohlwollenden Freunden zurück, die er seine Gebieter nannte. Aber das Frankreich seiner Einbildung hegte er immer noch mit gleicher Liebe in seiner Seele und hoffte mit Zuversicht, daß es als höchste Vollendung menschlicher Einrichtungen sichtbar auf Erden erscheinen würde, wenn die Gemüther sich nur erst völlig von den Erschütterungen erholt haben würden, die die vielen Veränderungen veranlaßt hätten. Der Graf bestätigte seine Meinung in so weit, daß er die Ansicht aussprach, es sei unmöglich, daß so viel Blut vergeblich geflossen sei, und daß nicht endlich die Früchte aller gebrachten Opfer die Welt mit ihrem Segen erfreuen sollten.

So ging das Leben nun einen gleichmäßigen und stillen Gang fort. Dúbois machte es zu seiner Hauptbeschäftigung,

Adalbert zu vergnügen und dabei für die Reinheit seiner Aussprache des Französischen zu wachen. Es erfreute ihn, daß Evremont französisches Obst pflanzte, und sein Auge entzückte jede seltene Pflanze, die der Graf aus Frankreich erhielt, weil sie ja früher in dem geliebten vaterländischen Boden gewurzelt hatte. Die Freunde scherzten jetzt zuweilen über die sonderbare Richtung, die der Charakter des alten Mannes nahm, denn es schien sich eine Neigung zum Geize zu offenbaren, die Niemand in seiner Seele geahnet hatte, denn ihn erfreute sichtlich nichts so sehr, als immer neue Geldsummen zusammen zu bringen, und man gab auch dieser Schwäche nach, und Jeder schenkte ihm bei allen Gelegenheiten baares Geld, das in dem Greise die höchste Freude erregte, obgleich Jedermann überzeugt war, daß er es zu gar nichts benutzen könne.

Auf diese Weise war ein Jahr seit der Ankunft des Alten verstrichen, und Evremont beschäftigte sich an einem schönen Frühlingsmorgen mit seinem Sohne im Pavillon des Gartens, als der französische Knabe mit erhitzten Wangen und in Thränen schwimmenden Augen eilig eintrat. Was giebt es, Francois? fragte Evremont bestürzt.

Ach Gott! gnädiger Herr Graf, sagte der Knabe, der alte Herr Dübois ist so roth im Gesicht und spricht so seltsam. Schnell erhob sich Evremont und eilte mit seinem Sohne,

der sich ihm an die Hand hängte, in Dübois Gemach. Der Greis lehnte sich auf die Kissen seines Lagers; seine Augen glänzten unnatürlich und seine Wangen brannten in dunkler Röthe. Wie geht es Ihnen, guter Dübois? redete Evremont ihn an. Der Alte erhob den glänzenden Blick zu ihm und streckte die brennende, zitternde Hand ihm entgegen. Da sind Sie ja, gnädiger Herr, sagte er lächelnd aus keuchender Brust, und o Gott! ich Sünder habe in so schrecklichen Träumen gelitten, wahrhaft sträfliche Träume, fuhr er flüsternd fort. Ich bildete mir ein, Ihr edles Haupt — nein es ist gegen die Ehrfurcht, das Bild eines so freventlichen, schrecklichen Traumes durch Worte in's Leben zu rufen — aber bei Gott! ich sah in einer entsetzlichen Stunde Ihr edles Blut fließen, und dieß furchtbare Bild hat meine Sinne verwirrt, daß ich alter Thor in Verzweiflung Ihr Ende beweinte.

Evremont wendete sich mit Schmerz ab, denn er wußte, der Kranke redete im Fieber von seinem Vater, für den er ihn in diesem Augenblicke hielt.

Dübois, sagte Adalbert klagend, was sprichst Du denn für wunderliche Worte, Niemand kann ja begreifen, was Du meinst.

Ach! sagte der Kranke freudig, da ist ja auch der kleine Graf Adolph! Wie sich der Mensch doch unnütz quälen kann! Den hielt ich für verloren und wagte dieß der un-

glücklichen Mutter erst gar nicht zu sagen, die durch den schrecklichen Tod des Gemahls ganz verwirrt war, und der lange weder Vernunft noch Religion Trost gewähren konnte. Nun Gottlob! nun wird ja alles Leiden aufhören.

Ja wohl, seufzte Evremont; ich fürchte, für Dich endet alles irdische Leid wie alle irdische Freude. Er ließ Diener bei dem Greise zurück und ging nun eilig einen Arzt herbei zu schaffen, der auch bald erschien und mit Achselzucken bemerkte, daß das schwache Fieber des Alten leicht gehoben werden könne, daß er aber das höchste Ziel des menschlichen Lebens erreicht habe und deßhalb schwerlich von diesem Krankenlager wieder erstehen werde. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Trauer in der gräflichen Familie. Wie es der Arzt vorhergesagt hatte, wich das Fieber den angewendeten Mitteln leicht und der Kranke begehrte, völlig zur Besinnung gekommen, einen katholischen Priester, um zu beichten und die letzten Sakramente seiner Kirche zu empfangen. Die Gräfin hatte diesen Wunsch vorausgesehen, und der Geistliche war schon im Hause. Er konnte sich also auf den ersten Wunsch des Kranken sogleich zu ihm verfügen und verließ ihn nach einer Stunde, wahrhaft erbaut von der reinen Frömmigkeit des sterbenden Greises.

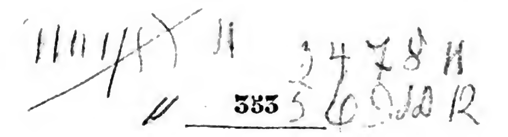
Als Dúbois wieder allein war, ließ er den Grafen zu

sich bitten und ihm sagen, er wünsche ihn allein zu sprechen. Der Graf eilte auf die Bitte des Kranken herbei und fand ihn ohne Fieber; der Glanz der Augen war erloschen und die nach unten gedehnten Gesichtszüge des Greises deuteten auf sein nahes Ende. Ich wünsche meine letzten Worte an Sie zu richten, sagte er zu dem Eintretenden mit schwacher Stimme.

Sie könnnen sich wieder erholen, lieber Dübois, sagte der Graf nicht ohne Bewegung.

Das denken Sie selbst nicht, erwiederte der Kranke mit schwachem Lächeln, und ich bin zur Reise gerüstet in unser ewiges Vaterland. Ich habe meine Sünden gebeichtet, und ich hoffe, Gott wird mir die Schwachheit vergeben, daß ich den Prediger in Hohenthal niemals leiden mochte und selbst in der Ferne nur mit Widerwillen an ihn dachte, denn sein dreistes Fragen ohne Schonung und Achtung, sein feindliches, schneidendes Absprechen und sein hochfahrendes Wesen gegen Niedere entschuldigt einigermaßen diese Abneigung, und öffentlich angefeindet habe ich ihn nie; ich habe nur dem nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, was Sie seine guten Eigenschaften nannten. Der Graf mußte wehmüthig lächeln, daß der alte Mann noch im Tode nicht die Abneigung gegen den Prediger überwinden konnte, die er gegen ihn empfunden hatte, so lange er ihn kannte. Doch was

reden wir von ihm, fuhr der Kranke fort. Sie wissen es, Herr Graf, ich habe immer die jakobinische Gleichmacherei verabscheut und auf Erden mit Ehrerbietung den Rang anerkannt, worin der Herr die Menschen hat lassen geboren werden; aber vor Gott, sagt unser Herr und Heiland Jesus Christus, sind wir alle gleich, und nur unsere Tugenden werden dort gewogen. Bald werde ich vor Gottes Thron stehen, ich kann mich schon als abgeschieden von der Erde betrachten. So gönnen Sie es mir, nun noch vor meinem Hinscheiden Ihre Hand wie die Hand eines Freundes in der meinigen zu fühlen, nicht wie die des herablassenden Herrn in der des durch seine Gunst beglückten Dieners, und vergönnen Sie mir die Ehrfurcht bei Seite zu setzen, die ich Ihnen immer bewiesen, wie es meine Pflicht war, so lange ich dem Leben angehörte, und lassen Sie mich die Liebe unverhohlen zeigen, die ich für Sie und die Ihrigen hegte. Wie ein Vater habe ich die Gräfin geliebt, besonders seit ihrem Unglück, aber ich will ihre weiche Seele schonen, darum bringen Sie ihr meinen Abschied und meinen Segen. Sagen Sie ihr, mein irdischer Dienst sei geendet, aber ich stürbe in der Hoffnung, daß es mir vergönnt sein wird, am Throne Gottes für Sie alle zu beten, und nehmen Sie die Schrift, die unter meinem Hauptkissen verborgen ist. Sie enthält meinen letzten Willen; versprechen Sie mir dafür zu



sorgen, daß er erfüllt wird. Der Graf nahm die Schrift, wie es der Greis verlangte, und sagte, indem er die erkaltende Hand faßte und innig drückte: Es soll alles erfüllt werden, was Sie verordnen, würdiger alter Freund. Sie wissen selbst, fuhr er mit Bewegung fort, wir alle haben Sie wie einen Vater geliebt; Sie bestanden darauf, sich einen Diener zu nennen, wir haben Sie wie einen Freund geehrt, Sie wissen es, guter Dúbois, wir hegten keine anderen Gefühle für Sie.

Mit mildem Lächeln neigte der Alte bejahend das Haupt, und es schien dem Grafen, als ob er dadurch in eine unbequeme Lage gerathen sei und deßhalb schwerer athmete. Er richtete ihn also sanft in seinen Armen empor, um diese Lage zu verbessern. Ein Blick unendlicher Liebe lohnte ihm aus den erlöschenden Augen; und als der Graf das würdige Haupt des Greises auf die Kissen zurück lehnte, war das Leben entflohen.

Mit der frommen Empfindung eines liebenden Sohnes drückte der Graf die erstarrten Augen zu und wehrte seinen Thränen nicht, die auf das erkaltete Antlitz niederflossen.

Ist denn dieser Hauch das Leben? fragte er sich. Muß dieß Herz nun in Staub zerfallen, das so eben noch liebend für mich schlug? Wohin ist der Geist entflohen, der noch so eben seine Gedanken mir mittheilte? Das Auge ist starr und

eingesunken, das so wohlwollend auf alle Menschen blickte, und unempfindlich ist die Hand, die vor wenig Augenblicken den Druck der Liebe erwiederte. O, welche Welt von Empfindungen schloß diese nun erstarrte Hülle in sich! Wie quälend, wie entzückend und wie nichtig ist das Leben!

Der Graf ermannte sich. Er traf die nöthigen Anordnungen für die Leiche und ging, um seiner Familie den Verlust bekannt zu machen, der sie eben betroffen. Alle zollten dem würdigen Greise Thränen, aber natürlich war es auch, daß der Schmerz mild war bei dem sanften Ende eines Greises, der das höchste Lebensziel erreicht hatte.

Nach der Beerdigung öffnete der Graf in Gegenwart einer Gerichtsperson das Testament des Verstorbenen, und alle Mitglieder der Familie wurden von Neuem zu Thränen bewegt, als es sich ergab, daß der dahin geschiedene Greis auch hierin noch sein liebevolles Gemüth auf das Rührendste geoffenbart hatte. Alle Ersparnisse eines langen Lebens, alle Geschenke, die er in der letzten Zeit mit kindischer Freude empfangen hatte, waren zusammengehäuft, und er ernannte den Grafen Adalbert Evremont zum Universalerben dieses kleinen Schatzes und stellte es seiner Großmuth anheim, Gustav Thorfeld und dem Knaben Francois ein Geschenk daraus zuzuwenden, wobei sie sich in der Zukunft des Verstorbenen erinnern könnten.

Evremont ehrte das Andenken und den Willen des Greises, und nahm dessen Vermächtniß für seinen Sohn an; aber der Graf sicherte als Geschenk dem Knaben Francois die eine Hälfte der Summe zu und sendete die andere Hälfte als letztes Geschenk des verstorbenen Dúbois an Gustav Thorfeld, von dem man schon seit einiger Zeit wußte, daß er mit der Tochter des Predigers verbunden war, und dessen neuen Hausstand dieß Erbe sicherer begründete.

Der Prediger hatte bei der Verbindung seiner Tochter mit dem Justizamtmann Thorfeld erwartet, in der Person seines Eidams künftig einen Verbündeten gegen die Anmaßungen seines rebellischen Freundes, des Arztes, zu finden, aber er fand sich unangenehm getäuscht, denn der junge Mann schloß sich innig an seinen frühesten Beschützer, den Grafen Robert, an und zog auch seine Gattin in diesen Kreis hinüber, und der Prediger fürchtete nicht mit Unrecht, daß er endlich dem Arzte würde unterliegen müssen, der an seiner Schwiegermutter in allen seinen Anmaßungen eine so kräftige Stütze hatte.

Die Gräfin befriedigte ihr Gefühl. Sie ließ dem wakkern verstorbenen Greise ein einfaches, in edelm Style gearbeitetes Denkmal setzen, und beide gräfliche Familien in Hohenthal und am Rhein lebten fortan in ungetrübtem Frieden, und die Zukunft nur kann darüber belehren, ob der so

oft geäußerte Wunsch des Grafen Robert in Erfüllung gehen und eine glückliche Heirath beide Familien in eine zusammen schmelzen wird. Wenigstens wird diese Hoffnung dadurch unterhalten, daß beide Kinder, von denen man die Vereinigung erwartet, eine große Neigung gegen einander äußern, die bei jedem Besuche, den sich die Familien wechselseitig in Schlesien und am Rheine abstatten, sich zu erhöhen scheint.

Ende des dritten und letzten Theiles.

Don Alonso oder Spanien. Eine Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit, von N. A. von Salvandy. Mit einem einleitenden Vorwort von F. W. von Göthe. Aus dem Französischen übersetzt. 5 Bde. 8.

Ladenpreis 4 Rtlr. 20 Gr.
Herabgesetzter Preis: 1 Rtlr. 12 Gr.

G. G. Bredow's Schriften. Ein Nachlaß. Mit dem Bildniß und Leben des Verfassers. Herausgegeben von Dr. J. G. Kunisch. gr. 8.

Ladenpreis 2 Rtlr. 12 Gr.
Herabgesetzter Preis: 9 Gr.

Inhalt: 1) Lebensbeschreibung des Verfassers. 2) Meister Adam. Lustspiel in 1 Akt. 3) Andreas Gryphius. 4) Herr Peter Squenz, oder Pyramus und Thisbe. Schimpfspiel in 2 Handlungen, nach Andreas Greif. 5) Philipp Nericault Destouches. 6) Die falsche Agnes, oder der poetische Dorfjunker. Lustspiel in 3 Akten nach Destouches. 7) Erzählungen von Oliver Goldsmith. 8) Shakespeare und seine Dramen von Johnson. 9) Gedichte von Bredow. 10) Dionysios Schilderung des Erdkreises. Aus dem Griechischen übersetzt.

Breslauer Burschenlieder. Neu gewählt und vermehrt. 8. Auf Velinpapier und kartonnirt.

Ladenpreis 1 Rtlr. 4 Gr.
Herabgesetzter Preis 6 Gr.

Der Frau von Campan Memoiren über das Privatleben der Königin Maria Antoinette von Frankreich. Nebst Erinnerungen und historischen Anekdoten aus der Regierungszeit Ludwigs XIV., XV., XVI. Aus dem Französischen. 3 Bände. gr. 8. Geheftet.
Ladenpreis 3 Rtlr. 20 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 12 Gr.

Contessa, der Freiherr und sein Neffe. Eine Novelle. 8. Kartonnirt.
Ladenpreis 1 Rtlr. 12 Gr.
Herabgesetzter Preis 12 Gr.

Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande über Ludwig XVIII., seinen Hof und seine Regierung. Aus dem Französischen von Karl Schall. 4 Bände. 8. Geheftet.
Ladenpreis 6 Rtlr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 12 Gr.

Irländische Erzählungen. Zur Kenntniß der Sitten, Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Mit 6 Holzschnitten nach Cruikshankschen Zeichnungen. 2 Bändchen. 16. Geh. Ladenpreis 2 Rtlr. 8 Gr.
Herabgesetzter Preis 20 Gr.

Die Insel Felsenburg, oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck. 6 Bändchen. gr. 16. Velindruckpapier. Ladenpreis 3 Rtlr. 20 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 12 Gr.

Gottfried's von Straßburg Werke. Aus den besten Handschriften mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben durch Fr. H. von

der Hagen. Mit 1 Kupfer. 2 Bände. gr. 8. 50 Bogen. Ladenpreis 3 Rtlr. 18 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr.

Hagen, Fr. H. von der, Briefe in die Heimath, aus Deutschland, der Schweiz und Italien. 4 Bände. Mit Abbildungen. gr. 12. Geheftet:
Ladenpreis 5 Rtlr. 20 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 16 Gr.

Die Kokette. Ein Roman von der Verfasserin der Erna, Felicitas u. s. w. 8. Geheftet.
Ladenpreis 1 Rtlr. 12 Gr.
Herabgesetzter Preis 12 Gr.

Markos Obregon, oder Auto-Biographie des Spanischen Dichters Vincente Espinel. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Vorrede von Ludwig Tieck. 2 Bände. 8.
Ladenpreis 2 Rtlr. 6 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr.

Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Aus einer Handschrift des 16ten Jahrhunderts. Herausgegeben von August Hagen. 2 Bändchen 8. Ladenpreis 1 Rtlr. 18 Gr.
Herabgesetzter Preis 18 Gr.

Pandurang Hari, oder Denkwürdigkeiten eines Hindu. Mit einem Vorwort von C. A. Böttiger. Aus dem Englischen 3 Bdchn. 8.
Ladenpreis 2 Rtlr. 18 Gr.
Herabgesetzter Preis 21 Gr.

Des Hauptmanns Rock Memoiren über die Verhältnisse des Staats, der Kirche und des Volks in Irland. Mit geschichtlichen Erläute-

rungen und Belägen von Thomas Moore. Aus dem Englischen. 8.

Ladenpreis 1 Rtlr. 12 Gr.
Herabgesetzter Preis 12 Gr.

Schall, Karl, Lustspiele. 1) Mehr Glück als Verstand. 2) Der Kuß und die Ohrfeige. 3) Trau, schau, wem? 4) Der Strohmann oder die unterbrochene Whistpartie. 5) Theatersucht. 6) Das Heiligthum. Neue Ausgabe 8.

Ladenpreis 2 Rtlr. 12 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 8 Gr.

Schober, Fr. v., Palingenesien aus den heiligen Büchern des alten Bundes. gr. 16. Geheftet.

Ladenpreis 6 Gr.
Herabgesetzter Preis 2 Gr.

Schubarth, K. E., zur Beurtheilung Göthes, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst. 2te verb. Aufl. 2 Bde. 8.

Ladenpreis 3 Rtlr. 12 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 8 Gr.

Spazier, Dr. R. P., Jean Paul Fr. Richter in seinen letzten Tagen und im Tode. 8. Geheftet.

Ladenpreis 21 Gr.
Herabgesetzter Preis 6 Gr.

Schloß Sternberg. Ein Roman von Wilhelm Martell. 2 Bände. 8.

Ladenpreis 2 Rtlr. 8 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr.

Tieck, Ludwig, Pietro von Abano oder Petrus Apone. Eine Zaubergeschichte. 8. Kartonirt.

Ladenpreis 1 Rtlr. 4 Gr.
Herabgesetzter Preis 14 Gr.

Tieck, Ludwig, der Alte vom Berge und die Gesellschaft auf dem Lande. Zwei Novellen. 8.
Ladenpreis 2 Rtlr. 8 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 12 Gr.

— **Dramaturgische Blätter.** Nebst Berichten über die englische Bühne, und Bemerkungen, Einfälle und Grillen über das deutsche Theater. 2 Bändchen gr. 16.
Ladenpreis 3 Rtlr. 8 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr.

Waagen, Dr. F. G., über Huber und Johann v. Eyck. 8. Ladenpreis 1 Rtlr. 6 Gr.
Herabgesetzter Preis. 9 Gr.

Wentzel, F. A., Leonte, der schöne Fackelträger, oder Glück durch Frauengunst. Roman in 2 Theilen. 8. Ladenpreis 1 Rtlr. 18 Gr.
Herabgesetzter Preis 12 Gr.

— **Mathias Korvinus,** und Maria, die Konsulstochter von Breslau. Ein dramatisches Gemälde; mit 1 Kupfer. gr. 8.
Ladenpreis 1 Rtlr.
Herabgesetzter Preis 6 Gr.

— **Kriegsgemälde** des neuen Zeitalters. Mit einer Musikbeilage von F. H. Himmel. 8. Geheftet. Ladenpreis 1 Rtlr. 8 Gr.
Herabgesetzter Preis 6 Gr.

Ferner sind noch zu den wohlfeilen Pränumerations-Preisen zu haben:

Adam Oehlenschlägers Schriften. Zum erstenmal gesammelt als Ausgabe letzter Hand. Voran des Verfassers Selbstbiographie. 18 Bändchen. gr. 16. Velindruckpapier. Geh. Pränumerations-Preis 9 Rtlr. 8 Gr.

Nächst Schiller nimmt Oehlenschläger unstreitig den ersten Platz unter den dramatischen Dichtern Deutschlands ein, und seine dramatischen Werke reihen sich auf eine glänzend Weise denen jenes großen Dichters an. Sein Aladdin ist ein vollendetes Meisterwerk, begabt mit allem Zauber romantischer Poesie, und wir wüßten ihm nichts in der deutschen Literatur gleich zu stellen. Eben so gehören seine Prosa-Schriften unter die besten Erzeugnisse deutscher Romanen-Literatur, und seine lyrischen Gedichte sind von eigenthümlicher Anmuth, Schönheit und Vollendung. Die vorangehende Selbstbiographie wird das allgemeinste Interesse erregen, indem des Autors Jugend in die schöne Blüthen- und Früchte-Zeit deutscher Poesie fällt, in welcher er, von Göthe und Schiller vielfach angeregt und aufgemuntert, seine Dichter-Laufbahn begonnen hat.

Inhalt der 18 Bändchen.

1s und 2s Bändchen: Die Selbstbiographie.
3s und 4s Bändchen: Aladdin.
5s Bändchen: Ludlams Höhle.
6s Bändchen: Hakon Jarl. Palnatoke.
7s Bändchen: Axel und Walburg. Corregio.
8s Bändchen: Starkodder. Hugo von Rheinberg.
9s Bändchen: Hagbart und Signe. Erich und Abel.
10s Bändchen: Die Wäringer.
11s Bändchen: Freias Altar. Die Räuberburg.
12s Bändchen: Robinson in England. Der Hirtenknabe.
13s Bändchen: Die Flucht aus dem Kloster. Das Bild und die Büste.
14s Bändchen: Die Uebereilung. Der blaue Cherub.
15s Bändchen: König Hroar in Leire.

16s Bändchen: Novellen.
17s Bändchen: Mährchen.
18s Bändchen: Gedichte.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum erstenmal aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt, und vollständig übersetzt von M. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Karl Schall. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 15 Bändchen, mit 15 von Göthe hochbelobten Holzschnitten, gezeichnet von Moritz von Schwind, in Holz geschnitten von dem Engländer Watts. 8. Velindruckpapier. Geheftet.
Pränumerations-Preis 4 Rtlr. 12 Gr.

